Kursbuch 7 1966

Reinhard Lettau
Günter Grass
Heiner Müller
Max Frisch
Heinrich Böll

Dossier 1
Ein Wirtschaftstag der CDU

Dossier 2
Kommentare zur deutschen Frage:
Rudolf Augstein, Karl Schiller
Joachim Herrmann, Léo Hamon u. a.

Suhrkamp Verlag

Kursbuch
Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger

Kursbuch 7 September 1966

Reinhard Lettau, Der Feind 1
Günter Grass, Vom Rest unterm Nagel. Vier Gedichte 9
Hans Frick, Schlesinger 13
Heiner Müller, Der Lohndrücker 23
Heiner Müller, Ödipus, Tyrann 52
Max Frisch, Erinnerungen an Brecht 54
Klaus Völker, Brecht und Lukács. Analyse einer Meinungsverschiedenheit 80
Klaus Völker, Notwendige Vorbemerkung, ehe man ein Pferd zum Sprechen bringt 102
Heinrich Böll, Brief an einen jungen Nicht-Katholiken 105
Reinhard Lettau, Journalismus als Menschenjagd 116

Dossier 1: Ein Wirtschaftstag der CDU. Redaktion: F. C. Delius 130

Dossier 2: Kommentare zur deutschen Frage. Antworten auf einen Katechismus (Augstein, Dichgans, Hamon, Herrmann, Mitzenheim, Morgenthau, Schiller, Segre, Wolff) 147

Goethe Institut e.V. Bibliothek
Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am: ...

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 5, im Einzelverkauf DM 8. Abonnements sind mit Monatsfrist zum Jahresende kündbar. Anschrift der Redaktion und des Verlages: Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, Grüneburgweg 69, Postfach 2446, Telefon 720881, Fernschreiber 413972. Postscheckkonto Frankfurt/Main 115761, Bankkonto Deutsche Bank Frankfurt/Main 95/7100. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Alle Briefe sind an ihre Frankfurter Adresse zu richten. Verantwortlich für den Inhalt: Hans Magnus Enzensberger. Redaktion: Karl Markus Michel. Copyright © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1966. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Umschlagentwurf Willy Fleckhaus. Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Reinhard Lettau
Der Feind

Draußen regnet es. Der General kommt zurück.
»Haben Sie gewonnen?« wird er gefragt.
»Ich habe den Feind nicht gefunden«, antwortet der General. Neben ihm stehen die Herren, die mit ihm hereingekommen sind, in triefenden Paletots. Pfützen auf der Diele.
»Der Gegner wurde nicht sichtbar. Wir fanden ihn nirgends«, sagt der General.
Unterdessen ist der Feldmarschall eingetreten, man hat ihn geweckt. Er setzt sich auf den Stuhl, den man ihm hinrückt. Dort knüpft er die Uniformjacke bis obenhin zu, dann sagt er: »Berichten Sie von der Schlacht.«
Der General schlägt die Augen nieder. »Ich hatte eben den Herren schon mitgeteilt, daß die Auffindung des Gegners schwierig war. Zum Beispiel glaubten wir einmal, auf eine feindliche Patrouille gestoßen zu sein. Bei dem Nebel ist es schwierig. Es sind alles Schemen.« Er zeigt hinter sich.
Der Feldmarschall ist jetzt aufgestanden und ans Fenster getreten. Knarren der Dielen, der Feldmarschall bewegt sich am Fenster. Die Anwesenden beobachten ihn dort. Ein Soldat tritt neben den Feldmarschall und hält die Gardine beiseite, damit der Feldmarschall nach draußen blicken kann. Der Feldmarschall beugt sich gegen das Glas. Im Zimmer herrscht Ruhe. Nach einer Weile sagt der Feldmarschall: »Draußen ist wirklich nichts zu sehen.« Der General atmet auf. Noch vom Fenster aus fragt der Feldmarschall: »Gehört haben Sie den Feind wohl auch nicht?«
»Einmal war der Feind im Baum und hat einen Vogel nachgemacht«, antwortet der General. »Wir gingen und hörten es von oben zwitschern. Deutliches Zwitschern im Laub. Echte Vögel, bei unserm Näherkommen, wären aufgeflogen.«
Der Feldmarschall geht in sein Zimmer zurück. Der General zeigt zur Zimmertür.
»Ist er dort allein?«

»Er ist viel allein. Immer ist er da drin.«
Zusammen mit zwei Soldaten tritt ein Oberst ein. Noch bei der Tür, ehe diese geschlossen ist, ruft er: »Wo sind meine Truppen?« Dann erst bemerkt er den anwesenden General, salutiert.
»Erklären Sie die Frage«, sagt der General.
»Exzellenz, es regnet stark. Zuletzt sah ich die Truppen auf der Landstraße hinter einem Feind herrennen. Vorn rannte der Feind, dahinter meine Truppen. Auf einer Anhöhe, um mir Überblick zu verschaffen, hielt ich selbst an. Die Truppen rannten alle an mir vorbei. Zuletzt, in der Entfernung, wo die Straße Hügel gewann, sah ich sie noch lange, langsamer rennen. Abgehetzt rannten sie wie Verlierer hinter dem Feind her.«
In der offenen Tür steht wieder der Feldmarschall.
»Hat der Feind sich manchmal umgedreht?« fragt er.
Der Oberst grüßt den Feldmarschall, steht vibrierend.
»Exzellenz«, sagt er, »der Feind wandte sich beim Laufen öfters um.«
»Wie sieht der Feind aus?« fragt der Feldmarschall.
»Dieser Feind«, sagt der Oberst, »wie soll man ihn beschreiben?«
»Entspricht sein Äußeres den Vorstellungen, die man sich in der Heimat macht?« fragt der Feldmarschall.
Der Oberst denkt nach.
»Beschreiben Sie das Äußere des Feindes«, ruft der General. »Entspricht es den Erwartungen?«
»Dieser Feind ist ein ziemlich kleiner Mensch und rennt sehr schnell. Sie sehen ja, wo meine Truppen sind. Zum Beispiel hat er Pickel. Durch das Fernglas habe ich Pickel im Gesicht gesehen.«
»Hat also Pickel?« ruft der Feldmarschall. »Ja, weiter. Ich höre schon.«
»Und ist sehr klein und läuft schnell, aber schief.«
»Und weiter?« ruft der Feldmarschall.
»Beim Laufen gehn die Knie so spitz hoch. Haben Sie Ihre Schlacht gewonnen?« fragt er jetzt den General.
»Haben Sie es schießen hören? Hat es gepfiffen? Sind bei mir Brandspuren? Meine Züge verräuchert?«
»Natürlich«, sagt der Oberst, »ist es ein schlechtes Gefühl, wenn ganze Kompanien hinter einem einzigen Feind herrennen.«
»Aha«, ruft der Feldmarschall. »Und warum? Nur weil wir mehr sind, dürfen wir da nicht Recht haben? Soll ich allein hierbleiben? Mich ganz

klein machen, geduckt herumlaufen? Sollen Zwerge immer gewinnen? Man stellt hier zehn Menschen hin, dort einen, dann hat der eine gleich Recht, nur weil er allein ist, Hautausschlag hat, aber wir sind Teufel, weil wir gesund sind, groß sind, zu zehnt sind?«

Später, in der Nacht, steht der Feldmarschall wieder im Zimmer, bindet sich noch den Morgenmantel zu und sagt: »Ich habe einige Überlegungen angestellt und meine, daß wir den Feind heute schlagen werden.«
Unruhe vor dem Haus. Ein Major betritt den Raum.
»Sie haben ja Blumen in der Hand«, sagt der Feldmarschall.
»Gewiß, ein Blumenstrauß«, antwortet der Major. Er blickt zur Hand. »Feldblumen.«
Dann, auf Befragen: »Sie wissen, wie hier die Leute aus den Häusern treten, wenn man durchs Dorf kommt. Wir hatten das Dorf kaum hinter uns, vor uns flaches Land, da sehen wir in der Ferne Männer gegen uns vorrücken, etwa tausend. Eben habe ich meinen Leuten Deckung befohlen, sind diese schon bei uns, gehen weiter, auf einem großen Spaziergang ins Dorf. Ich dränge mich durch ihre Reihen hindurch zu den ersten, wo ich den Anführer vermute, stelle mich vor ihnen auf und rufe: ›Halt!‹ ›Warum Halt?‹ rufen diese und schreiten weiter voran, so daß ich gezwungen bin, rückwärts zu laufen, um sie bei ihrem Vorwärtsgehen noch im Auge zu behalten. ›Seid Ihr nicht Feinde?‹ rufe ich, darauf lachen diese, Zahnwerk wird sichtbar, machen Grimassen, lachen aber und rufen hinzu: ›Damit du nicht Angst hast‹ und sind schon vorbei, den Hügel hinan und dahinter verschwunden.«
»Befinden sie sich noch immer hinter jenem Hügel?«
»Wir standen vor der Wahl, nachzuschaun oder uns zunächst hierher zu begeben, um Meldung zu erstatten.«
»Alle Ihre Leute?«
»Meine Leute wollten die Aufnahme der Meldung hier beobachten.« Der Major bemerkt jetzt den General. »Sie wollten doch eine Schlacht machen?« fragt er ihn.

Frisch, mit leuchtenden Augen, tritt der Feldmarschall am frühen Morgen ins Zimmer.
»Wir schlagen den Feind heute«, sagt er.
Der Adjutant meldet sich.

»Warum heute?«
Da tritt ein Leutnant in die Stube. Er salutiert nach allen Seiten.
»Ein Mann«, sagt er, »sagte, er würde uns den Ort zeigen, wo der Feind sich aufhält, wenn er nicht unterwegs sei. Bald sagte er: ›Verharrt hier‹, verschwand, kam zurück: ›Womöglich woanders‹, sagte er. Woanders angekommen rief er: ›Dahinten‹, dort: ›Nein, wo wir vorher waren‹, dort: ›Nun folgt‹, auf einmal: ›Nun wartet‹, wir warteten.«
»Während Sie warteten, ist er nicht wiedergekommen?«
»Nicht. Während wir dastanden nicht.«
»Sie haben ihn nicht mehr gesehen?«
»Auf dem Rückweg. Er focht, aber es war niemand sonst da. ›Wo ist Ihr Gegner?‹ fragten wir ihn. ›Zuletzt dort drüben‹, sagte er. ›Zählt, was Sie tun?‹ fragten wir ihn. ›Diesen Hieb, er spürt ihn‹, rief er.«
»Haben Sie den Feind berührt?« fragt der Feldmarschall.
»Ich selbst habe ihn angefaßt.«
»Wie faßt sich der Feind an?« fragt der Feldmarschall.
Der Leutnant berührt seinen Nebenmann.
»Er faßt sich an wie der Herr hier. Nur muß man sich bücken, um ihn anzufassen.«
»Wie tief etwa?«
Der Leutnant geht in die Knie.
»So tief schon«, sagt er.
Die Herren kauern jetzt, unterhalb der Fenstersimse, Köpfe in Tischhöhe, und betasten sich.
»Und wie ging es hier?« fragt der Leutnant.
Ein Soldat stolpert herein. Die Herren richten sich schnell auf und wenden sich zur Tür um. Der Soldat steht schwankend.
»Sie haben da einen sehr schönen Orden«, sagt der Feldmarschall zu ihm.
»Einen bei uns in dieser Größe noch nie gesehenen Orden«, sagt der Oberst.
»Wo haben Sie denn den Orden her?« fragt der Adjutant.
Der Soldat tritt von einem Fuß auf den andern.
»Der Orden«, er zeigt auf den Orden, »ist mein Orden.«
»Gewiß«, sagt der Feldmarschall. »Nun kommen Sie mal hierher.«
Der Soldat geht torkelnd zwei Schritte auf den Feldmarschall zu.
»Der Orden ist wohl schwer?« fragt der Feldmarschall.
»Den Orden kann man kaum tragen«, sagt der Soldat.

»Und wo haben Sie den Orden her?« fragt der Feldmarschall.
»Vor dem Haus. Gleich bei der Statue.«
»Welcher Statue?« ruft der Feldmarschall und eilt vors Haus. Der Feldmarschall steht vor dem Haus, die Offiziere im Halbkreis hinter ihm. Draußen Sonne.
»Wo ist die Statue?« ruft der Feldmarschall. »Ich sehe keine Statue.«
»Hier war nie eine Statue«, sagt der Adjutant.
»Aber dahinten sind viele Statuen«, ruft der General und zeigt zum Horizont.
»Diese Statuen sind mir neu«, ruft der Adjutant.
»Die Vielfalt der Posen«, ruft der Oberst.
»Ziemlich kugelrund«, ruft der Major.
»Ragend, steigend, schreitend«, ruft der Leutnant.
»Eine doch beim Haus«, ruft der Adjutant. Er zeigt seitwärts. Im Nu sind alle im Zimmer.
Der Feldmarschall erteilt jetzt Befehle, die Statuen zu beobachten, indem um jede herum ein paar Mann zu postieren sind. Nachdem dies geschehen ist, steht der Feldmarschall wieder am Fenster. Ein Soldat hält wieder die Gardine beiseite. Der Feldmarschall schaut nach draußen. Trüber, nebliger Tag, stumme Gruppen im Feld, den Hang hoch, eine Armlänge vom Fenster entfernt. Der Feldmarschall wendet sich zurück ins Zimmer. »Ein Kerl hat gezwinkert«, flüstert er.
Oder Vormittag, schweigend verbracht. Herumsitzen der Herren längs der Wand. Das Zimmer: kleine Blumentapete, weißer Kaminsims, Schiffsbild. Braune, spiegelnde Diele. Einzelne, entfernte, wattierte Rufe von außen. Der General schaut eine Karte an, die mehrfach, dick gefaltet ist, der Major hält ein Buch in der Hand, starrt gegen die Wand. Gelegentliches Durchlaufen des Feldmarschalls durchs Zimmer. Er tritt aus seiner Kammer heraus, winkt den sofort schon im Aufspringen begriffenen Herren zu, sitzenzubleiben, und läuft, von diesen von unten her, von unten nach oben beobachtet, durchs Zimmer. Einmal, beim Vorbeigehen an dem General, flüstert er diesem zu: »Na, haben Sie die Schlacht gewonnen, haha?« und ist an dem Errötenden schon vorbei. Er eilt ins Speisezimmer, ob schon gedeckt wird. Er kommt zurück. »Sind die Statuen noch da?« fragt er. »Alle noch da, Exzellenz«, flüstert der Adjutant.
Mittag gemeinsam nebenan, stumme Mahlzeit. »Meldungen?« fragt später der Feldmarschall. »Anfragen von zu Hause«, antwortet der Adju-

tant. »Was halten Sie von Anfragen von zu Hause?« fragt der Feldmarschall. »Zeugnisse der Ungeduld«, sagt der Adjutant. »Der Neugierde«, sagt der General. »Gut charakterisiert«, sagt der Feldmarschall.
Betäubende Mittagsruhe, Knarren des Bettes des Feldmarschalls von drinnen hörbar. Man hört den Feldmarschall aufspringen, sich rüsten. Wieder Durchgänge des tadellos gekleideten Feldmarschalls durchs Zimmer, während es draußen dunkelt. Die fröstelnden Herren lassen im Kamin ein Feuer machen. Indessen betritt der Feldmarschall die Stube, die Herren erheben sich nur gekrümmt aus den Knien und sacken gleich zurück.
»Habe ich abgewunken?« ruft der Feldmarschall. Als alle gleich stehen: »Haha, schon gut, setzen«, ruft er.
Später, finsterer Nachmittag. Von draußen nahe Rufe. »Ihr habt jetzt die Zähne im Feind«, sagt der Feldmarschall. »Beißt tiefer und tiefer, bis er zerstört ist.«
Dann, nach einem Wortwechsel vor der Tür, betreten zwei Herren das Zimmer und salutieren zusammen.
»Was sind das für Uniformen?« fragt der Feldmarschall.
Die Ankömmlinge mustern einander, dann die Herren im Raum.
»Unsere Uniformen? Und Ihre? Was haben Sie denn für Uniformen?«
»Wir haben richtige Uniformen«, sagt der Adjutant.
»Keine giftgrünen Röcke«, sagt der General. »Bei uns stimmt es.«
»Unsere Uniformen«, sagt einer der Ankömmlinge, »werden bei uns von allen getragen.«
»Ich bin ein Feldmarschall«, sagt der Feldmarschall und zeigt links und rechts auf die Achselklappen.
»Weg hier«, sagt der erste Herr zum zweiten Herrn und beide entfernen sich.

Ruhig verbrachte Nacht. Der Feldmarschall hat sich noch einmal Bücher ins Zimmer bringen lassen. Der Adjutant, der als einziger aufblieb, hat ihn drinnen bald gähnen, das Licht ausknipsen hören.
Zum Frühstück erscheint der Feldmarschall pünktlich. »Statuen noch da, ja?« fragt er zur Seite, beim Setzen. Als alle nicken: »Meine Laune ist gut«, sagt er. Er überblickt die Frühstückstafel.
Danach, im Wohnzimmer, stehen die Herren im Halbkreis vor ihm. Adjutant am nächsten, daneben der General mit dem Oberst, zur Linken Major und Leutnant, bei der Tür ein Soldat.

»Wie geht es den Truppen heute?« fragt der Feldmarschall. »Hat sie jemand gesehen?« fragt er. »Wie sehen sie heute aus?«
»Es fehlt Tätigkeit«, sagt der Adjutant.
»Wir müssen einen neuen Anlauf nehmen«, sagt der Feldmarschall. »Noch einmal hier ankommen und es ausnutzen. Oder doch hierbleiben und von vorn anfangen.«
»Wie weit von vorn?« fragt der Adjutant.
Erwartung im Zimmer. Der Feldmarschall nimmt eine entschiedene Haltung an.
»Ganz von vorn«, sagt er. »Setzen Sie sich, holen Sie Hefte und Bleistifte raus, schreiben Sie!«
Die Herren sitzen mit gezückten Bleistiften.
»Ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie«, sagt der Feldmarschall.
»So weit von vorn?« fragt der Adjutant.
»Haben Sie das geschrieben?« fragt der Feldmarschall.
Alle nicken.
»Dann lesen Sie vor, was Sie geschrieben haben«, sagt der Feldmarschall. Er zeigt auf den Adjutanten.
Dieser erhebt sich.
»Exzellenz, im Namen der Herren bitte ich gleich um ein zusammenhängendes Diktat.«
»Zum Beispiel einen Aufsatz über einen Ausflug«, ruft der General.
»Zuerst die Geschlechtswörter«, sagt der Feldmarschall. »Deklinieren Sie!«
Der aufgerufene Oberst erhebt sich. Er starrt auf das Heft, das er vor sich hält. Die Herren warten.
»Der, des, dem, den«, sagt er.
»Gut«, sagt der Feldmarschall.
»Die, der, der, die«, sagt der Oberst.
»Weiter«, sagt der Feldmarschall.
»Das, des, dem, den«, sagt der Oberst.
»Gut«, sagt der Feldmarschall.
»Falsch«, sagt der Adjutant.
»Inwiefern falsch?« fragt der Feldmarschall.
»Exzellenz«, sagt der Adjutant, »es heißt das Kind, nicht den Kind. Zum Beispiel: Ich sehe das Kind. Es ist ein anderer Fall.«
»Ich sehe das Kind, ich sehe das Kind«, murmelt der Feldmarschall. Er

senkt den Kopf, legt die Hand an die Stirn. Die Standuhr schlägt. Schließlich hebt der Feldmarschall den Kopf mit einem Ruck hoch.
»Den Kind kann man auch sagen«, sagt er.
»Den Kind, den Kind«, murmeln alle und schütteln den Kopf.
»Den Kind klingt auch gut«, sagt der Feldmarschall. »Den Haus kann man auch sagen. Ich gehe in den Haus, wie klingt das?«
Der Oberst meldet sich.
»Oder den Oberst«, sagt er. »Wie ist das?«
»Das Baum«, sagt der General und setzt sich sofort.
»Ich Laub«, sagt der Leutnant.
Jetzt steht der Major. Er wartet, bis die Herren sich erholt haben. Dann hebt er den Zeigefinger hoch, schaut drauf und sagt: »Oh Hut.« Beifall von allen Seiten.
»Ruhe«, brüllt der Feldmarschall. »Li, lu, a, o.« Nicken aller Herren.

Günter Grass
Vom Rest unterm Nagel
Vier Gedichte

VOM REST UNTERM NAGEL

Wovon erzählen, immer noch vom Knopf
und Bodensatz, der übrig blieb,
von Aschenbechern, Sound and Light,
was übrig blieb, was überblieb,
vom Zinsertrag der kleinen Konten
und von der Zeit, die uns geblieben?

Wovon erzählen, von der Liebe?
Wovon? Noch immer von der Liebe?
Wovon, als ob nur Liebe zählt
und jeder nicht mit seinem Kot allein
auf jedem Abtritt einzeln steht,
mit Fingernägeln: ganz allein.

Das kratzt sich offen, heilt sich nicht
und speichert Reste unterm Nagel:
Ich trenn mich nicht, ich putz sie nicht
und weise alle harten Instrumente
zurück; denn Liebe geht mit Geiz
zu Tisch zu Bett und wäscht sich nicht.

Wovon, wenn von der Liebe nicht?
Vom Vorrat, wenn wir fleißig sind,
vom fetten schwarzen abverdienten Rest
will ich erzählen, wenn wir fertig sind
und unsre Nägel, zweimalzehn,
vom Augentauschen dreckig sind.

PLATZANGST

Mama. Sie kommen auf mich zu
und knacken mit den Handgelenken,
die Söhne aus zu gutem Haus.

So wohlerzogen nimmt Gewalt
den Anlauf, nett, studentenhaft,
mit Kußmundfragen: Glauben Sie?
ein nackter Finger: Hoffen Sie?
die Drohung zielt, zum Schlips gebunden,
als Zusatzfrage: Lieben Sie?

Jetzt lockern sie den Knoten, jetzt:
Mitesser überlebensgroß.
Die Söhne aus zu gutem Haus.

Es ist so schön hier, auch bei Regen.
An Zigaretten glaub ich immer noch.
Mein Schnittlauch grünt, die Hoffnung auch.
Und manchmal, wenn ich mich zerstreue,
kehrt mich die Liebe mit Geduld aufs Blech.

Mama. Es hat sich Heiterkeit
verflogen und ist überfällig.
Eng wird es zwischen Ideologen
und Söhnen aus zu gutem Haus.
Sie kommen näher. Ich will raus.

DER DELPHIN

Ich, gelehrig, sah im Sprung meinen Lehrer:
den Konvertiten hinter dem Mikrophon.
Hörte ihn abschwören und zerlachte ihm seine Beichte:
Schülergelächter. Delphinengelächter.
Er stülpte sich um, lächerlich um:
Damals war ich, heute bin ich.
Doch als er altbackenen Kuchen erbrochen
und frische Semmel getischt hatte,
als Saulus, gleich nach der Häutung,
in mir, – ich sprang! –
den belehrbaren Delphin entdeckte,
als ich dran glauben sollte, dran glauben sollte,
säuerte Angst mein Gelächter;
und ich sicherte den Ausgang,
tauchte und schwamm mich frei.

Wenn ich hotdogs im Speisewagen, –
die Steppe zäunt den Autofriedhof ein, –
wenn rechts mein Auge Landschaft faßt
und links Statistik betet, wenn
ich diesen gelbgenarbten Rücken, –
sein Unterfutter Tuff Basalt Granit, –
mit einer Zuwachsrate dreieinhalb Prozent,
wenn ich mir Zuckerrüben beiderseits der Elbe
und Erdgas hier in Küstennähe,
wenn ich vergleiche, doch mein Blick ist zwie, –
die angeschnallte Flugangst stellt sich ein, –
wenn ich, weil Schluchten, leere Pferche
und hüfthoch gelbverfilztes Gras,
mir einen Western denke, Brüder reiten
und treffen sich im gelbverfilzten Gras,
wenn ich den Breitwandwestern reißen lasse
und auf Papier der Southern Pacific Verluste,
die unrentabel für zwölf Dollar zehn
mich und zwei Koffer durch die Landschaft trägt, –
wer hilft mir Preußens Kiefern roden? –
wenn ich vergleiche, doch mein Blick bleibt zwie, –
beschwichtigt, weil auch Neger im Abteil, –
und mich entscheide zwischen Landschaft und Papier,
zwing ich die Augen, doch es schläft
Berlin nach Helmstedt durch die Börde
erst kurz vor San Francisco ein.

Hans Frick
Schlesinger

Er atmete noch, als ich ihn verließ. Über einigen Sesseln lagen weiße Tücher. Er starb. Dreißig Jahre habe ich auf diesen Augenblick gewartet, der mich entschädigen sollte für ein Leben, das nach seiner Denunziation eigentlich sinnlos geworden war. Es gelang mir bald ihn zu hassen, diesen Haß mit jedem Verhör, dem ich ausgesetzt war, zu steigern. Er wurde zu einem Instrument, das ich virtuos beherrschte. Durch die gelungene Kompensierung erschloß sich mir eine Wirklichkeit, die weit außerhalb des Ästhetischen lag. Ich wollte mich rächen. Das aber war nur möglich, wenn ich die Verhöre überstand.

Sein plötzlicher Tod wird Aufsehen erregen. Ich habe ihn getötet, mit einem Messer, das eigens für diesen Zweck gekauft wurde; gegen Abend des gestrigen Tages. Ich betrat den kleinen Laden, stellte fest, daß ich der einzige Kunde war, und deutete auf ein bestimmtes Messer in der Auslage. Sofort machte sich der Verkäufer, ein älterer Herr, der offensichtlich an einer Augenkrankheit nervöser Art litt, an einem hinter der Theke stehenden Spiegelschrank zu schaffen. Sein Eifer belustigte mich, seine Bewegungen, die mich an Marionetten erinnerten. Das einfältige Gesicht: meine Vorsicht wich einem Gefühl heiterer Überlegenheit. Ich schüttelte den Kopf, bedauerte, nur das Messer aus dem Schaufenster interessierte mich. Seine Erklärung, das von mir gewünschte Messer unterscheide sich in nichts von denen, die er aus verständlichen Gründen im Spiegelschrank aufbewahre, beeindruckte mich nicht. Er bat dringender, ihm doch zu glauben, aber sein undurchsichtiges Verhalten brachte mich nur noch mehr gegen ihn auf. Ich lehnte ab, er wurde unruhig, während ich langsam, mit einfallenden Schultern – ein alter Trick von mir, der in solchen oder ähnlichen Situationen selten seine Wirkung verfehlte – zur Tür ging. Wie nicht anders zu erwarten, kam er nun hinter der Theke hervor, forderte mich höflich auf, seine Einwände doch um Himmelswillen nicht mißzuverstehen. Er sagte mit abgewandtem Gesicht: Wenn es Ihr ausdrücklicher Wunsch ist, mein Herr. Ich, der ehemalige Häftling, der Scheißkerl, der

Marxist, wie sie mich genannt hatten, wurde durch die Höflichkeit eines um seinen Umsatz besorgten Verkäufers zu einem Herrn. Ich wurde verlegen. Eine Beschreibung meiner Person, der eines Krüppels, könnte diesen Exkurs in die Bezirke fragwürdiger Eitelkeit ohne weiteres verständlich machen. Selten hatte jemand Mein Herr zu mir gesagt.
Wenn es Ihr ausdrücklicher Wunsch ist. Nun, ich hatte Gründe, auf dem in der Auslage gezeigten Messer zu bestehen. Wochenlang habe ich beinahe täglich davorgestanden, auf die flimmernde Klinge gestarrt und Schlesingers, des Denunzianten, Ermordung geplant. Die Klinge war gut, etwa dreißig Zentimeter lang und ganz leicht gebogen. Die Stimme des Verkäufers klang ruhig, ich bezahlte, ging. Vor dem Schaufenster blieb ich noch einmal stehen. Mein Messer hatte auf einem dunkelroten Samtkissen gelegen, ein wenig erhöht durch einen gläsernen Sockel, ein wenig schwebend über den anderen Ausstellungsstücken. Kaum etwas hatte sich verändert, da war die dunkelrote Fläche, an den Seiten kaum merklich gebleicht von der in dieser Jahreszeit hereinfallenden Sonne, da war genau genommen alles und es war, mit den Augen eines zufälligen Betrachters gesehen, unverändert geblieben. Und doch nicht. Er hieß Schlesinger. Ich habe Schlesinger gehaßt. Ich lebe wieder. Der Entschluß ist gefaßt, hinter die Kulissen zu treten, die Begegnung mit Murdock zu arrangieren. Es gibt keinen Stillstand, es ist wichtig, immer daran zu denken. Brahms Theorie vom Sinnlosen der Bewegung soll hier nicht näher erläutert werden, auch nicht die Ansicht Murdocks, in allem sei nicht mehr als dynamischer Stillstand zu erkennen. Ich habe fast alles vergessen, die Gründe, die ich fand für dieses, sagen wir zufällige Übereinstimmen. Ich bin tolerant genug, Brahm nicht zu widersprechen.
Nur die Straße ist da und Licht, zwischen den Bäumen. Der Weiher mit seinen Geräuschen scheint sich zu entfernen, das Licht gleichsam ein letztes Mal vor dem Versinken über die unteren Zweige werfend. Die Stille ist abweisend. Auf dem Fluß wendet ein Schiff. Die beleuchteten Fenster sind trotz des Nebels gut zu erkennen. Ich stelle mir vor, hinter einem der Fenster zu stehen, langsam fortgetragen zu werden. Ich spüre das Zittern unter meinen Füßen, das Stampfen des Schiffsmotors. Fortgetragen zu werden. Wohin? Ich bin überall gewesen. Ich habe mir vorgestellt, überall gewesen zu sein, in den Straßen der großen Städte, in den Parks, Leichenhäusern, Kasernen, Theatern, Kirchen, in ihren Gefängnissen. Der Weiher mit seinen Geräuschen, der Brunnen, die Ruine dahinter, das herüber-

gewehte Licht. Es gefällt mir, Das Licht zu sagen. Es assoziiert schlammige Landschaften, Baumstümpfe, Wolken, verkohlte Balken, Drähte, einfach den Ablauf der Jahre, der Zeit. Worte ohne Bedeutung. Warum alles erklären? Ich müßte zuerst meine Starrheit überwinden, diesen immerwährenden Zustand, und den Wunsch, ein Ereignis möge sich einstellen, das eine auf lange Zeit sichtbare Spur hinterläßt. Manchmal glaube ich, daß solche Ereignisse bevorstehen. Ich denke sie mir als die Folge einer plötzlichen Helligkeit; keine Schatten mehr, nur Licht, wie Sandkörner, Licht, das Poren und Lider zerschlägt.

Die Worte, die ich finde, verkehren den Sinn des Gedachten ins andere Extrem, als wäre es ihre Funktion, diese Umwandlung immer wieder im ungeeignetsten Augenblick zu vollziehen. Ich habe vom Licht gesprochen, um seine Wirkung auf mich verständlich zu machen. Gibt es diese Wirkung überhaupt? Zerschlagene Lider tote Augen: das könnte bedeuten, daß ich an die Sehkraft eines Blinden dachte. Oder ich sagte Licht und meinte einfach Dunkelheit. Wie Brahm. Eine Erklärung ist jetzt nicht möglich, ebenso wenig, wie sie später möglich sein wird. Ich muß leben mit dieser Ungewißheit oder mit der Gewißheit, daß die Fragen, die ich stelle, nicht beantwortet werden können. Nicht von mir. Möglicherweise von anderen. Mit ihrer Erwähnung schließt sich der Kreis einer fadenscheinigen Objektivität. Ich kenne sie nicht, vielmehr ich kenne sie nicht mehr, diese Anderen. Zu sagen, ich habe sie nie gekannt, wäre übertrieben. Irgendwann waren wir miteinander verbunden, durch gemeinsame Erlebnisse, Ängste wie ich vermute, durch Empfindungen, die stärker waren als alle Widersprüche. Unerklärlich, daß es diese Zeit einmal gegeben hat. Ich könnte mich von ihr befreien, wenn ich aufhörte Fragen zu stellen und Antworten zu erwarten. Antworten, die wiederum Fragen sind. Das Schiff hat die Brücke erreicht, es wird den vorgeschriebenen Kurs nicht verlassen. Der Nebel ist gesunken. Er liegt dicht über der Wasseroberfläche. Alles verläuft planmäßig. Brahms Verdacht hat sich bestätigt. Es ist schon vorgekommen, daß ich am Anlegeplatz der Schiffe stand, entschlossen, meine Bedenken fallen zu lassen und ein Billett zu kaufen. Das Schiff legt an, ich höre Stimmen, eine Sirene, schwächer werdendes Motorengeräusch. Sie verlassen das Deck, angestrahlt von zwei an Masten befestigten Scheinwerfern, zögern, gehen. Der Platz vor dem Schiff ist leer.

Ich bin eigentlich gegen meine Überzeugung zurückgekehrt. Einen Grund dafür kann ich nicht angeben. Mein Verhalten belustigt mich. Es ist, als

verfolgte ich einen Fremden, der, ein wenig ängstlich und ziellos, durch die Straßen eilt, immer auf der Flucht vor den Ausgeburten seiner Phantasie. Sie feiern irgendein Fest. Am Ufer des Flusses entlang zieht sich eine Reihe von Kirmesbuden: Kreischen Rasseln heisere Ausruferstimmen Heulen der Karussells Tritte zahlloser Füße. Tagsüber lief ich hinter ihnen, nachts schlief ich zwischen den Bierzelten. Ich werde Vergnügen daran gefunden haben, auf der feuchten Erde zu liegen, den Gestank des Flusses einzuatmen. Ich werde Brahm immer ähnlicher. Ich erfand Gesichter, bunte Blasen, Köpfe, die über die Wasserfläche kugelten, erfand die Körper dazu, denen ich einen Platz dicht bei den Buden zuwies, sie stapelte wie Bretter. Drei Nächte genügten, um das entstandene Bild abzurunden: das einzige Ereignis ist, daß es keine wirklichen Ereignisse gibt. Diese Erkenntnis ist gut, so lange es mir noch gefällt, die Versuche, meine Starrheit zu überwinden, fortzusetzen.

Nichts hat sich verändert. Die schräg in die Erde gerammten, die Fassade der Ruine stützenden Balken könnten einige Millimeter tiefer eingesunken sein. Das ist alles. Niemand erwartet mich, niemand öffnet, wenn ich klopfe. Vielleicht Brahm. Aber damit wäre nichts gewonnen, Brahm ist kein geeigneter Anblick für einen, der sich gerade entschlossen hat zurückzukehren. Er ist mir zu ähnlich mit seiner schiefen Visage und seinen abstehenden Ohren. Es ist möglich, daß ich ihn hasse. Ich frage ihn nicht danach, ich weiß, er würde mich auffordern, einem spontanen Gefühl keine besondere Bedeutung beizumessen. Wahrscheinlich übertreibe ich und es ist nur die übliche Verachtung, die man für jemand empfindet, der dreißig Jahre lang allen Bekehrungsversuchen widerstanden hat, ohne unglaubwürdig geworden zu sein. Dreißig Jahre mit Brahm. Wer hätte damals gedacht, daß das möglich wäre, damals, als er mir in meiner Zelle gegenüberstand, die Faust hob und mir drei Vorderzähne ausschlug. Zugegeben, er war wütend, er hatte mich zu verhören und ich schwieg. Als er meinen Fall übernahm, mußte er wissen, daß ich schweigen würde. Ich war entschlossen, keinen Laut von mir zu geben, für Brahm hingegen war meine Aussage von größter Wichtigkeit. Wenn du dein Maul aufmachst, laß ich dich laufen, sagte er. Diese Tricks waren mir natürlich bekannt. Ich hob meine Zähne auf und fragte: und was geschieht mit Blum? Blum ist geliefert, sagte er, Blum ist so und so geliefert. Blum ist unschuldig, sagte ich, genau so unschuldig wie alle, die ihr verhaftet habt. Das könnte dir so passen, sagte er fäusteschüttelnd. Ich dachte nicht dar-

an, auch nur einen der von mir geforderten Namen preiszugeben. Lieber sollten sie mich zu Hackfleisch verarbeiten, wie Brahm verschiedentlich angedeutet hatte. Brahm setzte das Verhör fort, das heißt er schlug weiter, lustlos wie ich glaubte und kaum noch überzeugt von der Wirksamkeit seiner Methode. Der Ausgang unserer Auseinandersetzung war wieder offen. Er tat mir leid, vielleicht hätte ich an seiner Stelle nicht anders gehandelt. Sie hatten ihn schließlich beauftragt mich zu verhören, weil sie wußten, daß wir uns kannten. Brahm hatte keinen meiner Vorträge versäumt. Seine Lage war prekär: brachte er mich nicht zum Sprechen, verlor er das Vertrauen seiner Auftraggeber, schlug er mich weiter, setzte er sich vor mir in ein schiefes Licht. Ich wagte es, ihn an unsere früheren Gespräche zu erinnern, begriff aber bald, daß ich mich damit freiwillig in eine fatale Position gebracht hatte. Während ich Vorträge hielt, vor leeren Stuhlreihen den Marxismus als die einzige echte Alternative pries, Artikel schrieb, in denen ich die tatsächlichen Zusammenhänge aufzeigte, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit den aufkommenden Terror analysierte, hatten Brahm und seine Freunde bereits gehandelt. Jeder Tag brachte ihnen neue Erfolge, Grund genug, an die Einzigartigkeit ihres Systems zu glauben. Du hast nicht begriffen, sagte Brahm. Sieh dich um, euer Spiel ist aus. Sie müssen mir Zeit lassen, sagte ich. Er tat überrascht. Zeit, du Arschloch? Ich wollte eine Erklärung abgeben, aber er unterbrach mich. Diese Zeit ist unsere Zeit. Wenn du klug bist, hast du noch eine Chance. Wir haben keine Gerechtigkeit mehr zu üben, wir haben nur noch zu vernichten und auszurotten, sagte ich. Die Namen, schrie er, ohne zu verstehen, daß ich einen seiner Freunde zitiert hatte. Es war mir nicht gelungen, ihn abzulenken. Ich bin kein Verräter, sagte ich. So, du bist kein Verräter, sagte er, warf einen kurzen Blick aus dem Fenster und bearbeitete mich dann mit seinem Gummiknüppel. Schließlich zerrte er mich über die Treppen nach unten. Zelle an Zelle, das Klatschen der Schläge, Geschrei. Die Sonne schien. Im Hof standen zwei Lastwagen. Einige Arbeiter waren damit beschäftigt, Lautsprecher an Wänden und Bäumen anzubringen. Ich dachte an Blum, wußte nicht, warum Brahm plötzlich das Verhör unterbrochen hatte und mich auf den Hof führte; bis ich die Männer sah, die hinter den Lastwagen an einer Mauer standen. Ich erschrak, dort standen sie, die ich retten wollte, indem ich ihre Namen verschwieg, sie sahen mich an mit merkwürdig ausdruckslosen Gesichtern, sahen mich immer nur an. Das ist aber eine Überraschung, sagte Brahm, die Herr-

schaften kennen sich? Erst jetzt begriff ich, daß Brahm durch diese Begegnung den Eindruck hervorrufen wollte, ihre Verhaftung sei lediglich auf meine Aussage zurückzuführen. Damit war nicht zu rechnen gewesen, mit dieser Episode war das Spiel in eine neue Phase getreten. Sie würden versuchen sich zu rächen, sahen sie doch, nach ihrer undurchdringlichen Gelassenheit zu urteilen, in mir den Denunzianten, den Verräter, dessen Existenz somit unwichtig geworden war. Ich hätte damals alles dafür gegeben, den Irrtum aufklären zu dürfen, ich fürchtete die Gerüchte, die nach solchen Begegnungen immer entstehen. Einem Gerücht kann man – wenn überhaupt – nur im Stadium seines Entstehens entgegentreten; spätere Versuche sich zu rehabilitieren erzielen genau den gegenteiligen Effekt, jedes Wort zur eigenen Verteidigung wird zu einer weiteren Belastung, es gibt endlich nur noch die Schuld, mit der man zu leben hat, wenn man es nicht vorzieht, den längst geplanten Selbstmord zu realisieren. Die Herren entschuldigen uns, sagte Brahm. In meiner Zelle saß Schlesinger. Nachdem er Brahm zwar etwas herablassend, aber doch wie einen guten Bekannten begrüßt hatte, wandte er sich mit einem vertraulichen Augenzwinkern mir zu. Es hat keinen Sinn, noch länger den Märtyrer zu spielen, Mensch, sagte er. Gestehen Sie verdammt nochmal, unterschreiben Sie ein Geständnis und ich sorge dafür, daß man Sie aus der Haft entlassen wird. Brahm nickte beifällig. Entlassen zu werden, bedeutete in diesem Fall die letztmögliche Steigerung oder auch die Fortsetzung der Qual auf der äußersten Ebene. Niemand draußen würde mir glauben, die Tatsache meiner Entlassung sprach eindeutig gegen mich. Sie mußten mich geradezu für einen Spitzel halten. Nach einer weiteren Stunde (das Verhalten der Herren in dieser Zeit muß objektiv als durchaus korrekt bezeichnet werden) erlahmte meine Kraft, mein Interesse an den Vorgängen, ihren möglichen Wirkungen, erlosch. Ich war müde, bat, mein Geständnis unterschreiben zu dürfen.

Ich wollte nur noch schlafen.

Damals begann meine Zeit mit Brahm.

Ob er in meinem Zimmer sitzt? Natürlich werden wir uns wieder umarmen, uns die verrücktesten Geschichten erzählen. Oder er schläft. Dann werde ich ihn nicht wecken. Vielleicht erzähle ich ihm, daß ich viermal zu den Sträuchern (er weiß wo) gekrochen bin, um die Pärchen zu beobachten, die Liebe oder wie man das nennt. Und sie haben dich nicht erwischt, wird er fragen, und ich werde antworten: ganz schön getrieben haben die's wie-

der. Brahm ist vom Pech verfolgt, er hatte selten Glück mit seinen Unternehmungen.
Aber ohne ihn wäre es schwer wenn nicht unmöglich weiterzukommen. Brahm sitzt am Tisch. Er wird gerade eingeschlafen sein. Allerdings wäre das die Ausnahme, gewöhnlich bleibt er wach während meiner Abwesenheit. Ich habe ihm erlaubt, in meinem Bett zu schlafen, mein Haus ist sein Haus. Ich werde sagen, ich habe die Stille beobachtet. Ich vermeide jedes Geräusch. Mondlicht liegt über den Stufen. Die Stufen liegen wie kleine Särge übereinander, schimmelndes Holz, das an einigen Stellen noch die frühere Farbe erkennen läßt. Brahm sitzt am Fenster, er sieht mich, er hebt die Hand zu einer stummen Begrüßung, ohne seine Haltung zu verändern. Irgend etwas auf der Straße oder zwischen den Bäumen hat seine Aufmerksamkeit erregt. Ich sage Das Licht. Er nickt, wie nach einem schweren Entschluß. Er klopft gegen die Scheibe. Das Licht ist vom Fenster aus nicht zu sehen. Nichts ist zu erkennen außer den Dächern und der Lautlosigkeit des Regens.
Gemeinsam beobachten wir die Stille.
Schlesinger ist tot. Nach einer Minute war alles vorbei. Daß er noch atmete, als ich ihn verließ, bedeutet nicht viel. Schlesinger ist tot. Ich wiederhole es. Nur meine Stimme, kreisend in einem kahlen Raum. Sie klingt dumpf, als käme sie unter einem Lumpenhaufen hervor. Seit Stunden dieses dumpfe Artikulieren eines einzigen Satzes. Ohne Echo. Meine Stimme ist eine Schlange. Die tückischen lidlosen Augen auf mich gerichtet, liegt sie regungslos in der Luft. Ich habe einen Schuh in der Hand, er trifft die Wand unterhalb eines Bildes, es ist das Bild einer Frau, wahrscheinlich meiner Mutter – ich verehre dieses Bild meiner Mutter – zerschlägt den Zylinder der Petroleumlampe. Ich versuche es mit den Händen, dieses Ding, diese Stimme zu erfassen, begreife, daß meine Ohnmacht nicht erschüttert werden kann durch eine unsinnige Gestikulation. Ohne Echo.
Als hätte es Schlesinger nie gegeben.
Das ist eine Überraschung. Wenn ich mich bewege, quietscht der Stuhl. Brahm ist gegangen. Ich habe ihn gebeten, eine Zeitung zu besorgen. Schlesingers Tod wird Aufsehen erregen. Bekannter Kunsthändler ermordet aufgefunden. Man kennt die Schlagzeilen. Ich möchte wissen, ob sie ihn gefunden haben. Ich glaube nicht, die Zeitungen hätten längst darüber berichtet. Brahm hingegen meint, sie hielten die Meldung zurück, um die Ermittlungen nicht zu gefährden. Diese Stümper.

Zweifellos wäre es klüger gewesen noch zu warten. Schließlich habe ich dreißig Jahre gewartet. Hatte ich Angst, jemand würde mir zuvorkommen? Wahrscheinlich. Jemand? Wer außer mir? Ich selbst bin mir zuvorgekommen, ich habe übereilt gehandelt. Nur, ich erinnere mich nicht, jemals einen über die Jahre entstandenen Plan zugunsten einer unbedachten Handlung aufgegeben zu haben. Der Verdacht, einen vielleicht entscheidenden Fehler gemacht zu haben, verstärkt sich. Ihm könnten weitere folgen, womit die Ausführung meiner Pläne in Frage gestellt wäre. Daß ich offensichtlich von falschen Voraussetzungen ausgegangen bin, ist nicht das schlimmste. Schwerwiegender ist, daß ich außerstande bin, den Zeitpunkt des ersten Fehlers, die Strömung, die dazu führte, zu bestimmen. Schlesinger ist zu früh gestorben. Es gilt, diese Tatsache nicht zu beschönigen. Er war der einzige, von dem ich Murdocks Aufenthalt hätte erfahren können. Einmal habe ich Schlesinger danach gefragt. Wir saßen in seiner Bibliothek, es muß vor zwei Monaten gewesen sein. Er wich aus, aber die Art, wie er es tat, ließ mich annehmen, daß sie immer noch in Verbindung standen. Murdock war Chirurg, Engländer oder Ire; Chirurg mit den Händen eines Hufschmieds. Er besaß zweifellos einen außerordentlichen Kunstverstand, er konnte durch seine Ausführungen ein Gemälde beleben wie kein anderer. Während er sprach, lösten sich die Farben, traten hervor, verschwanden Schatten, veränderten Gesichter ihren Ausdruck, man war gebannt von der Stimme und der Veränderung, die sie bewirkte. Diese feine englische Stimme. Ich wußte, daß ich sie nie vergessen würde. Murdock operierte nur gelegentlich. Seinen spärlichen Andeutungen war zu entnehmen, daß es in einer Klinik nahe der französischen Grenze geschah. Wollte Schlesinger eine bestimmte Reaktion bei mir erzeugen, als er mir auswich, meine Fragen nach einem zweifellos gespielten Zögern endlich verneinte? Ich habe Murdock nie mehr gesehen, sagte er. Entweder er unterschätzte mich (dann hätte ich ihn überschätzt), oder aber er unterlief die Gesetze der Logik, indem er jeden Fall als etwas völlig Neues betrachtete, unabhängig von früheren Erscheinungen und Zusammenhängen. Die Rolle, die Murdock damals spielte, entsprach in keiner Weise seinem Auftreten. Zumindest nicht in der ersten Zeit. Später konnten neue Faktoren hinzugetreten sein, die nicht in mein Blickfeld fielen. Er war wie ein Bild, dessen Konturen sich bei näherem Hinsehen immer mehr verflüchtigten. Warum ich ihn überhaupt erwähne? Vielleicht deshalb, weil er letztlich alle Befehle Schlesingers mit einer unüberbietbaren Gleichgül-

tigkeit ausführte, gleichsam ein Roboter aus Fleisch und Muskeln, nein, der Vergleich ist schlecht, Murdock war unbeirrbar wie ein Mensch und nicht wie eine Maschine. Ich will nicht bestreiten, daß Urteile, die dreißig Jahre nach einer Tat gefällt werden, unsinnig sind, berücksichtigen sie doch zwangsläufig mehr einen Zwischenbereich, das durch den Wechsel der Zeit und ihrer Moral eingetretene Unbehagen des Richters, dessen Empfindungen während und nach der Rekonstruktion des Sachverhalts. Die Tat selbst wird nebensächlich, lediglich das durch sie ausgelöste Bewegungselement hält die Spannung aufrecht. Ein solches Verfahren rückte Schlesinger und Murdock noch mehr zusammen, ihre Figuren sind von einer verdächtigen Transparenz, sie sind losgelöst vom Wesentlichen, längst nicht mehr identisch mit den Figuren, von denen die Wirkung ausging, die eine Zeit prägte und die man verurteilen wollte. Sie sind unwirklich geworden. Zum Glück habe ich meine Eindrücke nach jedem Gespräch mit Schlesinger sofort niedergeschrieben. Ich muß die Überlegung abschließen, durch Schlesinger auf Murdocks Spur zu kommen.

Unten schlägt die Tür zu. Brahm ist auf der Treppe. Er singt. Eine Bestätigung meiner Theorie? Also die Zeitungen schweigen. Wenn man nur die Hände vergleicht, könnte Brahm Murdocks Bruder sein. Ich bin der Richter, nicht Brahm, der mir riet, Schlesingers Ermordung zu verschieben.

Eigensinnig wie Schlesinger war, bestand er darauf, mit mir immer wieder über das zu sprechen, was er Vergangene Zeiten nannte. Wenn ich, was manchmal vorkam, meinen Plan, ich meine den ihn betreffenden Teil meines Plans erörterte, vergrub er sich in seinen Sessel und winkte lachend ab. Oder er wies mich darauf hin, daß mein Plan lückenhaft sei, Fehler habe, die unweigerlich zu meiner Entlarvung führten. Er gab vor, mit seiner Ermordung einverstanden zu sein, mit anderen Worten, es gelang mir, sein Mißtrauen einzuschläfern, ihn an solche seinen Tod berührende Gespräche zu gewöhnen. Dadurch entstand ein Vertrauensverhältnis, das es mir gestattete, die Tat beinahe täglich theoretisch vorwegzunehmen.

Ich erwarte Brahm. Kein Geräusch auf der Treppe.

Wenn ich nicht genau wüßte, daß Brahm Brahm ist (weiß ich es wirklich?), würde ich annehmen, er sei Murdock. Warum kommt er nicht? Sollte ich mich wieder verhört haben? Ich sitze auf einem quietschenden Stuhl, immer noch, sehe die kleinen Scherben des Zylinders, den rußigen Spiegel der Petroleumlampe. Das Bild meiner Mutter.

Schlesingers Augen.
Seine fleischige durch eine Operation entstellte Nase.
Murdocks violette Hände.
Brahms verdächtig langes Ausbleiben.
Die Stille beobachten. In allem die Logik erkennen, den unsichtbaren Zusammenhang. Eine sichtbare Stille?
Sie besteht aus kleinen glitzernden Flächen, die ich zusammenfüge.
Oft bleibt es beim Versuch, die Flächen entgleiten mir, die Stille gewinnt so das Aussehen eines zerbrochenen Mosaiks. Zeichen mangelnder Konzentration, lautete hierzu Brahms Kommentar.
Flächen einer Stille.
Ich stehe auf, öffne das Fenster. Vom Fluß her kommt leichter Wind. Die Hitze bleibt. Ich habe nichts zu bereuen, höchstens daß ich als achtjähriger Junge einen neugeborenen Vogel aus dem Nest genommen und ihn zertreten habe. Zurück blieb Traurigkeit und der Vorsatz, es nicht wieder zu tun.
Das Haus verfällt, es zerstört sich selbst, hat viele Stimmen, es stirbt, zufällig; meine Mutter, die Schritte Brahms, unser Atem, letzte Ereignisse zwischen letzten Epochen: das Schweigen, die zerbrechende Stille. Warum alles erklären? Die glitzernden Flächen, das Licht, die Lüge, überall gewesen zu sein, es bleibt dabei: fortschreitender Verfall der Häuser, Ruinen und Buden. Ich werde Murdock suchen. Ich werde zurückkehren und mir einbilden, Murdock gefunden zu haben. Brahm wird am Fenster sitzen, auf die kahlen Bäume starren, auf das zerfließende Licht zwischen den Zweigen.

Heiner Müller
Der Lohndrücker

Personen

Balke
Karras
Bittner
Krüger
Kolbe
Geschke
Stettiner
Zemke
Lerka
Brillenträger
Kalbshaxe
Kant, Ingenieur
Trakehner, Ingenieur
Direktor
Schorn, Parteisekretär
Schurek, BGL-Vorsitzender
Buchhalter
Fräulein Matz
HO-Verkäuferin
Reporter
Arzt
Budiker
Geheimrat
Arbeiter, Passanten

Das Stück spielt 1948/49 in der Deutschen Demokratischen Republik. Die Geschichte der Ringofenreparatur ist historisch. Die Person und ihre Geschichten sind erfunden.

1

Kneipe. Straße mit Trümmerwand. Abend. Der Budiker steht hinter der Theke und trinkt. Geschke und Stettiner, an der Theke lehnend, trinken. Der Geheimrat sitzt an einem Tisch. Die Straße ist leer.

GESCHKE *betrunken:* Ich habe alles kennengelernt: die Stempelstellen nach dem ersten Krieg, den Akkord und die Nazis mit Pauken und Trompeten und nach dem Schlamassel das neue Leben mit dem Leistungslohn. Aber das Bier, was der Arbeiterstaat ausschenkt, ist mir neu.

Stettiner lacht.

BUDIKER Arbeiterstaat. Arbeiterbier.

Geheimrat kichert.

GESCHKE *zum Budiker:* Wer ist die Vogelscheuche?

BUDIKER Das ist der Geheimrat.

GESCHKE Ein Bier für den Geheimrat.

Budiker bringt das Bier.

GESCHKE *hebt sein Glas:* Trink, Geheimrat.

Geheimrat weist das Bier zurück und mustert Geschke.

GESCHKE Feiner Mann, der Geheimrat. Trinkt kein Arbeiterbier. *Pause. Danach zu Stettiner:* Balke, der Neue, der das Maul nicht aufmacht, hat eine Prämie eingesteckt für die Erfindung mit der Leiste. Die Erfindung stimmt, man schafft mehr.

STETTINER Fragt sich für wen.

GESCHKE *trinkt aus:* Wir müssen heraus aus dem Schlamassel. Was heißt da für wen. Gibst du noch eins aus?

STETTINER Glaubst du etwa, was über dem Werktor steht, ›Volkseigener Betrieb‹ he? So dämlich bist du doch nicht, Geschke. Du bist doch auch Arbeiter.

GESCHKE Der Unternehmer ist jedenfalls weg.

STETTINER Davon kauf dir was. Noch ein Bierchen?

GESCHKE *schmeißt Geld auf die Theke, tippt an die Mütze und geht, unsicher:* Fragt sich, wer hier dämlich ist.

STETTINER Zahlen. *Er tritt vor die Tür.* Zigarette, Geschke?

Geschke hat die Straße überquert, bleibt stehen, dreht sich um.

STETTINER *(eine Zigarette in der ausgestreckten Hand):* Komm her.

GESCHKE Für eine Zigarette den ganzen Weg? Nein.

Stettiner steckt sich grinsend eine andre Zigarette an.

GESCHKE Halben Weg. In Ordnung?

Stettiner grinst. Geschke geht drei Schritte auf ihn zu, bleibt stehen. Stettiner raucht.

Zwei Schritte geb ich zu. *(Er tut es. Pause.)* Sei kein Unmensch, Stettiner.

STETTINER Zwei Zigaretten.

GESCHKE Ich hab gesagt: halben Weg.

STETTINER Zwei Zigaretten.

Pause, Stettiner schmeißt Geschke eine Zigarette hin und geht. Geschke hebt die Zigarette auf, steckt sie ein und geht auch. Der Budiker hat zugesehen und nimmt lachend seinen Platz hinter der Theke wieder ein. Auf der Straße erscheint ein Plakatankleber und klebt ein Plakat mit dem Text: »SED – Partei des Aufbaus« an die Trümmerwand. Als er gegangen ist, kommt ein junger Mann, bleibt vor dem Plakat stehn, blickt sich um, reißt es ab und geht pfeifend weiter. Drei Arbeiter, müde, Aktentaschen unterm Arm, gehen über das am Boden liegende Plakat.

2

Kantine. Mittagspause. In der hinteren Wand eine Klappe, durch die in Blechschüsseln das Essen gereicht wird. Links ein HO-Stand, daran ein Spruchband aus Pappe mit dem Text: »Vorwärts zu neuen Erfolgen!« Die Arbeiter sitzen auf Kisten und Stühlen an rohen Tischen, löffelnd, oder stehen vor dem HO-Stand. Die Verkäuferin baut die Waren auf, befestigt Preisschilder (Butter: »Kilo 60 DM« usw.).

STETTINER Hier gibt's alles, Geschke, kauf.

GESCHKE *kratzt seine Eßschüssel aus:* Mein Geld kann die HO nicht wechseln.

EIN JUNGER ARBEITER Gibt's die Butter auch grammweise, Fräulein?

DIE VERKÄUFERIN Wenn du mich auf den Arm nehmen willst, überhebst du dich, mein Junge.

Brillenträger, kurzsichtig, studiert löffelnd mit krummen Knien die Preisschilder.

STETTTINER Immer heran, Herrschaften, hier wird euch die Haut abgezogen.

EIN ALTER ARBEITER Du halt's Maul, Stettiner. Du hast laut genug Heil gebrüllt. Kannst die Suppe ruhig mit auslöffeln.

STETTINER *feixend:* Die Preise hier hat Hitler gemacht, was?

DER ALTE ARBEITER Stimmt.

STETTINER Und für den Westen billiger hat er auch gemacht.

DER ALTE ARBEITER Das wird sich zeigen.

DIE VERKÄUFERIN *da niemand kauft:* Nicht drängeln. Es kommt jeder dran.

KARRAS Worauf wartet ihr? *Er greift sich eine Flasche Schnaps, macht sie auf, trinkt; zu Balke:* Prost, Aktivist!

Balke schweigt. Karras gibt die Flasche an Zemke weiter, der an Geschke usf.

DIE VERKÄUFERIN *zu Karras, laut:* Macht 41 Mark, Kollege.

KARRAS *greift nach der Flasche:* Wieso?

GESCHKE *sich den Mund wischend:* Ist doch Volkseigentum. Lesen Sie keine Zeitung, meine Dame?

ZEMKE Zu lange in der Frauenschaft gewesen?

DIE VERKÄUFERIN *zu Karras:* Sie haben noch nicht bezahlt, mein Herr.

KARRAS *trinkt die Flasche leer:* Ich geb die Flasche zurück. In Ordnung?

DIE VERKÄUFERIN *laut:* Wo ist der Betriebsschutz?

KARRAS *zu den Mittrinkern:* Legen wir zusammen?

Schweigen. Brillenträger verläßt die Kantine.

EIN ARBEITER Warum säufst du, Karras?

KARRAS Weil ich nichts zu fressen habe.

DER ARBEITER Kauf dir was.

KARRAS Und wer bezahlt den Schnaps? *Er tritt an den Stand und zahlt.* Den Kassenzettel!

DIE VERKÄUFERIN Wieso?

KARRAS Zum Andenken an 41 Mark.

DIE VERKÄUFERIN Hab keine Kassenzettel.

KARRAS *reißt ein Stück Pappe von dem Spruchband:* Da!

DIE VERKÄUFERIN *quittiert auf der Pappe:* Bitte.

Karras steckt die Pappe ein und setzt sich abseits auf eine Kiste.

EIN SEHR ALTER ARBEITER *auf die Preisschilder starrend:* Die Nazis haben das Genick gebrochen. Ich hab gedacht, jetzt fängt das neue Leben an, für das wir die Haut zu Markt getragen haben, und für uns Arbeiter kommt das Paradies.

EIN ANDERER Das Sowjetparadies.

DER SEHR ALTE ARBEITER *zu Schurek:* Jetzt frag ich dich: Wer kann sich Butter kaufen für 60 Mark?

BALKE *tritt an den Stand:* Ein Pfund Butter. *Balke zahlt, die Verkäuferin gibt ihm die Butter.*

STETTINER Soviel Geld hat nicht jeder.

GESCHKE Es kriegt auch nicht jeder eine Prämie.

ZEMKE Hände waschen, Fräulein, das Geld stinkt.

STETTINER Es hat sich schon mal einer die Finger verbrannt an einer Prämie.

SCHUREK *auswendig:* Wenn wir besser leben wollen, müssen wir mehr produzieren. Das ist doch klar, Kollegen.

EIN ARBEITER Jetzt reiten wir zum Tierarzt, sagte der Viehhändler. Da hatte sich der Gaul das Bein gebrochen.

STETTINER Genau wie früher. Der Arbeiter ist der Dumme.

BALKE Schlagt euch nicht den Schädel ein, zerbrecht euch lieber den Kopf.

ZEMKE *provozierend:* Was denn, wenn wir den Laden hier zusammenschlagen, stellen sie uns morgen einen neuen her!

BALKE Wir müssen die Butter billiger machen.

ZEMKE Sieh mal an, der Aktivist.

KARRAS Und wie will er das machen, der Klugscheißer?

BALKE *heftig:* Besser arbeiten.

Großes Gelächter. Herein Ingenieur Kant. Er geht zu Bittner, der noch sitzt und ißt.

KANT Im Ofen 4 sind drei Deckel gerissen, Bittner. Die müssen in drei Tagen aufgemauert sein, oder wir sitzen fest.

BITTNER *kauend:* Ich weiß. Aber ich hab zwei Maurer weniger als vor acht Tagen und kein beßres Material.

BALKE Wir sind sechs. Zwei Mann für einen Deckel.

BITTNER Wir mauern zu dritt, wie immer. Drei Tage brauchen wir für einen Deckel. Das ist die Norm.

BALKE Gut, ich übernehm den zweiten Deckel und mache eine neue Norm.

Pause.

LERKA Wenn Leistungslohn gezahlt wird, mach ich den dritten.

KANT In Ordnung.

BALKE Aber wir brauchen Handlanger.

GESCHKE Was kriegt der Handlanger?

ZEMKE Ein steifes Kreuz.

BALKE *zu Geschke:* Machst du's?

GESCHKE Nicht umsonst.

BALKE Wir arbeiten auch für Geld. Wer macht den Handlanger für Lerka?

Brillenträger, der zurückgekommen ist, stopft sich Brot in den Mund, tritt heran und hebt einen Finger.

LERKA Gut.

GESCHKE Was kriegt der Handlanger?

BITTNER Wir mauern, wie wir es gewöhnt sind, auf die alte Art und solide. Du denkst, du bist ein ganz gerißner, Balke. Wenn der Deckel gerissen ist, den du gemauert hast, wirst du an mich denken.

3

Halle. Arbeiter, stehend oder sitzend, beim Frühstück und beim Skat.

DIREKTOR Kollegen, wir kommen also jetzt zur Wahl der Gewerkschaftsleitung . . .

EIN SKATSPIELENDER ARBEITER Ich brauch keine.

EIN ESSENDER ARBEITER Wo ist überhaupt die alte Leitung? Wo ist Kohn?

EIN ANDERER Wo ist der Parteisekretär?

KARRAS Im Westen. Kohn hat da einen Schrebergarten geerbt, und der Sekretär ist mit und hilft umgraben. *Gelächter.*

DIREKTOR Vorgeschlagen ist Schurek. Ihr könnt natürlich andere Vorschläge machen. Ihr müßt wissen, wem ihr euer Vertrauen schenken wollt.

EIN ARBEITER Schenken ist gut gesagt.

EIN ANDERER Geschenkt ist geschenkt. *Lachen.*

SCHUREK Kollegen, wir wissen alle, worauf es ankommt. Reine Weste, ein Herz für die Kollegen und die Treue zur Arbeiterregierung –

Karras lacht.

DIREKTOR Willst du's machen, Schurek?

Schurek nickt bescheiden.

DIREKTOR Also ich schlage den Kollegen Schurek vor, ihr kennt ihn, und er kennt sich aus. Habt ihr andere Vorschläge?

ZEMKE Schurek ist ein Arschkriecher. *Ab.*

DIREKTOR Hast du einen Vorschlag, Kollege?

GESCHKE *zu Stettiner:* Wer Schurek wählt, ist selber schuld.

STETTINER Willst du's machen?

Geschke schweigt.

STETTINER Unser Recht kriegen wir nie. Hier nicht. Egal, wer den Bonzen macht.

EIN ANDERER Wir können nichts machen.

DIREKTOR Also, wer für Schurek ist, Hand hoch.

Die Arbeiter, auch die Esser und Skatspieler, auch Geschke, heben die Hand, einige mit Frühstücksbrot oder Spielkarte. Wenige Ausnahmen, darunter Karras.

KARRAS *laut:* Ich kann jetzt nicht, hab die Hand grad in der Tasche.

Direktor zählt die Stimmen.

4

Halle mit Ringofen. Balke und Lerka bei der Arbeit an den Kammerdeckeln. Geschke, Balkes Handlanger, und Brillenträger, Lerkas Handlanger, schleppen Steine heran. Balke und Geschke bauen aus Klötzen und Brettern eine Bank um den Kammerdeckel, darauf Steine, Schamotte, Mörtel und vier Kalkkästen, an jeder Ecke einen. Lerka mauert schon, sehr schnell und schwitzend, Steine usw., aber nur einen Kalkkasten auf dem Boden, so daß er sich nach jedem Stein bücken muß.

BALKE So machst du dich kaputt. Nimm vier Kalkkästen und alles auf die Bank.

LERKA Ja, auf die lange Bank!

BALKE Es ist die kurze.

LERKA Mich kostet die Minute einen Groschen.

BALKE Du machst dich kaputt.

LERKA *ächzend:* Besser ein Jahr weniger, aber gut gelebt.

Balke arbeitet, Lerka schuftet. Geschke und Brillenträger, die Handlanger, kommen mit leeren Hucken, ohne Steine.

LERKA *zu Brillenträger:* Steine her!

BRILLENTRÄGER Die Steine sind alle.

GESCHKE *zu Balke:* Die noch da sind, sind feucht.

LERKA *zu Brillenträger:* Bring, was du kriegen kannst.

BRILLENTRÄGER Und wenn der Deckel reißt?

LERKA Bring Steine.

Brillenträger ab.

BALKE *zu Geschke:* Frag den Ingenieur, wo wir trockne Steine herkriegen.

Geschke ab. Pause.

BALKE Lerka, weißt du, was du machst, wenn du mit feuchten Steinen mauerst?

Brillenträger bringt feuchte Steine, Lerka mauert.

LERKA Tempo oder Qualität. Alles können sie nicht haben.

BALKE Die Minute kostet einen Groschen, Lerka. Aber der Ofen kostet mehr.

LERKA *nervös:* Wer hat mir was zu sagen? Der Laden hier ist volkseigen, stimmt's? Ich bin das Volk, verstehst du.

Balke schweigt.

5

Buchhaltung. Büro des Direktors. Ein schmaler Gang dazwischen. Der Direktor betritt sein Büro, im Mantel. Er zieht den Mantel aus, setzt sich an den Schreibtisch. Der Buchhalter kommt über den Gang ins Büro. Fräulein Matz, allein in der Buchhaltung, unterbricht ihre Arbeit an den Lohnlisten und bearbeitet stattdessen ihre Fingernägel.

BUCHHALTER Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Direktor, so geht es nicht. Eine Planung, die davon ausgeht, daß die Öfen ständig ausgelastet sind, ist unverantwortlich bei dem Zustand der Öfen. Ein Zwischenfall, und wir stehen vor dem Nichts!

DIREKTOR *in einer Spiegelscherbe seine Bartstoppeln betrachtend, unaufmerksam:* Wir stehen vor dem Nichts, mein Herr. Wir bauen ein zerstörtes Land auf. Das bedeutet: Produzieren, um jeden Preis produzieren.

BUCHHALTER Es kann sein, die Produktion ist der Preis. Ich möchte nur darauf hingewiesen haben. Ich wasche meine Hände.

Er geht zurück in die Buchhaltung.

Fräulein Matz schminkt sich.

BUCHHALTER Sie schminken sich schon wieder, Fräulein Matz.

FRÄULEIN MATZ Kann ich dafür, daß der Lippenstift nichts taugt? *Pause. Der Direktor zieht die Jacke aus und legt Rasierzeug zurecht.*

BUCHHALTER Früher hielt man sich an die Termine, aber die Kirche blieb im Dorf. Es kam Geld ein. Das Ausland interessierte sich für uns, und der Arbeiter wurde satt. Das war die Ausbeutung. Davon sind wir ja nun befreit.

FRÄULEIN MATZ Sehr komisch.

BUCHHALTER *scharf:* Sind die Lohnlisten fertig, Fräulein Matz?

Fräulein Matz schweigt, arbeitet heftig. Der Direktor fängt an, sich einzuseifen. Die Seife schäumt nicht. Im Gang erscheint Schurek, Geschke hinter ihm.

GESCHKE Hör mal, Schurek, ich brauch sie. Soll ich barfuß arbeiten? *Er zeigt abgerissene Schuhe.*

SCHUREK Die Zuteilung ist ausgegeben.

GESCHKE Ich war wieder nicht dabei.

SCHUREK Wir stellen Tonbehälter her, feuerfeste Steine für die Industrie usw. Schuhe stellen wir nicht her, die Bezugscheine machen wir nicht. Ich kann deinetwegen nicht aus der Reihe tanzen. Wir müssen Opfer bringen für den Sozialismus.

GESCHKE Da soll ich barfuß in den Sozialismus laufen, was? Du gefällst mir, Schurek.

Schurek läßt Geschke stehen und geht ins Büro. Geschke blickt auf seine Schuhe. Es kommt ein junger Mann, der Reporter, er geht ins Büro, Geschke ab.

DIREKTOR *noch überm Einseifen, zum Reporter, den er erwartet hat:* Sie sind der Zeitungsschreiber?

REPORTER Ich brauch was über Produktionserfolge, für die Sonntagsbeilage.

DIREKTOR Das wird schwerhalten.

REPORTER Wie steht es mit dem Wettbewerb?

DIREKTOR Allein marschiert der Stiefel nicht.

REPORTER Wieso?

DIREKTOR Es muß ihn einer anziehn.

REPORTER *notiert:* Aha. Nachtrabpolitik.

DIREKTOR *wütend:* Sie halten die Produktion auf, mein Herr!

REPORTER *grinst:* Die Schaumproduktion, was?

DIREKTOR Wenn die Seife halb soviel Schaum schlagen würde wie die Zeitungsschreiber.

SCHUREK *zum Reporter:* Ich hab was für Sie, Kollege. Wettbewerb. Warten Sie, ich hol den Ingenieur. *Ab.*

Schweigen in Buchhaltung und Büro. Der Direktor rasiert sich. Schurek kommt mit Ingenieur Kant zurück.

KANT *zum Reporter:* Kant.

REPORTER Aus der Familie der großen Philosophen, was? *Er lacht ausgiebig.*

KANT Nicht direkt.

REPORTER Sie arbeiten nach sowjetischen Neuerermethoden, sozialistischer Wettbewerb?

KANT Wissen Sie, was ein Ringofen ist?

REPORTER *auswendig:* Ofen mit in Ringform angeordneten Brennräumen, nacheinander als Vorwärm-, Trocken-, Brenn- und Abkühlkammer dienend, zum Brennen von Zement, Kalk, Ziegeln usw. ohne Unterbrechung. Rauminhalt einer Kammer 8 Kubik, Deckel und Wände aus feuerfester Schamotte. Heiße Arbeit.

DIREKTOR Ob er das ganze Lexikon auswendig weiß?

KANT Wir sind knapp mit Öfen durch die Bombenangriffe. Wir können einpacken, wenn einer ausfällt. Das Material taugt nicht viel. Vor kurzem sind in einem Ofen drei Deckel gerissen, eine Woche, nachdem wir zwei Maurer verloren hatten; einer ging ins Sanatorium, der andre über die Grenze. Für die Reparatur war drei Tage Zeit.

REPORTER Sabotage, was?

KANT Ich sagte schon: Das Material taugt nichts.

SCHUREK Sie haben gesagt: nicht viel.

REPORTER Verstehe. Objektive Schwierigkeiten.

KANT Der Brigadier, ein alter Facharbeiter, erklärte: In drei Tagen ist die Reparatur unmöglich. Richtig ist: die Norm sieht für einen Deckel drei Tage vor.

REPORTER »Die Facharbeiter brechen sich kein Bein. / Wenn das Haus auch einfällt, ihnen fällt nichts ein.« Von mir.

KANT Zwei nicht so alte Facharbeiter machten eine neue Norm. Das ist alles.

REPORTER Grandios.

Herein Lerka, eine Schramme im Gesicht. Er bleibt an der Tür stehn.

LERKA *zu Kant:* Der Deckel ist hin. *Pause.*

SCHUREK Du hast ihn gemauert, Lerka.

KANT Sie haben feuchte Steine vermauert, was?

LERKA Nicht direkt. Herr Ingenieur, ich war immer ein guter Arbeiter, aber wenn's schneller gehn soll, als es geht. Zehn Stunden Arbeit und zum Frühstück trocken Brot, und vier Kinder und eine kranke Frau.

KANT Wissen Sie, was Sie da gemacht haben, Lerka?

LERKA Werden Sie's mir vom Lohn abziehn? Mit der Prämie ist es aus, das weiß ich.

SCHUREK Das ist Sabotage. Dafür wirst du bezahlen.

DIREKTOR Jemand verletzt?

LERKA Nein.

KANT Sie bluten.

LERKA *wischt sich mit dem Handrücken Blut aus dem Gesicht:* Eine Schramme.

Kant ab, ihm nach der Reporter. Wenn Lerka folgen will, spricht ihn der Direktor an.

DIREKTOR Lerka, ich weiß nicht, warum du das getan hast. Aber ich kann nicht so tun, als hättst du's nicht getan. Ich sitz hier nicht für mich und nicht zum Vergnügen.

LERKA Ihr könnt mir nicht den Kopf abreißen für ein Versehn. Denkt ihr, ich hab gewollt, daß der Deckel reißt?

SCHUREK Du hast dir ins eigne Fleisch geschnitten. Jetzt schrei nicht, daß es weh tut. *Pause.*

LERKA So ist das also. Da schindet man sich krumm, ins Kreuz getreten dreißig Jahre, fressen wie ein Hund und in Trab wie ein Gaul. Und jetzt heißt es: ein Saboteur! Das ist also euer Arbeiterstaat. Ihr seid nicht besser als die Nazis.

DIREKTOR *gepreßt:* Sag das noch mal.

LERKA Ich hab gesagt, ihr seid nicht besser als die Nazis.

Direktor schlägt Lerka ins Gesicht. Pause.

Das kostet dich die Stellung, Direktor. Das ist nicht wie bei Hitler. *Ab. Pause. Dann geht der Direktor in die Buchhaltung hinüber.*

DIREKTOR Sind die Lohnlisten fertig?

FRÄULEIN MATZ Ja.

6 a

Buchhaltung und Büro. Der Direktor am Schreibtisch, angestrengt und lustlos lesend. Auf dem Schreibtisch ein Stoß Bücher über Buchführung. Der Buchhalter zahlt Lohn aus, an Geschke, an Brillenträger, an Balke.

BUCHHALTER *zu Balke:* Ihnen soll ich 400 Prozent auszahlen. Da kriegen Sie wohl das Geld für Herrn Lerka mit?

BALKE Ja, 400. Nach der alten Norm. Das muß ich verlangen. Sonst kriegen wir die neue Norm nicht, die wir brauchen. Wenn man's ihnen schwer macht, machen sie sich's leicht.

Geschke und Brillenträger sehn zu, wie Balke das Geld einsteckt, gehn ins Büro zum Direktor, Balke ab.

GESCHKE Der Aktivist kriegt eine Prämie. Die Steine haben wir geschleppt.

Brillenträger nickt.

DIREKTOR Was ihr gemacht habt, kann jeder machen.

GESCHKE Ich mach's nicht wieder. *Mit Brillenträger ab.*

Schurek tritt ins Büro, eine Zeitung schwingend.

DIREKTOR *nervös:* Was willst du?

SCHUREK *nimmt ein Buch auf und liest den Titel:* »Doppelte Buchführung.« Wird der Buchhalter entlassen?

DIREKTOR Nein, kontrolliert. Was willst du?

SCHUREK *entfaltet die Zeitung, in der Balke abgebildet ist:* Hier. Unser bestes Pferd. Das kommt in die Wandzeitung.

Er trennt das Blatt mit dem Bild ab, nimmt Reißnägel aus der Tasche, befestigt das Blatt an der Wand, tritt zurück und prüft die Wirkung.

DIREKTOR Hier ist kein Pferdestall. *Er liest weiter.*

Schurek ab. Das Zeitungsbild bleibt hängen. Der Direktor nimmt eine Flasche und ein Schnapsglas aus dem Schreibtisch, trinkt. Es kommt Schorn, der neue Parteisekretär. Der Direktor, nach einem Versuch, Glas und Flasche verschwinden zu lassen, stellt ein zweites Glas vor Schorn.

SCHORN *schiebt das Glas weg:* Danke.

DIREKTOR *füllt sein Glas:* Hier ist ein heißes Pflaster. Leicht wirst du's nicht haben als Parteisekretär. Du bist der dritte. *Er trinkt.* Den ersten hat der Schnaps kaputtgemacht. Mit Saufen angefangen hat er wegen Sabotage. Der zweite war ein grüner Junge, frisch vom Lehrgang, ein

Tintenfisch. Er sitzt im Westen. Der Arbeiter hat kein Vertrauen zur Partei. Der Faschismus steckt ihm in den Knochen. Granaten haben sie gedreht mit allen Vieren, jetzt schreien sie ›Akkord ist Mord‹. Wenn du mich fragst: ich trau keinem. *Er trinkt.*

SCHORN *auf das Zeitungsblatt deutend:* Wer ist das?

DIREKTOR Balke, Bestarbeiter, 400 Prozent. Unser bestes Pferd.

SCHORN Er hat mir unters Beil geholfen 44, unser bestes Pferd. Gib mir einen Schnaps.

DIREKTOR *gibt ihm einen Schnaps:* Der hat nur vierzig.

6 b

Kantine. Mittagspause. Am HO-Stand ein Schild: »Wegen Warenübernahme geschlossen«. Das Spruchband ist entfernt. Auf den Tischen liegen Decken. An der Hinterwand ein Brett. Darauf steht »Wandzeitung«. Das Brett ist leer.

GESCHKE *löffelnd:* Meinem Ausbeuter hätt ich so was ins Gesicht geschüttet.

KOLBE Geschke, der Held!

EIN ANDERER Es ist Fleisch drin.

KARRAS Fleisch hat er gesagt. Er spinnt. Das ist der Hunger.

KALBSHAXE Heiligabend hatten wir immer Kalbshaxe, bis vierundvierzig. *Zu Karras:* Kennst du Kalbshaxe? Wenn du sie in Butter schmorst, zergeht sie auf der Zunge.

KARRAS Wer hat die Kalbshaxe bezahlt?

KALBSHAXE *kichernd:* Der Staat. Ich war Beamter.

EIN ANDERER Und wer hat den Staat bezahlt?

ZEMKE *zu Kalbshaxe:* Nazi gewesen?

KALBSHAXE Ich hatte sechs Kinder, Kollegen.

KARRAS Das kommt vom Fleischfressen.

Herein Fräulein Matz. Sie bringt das Zeitungsblatt mit Balkes Bild am Wandbrett an. Karras sieht ihr zu. Das Brett hängt hoch.

Ich glaube, in der Suppe war Fleisch.

Lachen. Fräulein Matz schnell ab.

STETTINER Da hängt der Aktivist.

Herein Balke.

ZEMKE *laut:* Da kommt er persönlich, die Arschtasche prall von unserm Geld. *Er reißt das Zeitungsblatt mit Balkes Bild vom Wandbrett.*

STETTINER *geht in Deckung, dann:* Lohndrücker. Arbeiterverräter.

GESCHKE Was kriegt der Handlanger, Balke?

Balke holt sein Essen, setzt sich. Die am Tisch Sitzenden stehn auf, zuerst Karras und Zemke. Sitzen bleiben Kolbe und Krüger.

KRÜGER Balke, ich hab nichts gegen dich, und Stettiner war in der SA und ist ein Arschloch. Aber das ist wahr: du bist uns in den Rücken gefallen.

BALKE Ich hab nichts für mich behalten.

STETTINER Das ist nicht anständig, das ist dämlich.

BALKE Was ich gemacht habe, kann jeder machen.

KARRAS Kann.

BALKE In der Versammlung gestern habt ihr euch das Maul zerrissen: es gibt keine Schuhe. Wenn die Arbeiter in den Schuhfabriken mehr Schuhe machen würden, hätten wir mehr Schuhe.

EIN ARBEITER Mach ein Kind, wenn du kastriert bist.

SCHUREK Es liegt an uns, ob wir zu einem beßren Leben kommen.

KARRAS Das kann ich in der Zeitung lesen, auf die mein Hintern abonniert ist.

BALKE Mit dem gescheiten Hintern gehörst du ins Büro.

Lachen.

KRÜGER Liegt an uns, sagst du. Gut, an uns soll's nicht liegen. Aber wer schöpft ab? Hast du den Gewerkschaftsprediger gesehn in der Versammlung gestern?

KOLBE Wenn er dir nicht gefällt, warum läßt du ihn dir gefallen?

GESCHKE Warum wohl?

KOLBE Im Direktorzimmer sitzt ein Arbeiter am Schreibtisch. Du bist auch ein Arbeiter und kannst mit ihm reden.

KARRAS Und wer hat Lerka die Sabotage angehängt für den Unfall? Der Arbeiter am Schreibtisch. Den Arbeiter hat er mit dem Arbeitsanzug ausgezogen.

BALKE Es war kein Unfall. Das wißt ihr so gut wie ich. *Pause.* Wenn ihr von der neuen Norm nichts wissen wollt, wer drückt dann den Lohn, ihr oder ich?

KOLBE Ihr schneidet euch ins eigne Fleisch. Wir leben so gut wie wir arbeiten.

KRÜGER Den Finger geben wir, den Arm reißen sie uns aus.

ZEMKE *zu Balke:* Wenn du weiter den Lohndrücker machst, schlagen wir dich zum Krüppel.

7

Straße. Abend.

SCHORN Wir haben zusammen in der Rüstung gearbeitet, Balke. Vierundvierzig haben sie mich eingesperrt: Sabotage. Dich haben sie nicht eingesperrt. Du warst der Denunziant.

BALKE Was heißt da Denunziant. Ich war in der Prüfstation. Da hatten sie mich hingestellt, weil sie mich hereinlegen wollten, zwischen zwei Aufpasser. Bei den Handgranaten aus eurer Abteilung waren die Schlagstifte zu kurz. Ich ließ sie durchgehn oder legte sie zum Ausschuß, je nachdem, wo die Spitzel standen. Das riß aber nicht ab. Ich war auch dafür, daß man den Krieg abkürzt, aber mir hätten sie den Kopf abgekürzt, wenn's ohne mich herauskam.

SCHORN *kalt:* Vielleicht. *Schweigen.* Was war da für ein Streit in der Kantine heute mittag?

BALKE Das ging gegen mich. Lohndrücker, Arbeiterverräter und dergleichen. *Pause.*

SCHORN Sag es mir, wenn sie dir Schwierigkeiten machen. *Pause.*

BALKE Was gewesen ist, kannst du das begraben?

SCHORN Nein.

8 a

Technisches Büro. Die Ingenieure Kant und Trakehner, der Direktor, Schorn, Balke, Bittner.

DIREKTOR Der Ofen 4 ist gerissen. Ich brauche Ihnen nicht zu erklären, was das heißt. Die zerbombten Öfen sind noch nicht wieder aufgebaut, Material ist knapp. Wenn ein Ofen ausfällt, ist der Plan ein Stück Papier.

TRAKEHNER Das ist er mit und ohne Ofen 4.

DIREKTOR Darüber läßt sich streiten. Sie haben sich den Ofen angesehn.

Eins ist klar: Er muß völlig umgebaut werden, mit Ausflicken ist nichts getan. Das heißt: er fällt aus, vier Monate, solange dauert der Umbau.
Es wird an die Tür geklopft.

FRÄULEIN MATZ Entschuldigung. Der Zeitungsreporter ist hier. Er will zu Ihnen. Er sagt, er braucht was aus der Produktion, für die Sonntagsbeilage.

DIREKTOR Sagen Sie ihm, er soll über Maikäfer schreiben. Das interessiert die Leute im Dezember. Ich kann ihn nicht gebrauchen. Jetzt nicht.

FRÄULEIN MATZ *kichert, dann:* Aber ... *Auf einen Blick vom Direktor:* Ja. Maikäfer. *Ab.*

DIREKTOR Es ist üblich, den Ofen für die Zeit des Umbaus ganz stillzulegen. Es ist immer so gemacht worden. *Pause. Trocknet sich den Schweiß ab.*

TRAKEHNER Ich sehe keine andre Möglichkeit.

BITTNER Richtig, es ist immer so gemacht worden.
Kant schweigt.

DIREKTOR Wenn wir den Ofen stillegen, kommen wir in Teufels Küche. Da sind vor allem die Liefertermine.

TRAKEHNER Ist es vorgekommen, daß sie eingehalten wurden?

DIREKTOR Es ist vorgekommen. Jedenfalls, mit dem Ofen 4 steht und fällt der Produktionsplan. Stillegen ist ausgeschlossen.

TRAKEHNER Schön und gut, aber nicht stillegen ist auch ausgeschlossen.

DIREKTOR Das wollt ich fragen.

KANT Sie wollen den Ofen bei Feuer umbauen?

DIREKTOR Ja. Die Kammer, die in Arbeit ist, wird natürlich stillgelegt.

TRAKEHNER Unfug.

BITTNER Wenn das ginge, die Unternehmer hätten es gemacht.

TRAKEHNER Preisfrage: Was fällt eher zusammen: Maurer oder Ofen?

KANT Bei 100 Grad Hitze kann man vielleicht arbeiten. Die Frage ist: Kann man sauber arbeiten? Ich bezweifle das.

SCHORN Das ist nicht nur eine Frage der Technik, des Materials.

TRAKEHNER »Sondern eine Frage des Bewußtseins.« Ich maße mir nicht an, Ihnen da hineinzureden, schließlich werden Sie dafür bezahlt. Aber hier handelt es sich um Tatsachen.

SCHORN Die Arbeiterklasse schafft neue Tatsachen.

TRAKEHNER Hut ab vor der Arbeiterklasse. Aber Ausbeutung ist keine neue Tatsache.

DIREKTOR Der Maurer Balke hat sich bereit erklärt, den Ofen umzubauen, bei Feuer. Ich bin dafür, daß sein Vorschlag geprüft wird.

TRAKEHNER Balke ist ein Wirrkopf.

SCHORN Balke ist Maurer.

TRAKEHNER Ich verstehe. Wenn der Maurer den Ofen macht, ist er ein Held. Wenn der Ofen reißt, sind wir die Saboteure.

Schorn lächelt.

BITTNER Der Ofen wird reißen.

BALKE Er ist gerissen.

BITTNER Du denkst, du bist gerißner, was?

TRAKEHNER Ich lehne die Verantwortung ab.

BALKE Ich verlange, daß ich den Ofen machen kann.

Pause, Trakehner raucht eine Zigarre an.

DIREKTOR Wir kommen in Teufels Küche.

TRAKEHNER Denken Sie von mir, was Sie wollen. Ich habe immer meine Pflicht getan.

DIREKTOR Mehr.

TRAKEHNER Jawohl, auch mehr. Aber daß ich meinen Ruf als Fachmann aufs Spiel setze, das geht zu weit. Das kann niemand von mir verlangen. *Pause.* Dieser Plan ist etwas für den Papierkorb, eine Utopie.

BALKE *zum Direktor:* Ich kann den Ofen auch ohne Ingenieur umbauen.

TRAKEHNER Bitte. *Er steht auf.* Ich finde mein Brot überall. Ihren Sozialismus aufzubauen ist kein Spaß. *Er drückt seine Zigarre aus.* Nicht einmal die Zigarren sind ein Spaß.

SCHORN Sie haben recht.

TRAKEHNER Wie?

SCHORN Ich sage, Sie haben recht. Aber Balke kann den Ofen 4 nicht ohne Ingenieur machen.

Pause. Trakehner setzt sich und raucht die Zigarre wieder an.

KANT *zu Balke:* Haben Sie eine Kalkulation gemacht?

BALKE *reicht ihm Papiere:* Ich hab's versucht. *Schweigen. Kant liest.*

8 b

Halle. Arbeiter. Der Direktor, Balke und Schurek vor ihnen.

DIREKTOR Eine große Sache haben wir vor. Das gibt ein Beispiel für die

ganze Produktion. Damit können wir beweisen, was die Arbeiterklasse leisten kann. Es muß für euch eine Ehre sein, mitzumachen. *Pause.*

SCHUREK Es ist eine Arbeit wie jede andre. Nur daß sie zum erstenmal gemacht wird.

EIN ARBEITER Schnaps ist Schnaps, sagte der Budiker und schenkte Terpentin aus.

KRÜGER Das ist Ausbeutung.

BALKE Es geht um den Plan, Kollegen.

STIMME *aus dem Hintergrund:* Wir scheißen auf den Plan.

BALKE Fragt sich, ob ihr was zu scheißen habt ohne den Plan.

Brillenträger lacht meckernd, verstummt, als die andern nicht mitlachen.

Ich kann den Ofen nicht allein umbauen, aber wir brauchen ihn. *Schweigen.*

DIREKTOR Krüger, du sagst: Ausbeutung. Du bist dein Leben lang ausgebeutet worden. Jetzt ist dein Junge auf der Universität.

KRÜGER Hab ich ihn auf die Universität geschickt? Ich war dagegen. *Schweigen.*

BALKE Es wird schwer sein, sehr heiß. Doppelter Verdienst, dreifache Arbeit.

EIN ARBEITER Und acht Jahre, wenn was schief geht, wie bei Lerka.

BITTNER Ich sage, das wird Murks.

BALKE Ich weiß, was ich mache. *Pause.*

KOLBE Ich hab in einem Panzer gesessen, bis fünfundvierzig. Das war auch kein Kühlschrank. Ich mache mit.

KRÜGER *tritt vor:* Wenn's sein muß.

8 c

Hof. Stettiner, Geschke, dann Brillenträger, später Kolbe.

STETTINER Brauchst du trockne Steine, Geschke? Am Ofen 4 liegt Vorrat.

GESCHKE Die braucht Balke selber.

STETTINER Eben.

Brillenträger, aus der Kantine kommend, bleibt stehen.

Mensch, wenn die den Ofen fertigkriegen, ist unser Lohn versaut bis 1980.

Kolbe kommt mit Balkes Essen aus der Kantine.

Laut: Er schleppt ihm schon das Essen in den Ofen, dem Herrn Brigadier. Der schont sich.

KOLBE Wenn ich herauskriege, wer Balke die Jacke geklaut hat, daß er nicht in die Kantine kann, aus der Ofenhitze über den Hof, ich weiß, was ich mache.

STETTINER Die Menschen sind schlecht.

Kolbe ab.

GESCHKE Hast du die Jacke?

STETTINER Wenn du eine brauchst, dir geb ich sie billig, Geschke.

Geschke ab.

BRILLENTRÄGER Guter Stoff?

STETTINER Reine Wolle. Fast neu.

8 d

Am Ofen. Balke und Krüger. Sie sind erschöpft. Kolbe kommt mit Balkes Essen und Bier.

KOLBE *trinkt:* Gegen den Ofen war der Panzer ein Kühlschrank.

BALKE *essend:* Der Ofen ist kein Nazitank. Du kannst aussteigen.

KRÜGER *zu Kolbe:* Hast du die Zeitung mit?

KOLBE *zieht eine Zeitung aus der Tasche:* Hier. »Durchbruch im VEB ›Roter Oktober‹. Die Arbeiter des VEB ›Roter Oktober‹ erzielten einen Durchbruch. Der Aktivist Balke entwickelte den Plan, einen Ringofen, der gerissen war, ohne Betriebsunterbrechung umzubauen, was in diesem Produktionszweig als unmöglich galt. Propagiert durch den BGL-Vorsitzenden Schurek . . .«

KRÜGER Ausgerechnet Schurek.

KOLBE ». . . wurde diesem Plan begeistert zugestimmt, der eine Einsparung von 400 000 Mark bedeutet und die Planerfüllung sicherstellt. Wir suchten die Brigade des kühnen Neuerers an ihrem Arbeitsplatz auf, wo ein reges Treiben herrscht, und konnten einen Blick in den Ofen werfen. Wie diese Männer mit den Steinen umgehn, das ist sozialistisches Tempo . . .« Spinner! Ohne Tempo verbrennst du dir die Pfoten. *Er liest weiter:* »Sie arbeiten mit Handschuhen, denn die Steine glühen, und im Vordergrund steht die Sorge um den Menschen. Während eine

Kammer nach der andern stillgelegt, abgerissen und neu ausgemauert wird, brennt nebenan hinter einer dünnen Wand das Feuer weiter. Es kommt vor, daß die Pantinen der Männer in Brand geraten. Eine Leistung, welche sich der Laie nicht vorstellen kann. Von den nackten Oberkörpern rinnt der Schweiß, aus den Gesichtern sprechen Entschlossenheit und Zuversicht. Die Belegschaft ist stolz auf sie.«

BALKE Deswegen klauen sie uns auch die trocknen Steine, die wir brauchen.

KOLBE Wenn der Tintenkuli wiederkommt, machen wir Schulung mit ihm, bei hundert Grad im Ofen.

KRÜGER Dich hat er ja ganz schön herausgestrichen, Balke.

9

Ofen. Darin Balke, Krüger und Kolbe bei der Arbeit. Brillenträger wirft im Vorbeigehen einen Stein, der Balke trifft.

KRÜGER Das ist zuviel.

KOLBE *den Stein aufhebend:* Den heben wir auf. Das ist ein Beweisstück.

BALKE *die getroffene Stelle reibend:* Ist er trocken?

KOLBE Ja.

BALKE *grinsend:* Das Beweisstück wird vermauert.

Kolbe reicht ihm den Stein.

10

Kneipe, Straße. Abend. Der Budiker spült Gläser. An der Trümmerwand eine primitive Aktzeichnung. Daneben steht ein junges Mädchen.

EIN JUNGER MANN *schlendert an dem Mädchen vorbei und zurück:* Haben Sie hier Modell gestanden, Fräulein?

Das junge Mädchen geht schnell ab. Geschrei von Kindern beim Kriegsspiel, näher kommend. Der junge Mann tippt mit einem Finger dem Akt auf die Brüste und geht dem Mädchen nach, pfeifend. Zwei Jungen mit rostigem Stahlhelm und Gasmaske, bewaffnet mit Resten einer Maschinenpistole. Ein dritter, der kleinste, trommelt auf einem Topf.

ERSTER JUNGE *»schießt«, brüllt:* Tot!

ZWEITER JUNGE Gilt nicht.

DER ERSTE *geht auf ihn los und wirft ihn zu Boden:* Gib deine Waffen ab. Los! *Sie ringen um die Waffen.*

DER ZWEITE Ich bin der Ami, und der Ami gewinnt, sagt mein Vater. *Er »schießt«.*

DER ERSTE Spielverderber!

DER ZWEITE Feigling. *Sich prügelnd ab. Der dritte folgt, trommelnd.*

Zwei Herren mit Aktentaschen.

ERSTER HERR *im Gehen:* Wie ich die Lage sehe, kommt es bestimmt zum Krieg. Amerika kann sich das nicht gefallen lassen. Wissen Sie, was ich gehört habe? *Er sieht sich um, flüstert: . . .*

ZWEITER HERR Er soll gesagt haben: Der Krieg ist nicht unvermeidlich. *Mit erhobenem Zeigefinger:* Nicht unvermeidlich!

Die zwei Herren lachend ab.

Zwei Bauarbeiter gehen in die Kneipe. Der Budiker bringt Bier.

DER ERSTE BAUARBEITER Acht Tage noch. Dann saufen wir Wasser.

DER ZWEITE Mein Eisschrank ist im Eimer, arbeitslos. Noch acht Raten.

DER BUDIKER Die Herren sind von drüben?

DER ERSTE BAUARBEITER Was dagegen?

DER BUDIKER *hält ein Glas mit Wasser hoch:* Sehn Sie, was ich trinke? Wasser. Sie meinen, der Budiker kann Bier trinken? Hier nicht. Im Osten nicht. Hier wird der Mittelstand ausgehungert.

DER ERSTE BAUARBEITER *tippt dem Budiker auf den Bauch:* Ist das auch Wasser?

DER BUDIKER Der Gewerbetreibende hat nichts zu lachen. Lieber arbeitslos in Freiheit.

DER ERSTE BAUARBEITER Gemacht. Wir übernehmen die Budike. *Zum zweiten:* Laß dir die Bücher zeigen, Hanke! *Zum Budiker:* Sind Hypotheken drauf?

DER BUDIKER Seien Sie froh, daß Sie nicht in meiner Lage sind.

DER BAUARBEITER Rückzieher? Das kostet.

DER BUDIKER *lacht blöd:* Weil Sie's sind. Eine Lage. *Die Bauarbeiter trinken aus und gehen.*

In die Kneipe kommen Karras und Zemke. Der Budiker bringt Bier und Schnaps.

ZEMKE Hast du noch eine Zigarette? Danke.

KARRAS Balke hat es immer noch nicht aufgegeben, der verrückte Hund.

ZEMKE Der braucht einen Denkzettel.

Karras schweigt.

ZEMKE Er arbeitet heute wieder länger. Er fährt mit dem Rad nach Hause, allein. Er muß hier vorbei.

KARRAS Balke ist ein zäher Hund.

ZEMKE Ein Lump ist er. Ich weiß Bescheid. Ich war rot wie keiner. Mit Faust und Stuhlbein für die Weltrevolution. Sie haben mich auf den Kopf geschlagen und in den Arsch getreten. Polizei und Reichswehr. Ich hab gesagt: In Ordnung, es ist für die Weltrevolution. Dann hab ich gemerkt; unsre Führung hat den Kopf nicht hingehalten. Wie ich das gemerkt hab . . .

KARRAS Bist du zur SA gegangen.

ZEMKE Wieso?

KARRAS Warst du etwa nicht in der SA?

ZEMKE Geht's dich was an? *Pause.* Partei ist Partei. Alles dasselbe. Leere Versprechungen und die Kassen voll Arbeitergroschen. Die Weltrevolution müssen wir selber machen, Karras. Da wäscht uns kein Regen ab.

KARRAS Balke hat uns die Norm versaut. Dafür kriegt er acht Mark die Stunde und von mir einen Denkzettel, daß er nicht mehr in den Ofen paßt. Aber deine Weltrevolution kannst du allein machen, Zemke.

ZEMKE Schiß?

KARRAS Ich nicht.

ZEMKE Ich komm auf zwanzig Mark die Stunde, wenn ich will. Aber ich laß mich nicht kirre machen. *Pause.*

KARRAS Wir haben ihn gewarnt. *Er geht zur Tür, blickt auf die Straße.* Er kommt. *Sie gehen hinaus, Balke entgegen.*

KARRAS Steig ab, Balke.

BALKE *bremst sein Fahrrad und steigt ab:* Was wollt ihr? Ihr seid ja besoffen.

KARRAS Wir haben dich gewarnt, Balke.

BALKE Was wollt ihr?

Zemke schlägt zu. Das Fahrrad fällt um.

An der Trümmerwand: Ihr schlagt euch selber ins Gesicht.

Zemke und Karras schlagen auf ihn ein.

11

Büro. Schorn, Direktor.

SCHORN Wenn Balke ausfällt, wer übernimmt den Ofen?

DIREKTOR *zögernd:* Es ist das erstemal, daß ein Ofen bei Feuer umgebaut wird.

SCHORN Das heißt: Es geht nicht ohne Balke?

DIREKTOR Noch nicht.

SCHORN Es hängt viel von ihm ab. Zu viel. *Pause.* Ich habe mit ihm in der Rüstung gearbeitet, Handgranaten. Seine Handgranaten waren immer in Ordnung. Er war ein guter Arbeiter. Er hat die Aufrüstung nicht sabotiert. Ich frage mich: Wird er den Aufbau sabotieren?

Herein Stettiner.

DIREKTOR Was willst du?

STETTINER Ich wollte fragen, ob mein Verbesserungsvorschlag schon geprüft ist. Es geht mir nicht um die Prämie.

DIREKTOR Worum denn?

STETTINER Wir haben doch eine Arbeiterregierung. Ich bin Arbeiter.

DIREKTOR Wir arbeiten nicht für die Regierung. Du kriegst Bescheid, wenn dein Vorschlag geprüft ist.

STETTINER *bleibt stehen:* Ich war in der SA, das stimmt. Hitler hat mich hereingelegt. Jetzt haben wir eine Arbeiterregierung.

DIREKTOR *schroff:* Was willst du?

STETTINER Ich will eintreten, in die Partei.

Direktor schweigt. Pause.

SCHORN Hier ist ein Formular. Füll es aus. *Stettiner ab mit dem Formular.*

DIREKTOR Zweimal Arbeiterregierung *blickt auf die Uhr* in drei Minuten. Das ist zuviel.

SCHORN Drei neue Mitglieder im Jahr, das ist zu wenig.

DIREKTOR Weniger ist vielleicht mehr.

12

Am Ofen. Balke, im Gesicht Schlagspuren, Kolbe und ein Arzt stehen vor Krüger, der bleich auf Steinen hockt, an Steine gelehnt. In einiger Entfernung Bittner, Karras, Zemke und andere. Krüger atmet mühsam.

DER ARZT Ich habe gesagt, diese Art zu arbeiten ist Selbstmord. Aber auf

den Arzt hören sie ja erst im Sarg. *Zu Krüger:* Hören Sie, Mann, lassen Sie den Ofen Ofen sein, sonst krieg ich Sie nicht wieder auf die Beine. Sie, Balke, gehören auch eher in ein Krankenbett als in den Ofen.

BALKE Ich glaube, Sie wissen nicht, worum es geht, Herr Doktor.

DER ARZT Um die beßre Zukunft auf den Knochen der Arbeiter, wie?

KRÜGER *mit Anstrengung:* Das hätten Sie den Nazis sagen sollen, Doktor.

DER ARZT Ich verbiete Ihnen, zu sprechen, Krüger, Sie kriegen eine Blutung.

KRÜGER Vorhin haben Sie gesagt, das ist schon eine.

DER ARZT Noch ein Wort, und Sie haben eine. Was ist mit Ihrem Schädel, Balke? Wollten Sie wieder mit dem Kopf durch die Wand? Die Wand war stärker, wie?

BALKE Die Wand war ich.

Karras ab. Herein zwei Arbeiter mit einer Trage. Sie bringen Krüger hinaus, gefolgt vom Arzt und Kolbe. Die Zuschauer zerstreuen sich. Zurück bleiben Bittner und ein junger Arbeiter. Balke setzt sich auf die Steine.

DER JUNGE ARBEITER Bittner, was meinst du, schaffen sie's?

Bittner zieht die Schultern hoch.

Wetten wir. Ich sag: sie schaffen's.

BITTNER Ich wette nicht.

Der junge Arbeiter ab. Bittner tritt zu Balke, bietet ihm eine Zigarette an. Balke nimmt eine volle Packung aus der Tasche.

Hast du schon Ersatz für Krüger, Balke?

Balke schweigt.

Ich würde schon mitmachen. Was sein muß, muß sein.

Balke schweigt.

Das ist so: Ich hab gedacht, ich bin seit dreißig Jahren Ofenmaurer, ich weiß alles über Öfen, und mir macht keiner was vor.

BALKE Und wenn du dich wieder irrst?

BITTNER Willst du den Ofen allein machen, Balke?

BALKE *steht auf:* Hab ich das gesagt? Ich hab nichts dagegen, daß du mitmachst.

BITTNER Gehn wir zusammen? *Sie gehen.*

Stettiner und Brillenträger kommen vorbei.

STETTINER Wenn einer den Einfall hat, genügend Steine in den Gaskanal zu schmeißen, seh ich schwarz für Balke und den Ofen.

Ausgewählte Bücher 1966 Suhrkamp

Martin Walser
Das Einhorn

Martin Walser hat einen Liebesroman und gleichzeitig die Entstehungsgeschichte eines Liebesromans in unserer Zeit geschrieben. Anselm Kristlein (der Vertreter und Werbemann aus der ›Halbzeit‹) ist Schriftsteller geworden. Von einer Schweizer Verlegerin erhält er den ersten Auftrag. Er soll ein Buch über die Liebe schreiben. Anselm nimmt an. Er macht sich selber zum Helden des Romans. Am Bodensee nimmt er teil an einem fast exemplarischen Fest der besseren Gesellschaft. Und als er schon bereit ist, für seinen Sachroman über Liebe einen neuen, geeigneteren Helden zu akzeptieren, trifft ihn im hohen Sommer die Gegenwart. Sie heißt Orli. Anselm ist nicht mehr bei sich, er ist bei Orli. Dann ist Winter und er bedenkt seine Lage. Er prüft die Erinnerung, doch die Erinnerung meldet nur Verluste. Die verlorene Zeit bleibt verloren. Zurückschauend sieht er seine Spur als eine Einzelgängerspur. Sie führt durch ein Dickicht von Politik und Gesellschaft zu den Frauen. Aber in diesen Frauen begegnet er doch wieder unserer Zeit, den widerstreitenden Interessen von Politik, Geschäft und Liebe. In ihm selbst wird dieser Widerstreit immer durch den Instinkt des Einzelgängers entschieden, der sich selbst der Nächste ist. Ihm ist das Einhorn kein Fabeltier, sondern ein Haustier, zu Hause in jedem. – Tief im Winter schreibt Kristlein den Nachruf auf das Unwiederbringliche, den Nachruf als natürliche Form des Liebesromans.

Roman · 492 Seiten · Leinen DM 24.–

Fritz Rudolf Fries
Der Weg nach Oobliadooh

»Dieses Buch könnte leicht die Lieblingslektüre einer jungen Generation werden, von der man sagt, sie denke neu und gesamtdeutsch. Es ist der erste Roman des DDR-Autors Fries. Er handelt von Leuten, die sich ihr Paradies nicht von klassenloser Gesellschaft bevölkert träumen. Ihre utopische Insel hat den Namen aus einem Jazz-Stück, heißt Oobliadooh und muß wohl voller Heiterkeit und Melancholie zugleich sein. Dieses Buch hat auf den meisten Seiten das Einfache geschafft, das bekanntlich schwer zu machen ist.«
Horst Laube in der Neuen Ruhr-Zeitung

Roman · 334 Seiten · Leinen DM 16.80

Peter Handke
Die Hornissen

Peter Handke wurde auf der Tagung der Gruppe 47 in Princeton einem größeren Kreis bekannt. Über seinen Roman schrieb *Helmut Scheffel* in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung:*
»Die in ihm sich bekundenden Darstellungsprinzipien verleihen ihm einen weit über dem Durchschnitt liegenden Rang. Der Roman enthält eine Fülle eindringlich beschriebener Szenen, er ist angefüllt mit genau notierten sinnlichen Wahrnehmungen. Allerdings verliert der Autor nie aus den Augen, daß er nicht photographiert. Ein Autor, der weiß, worauf es ankommt, und der Grundlagenforschung betreibt. Man vertraue sich ihm an.«

Roman · 277 Seiten · Leinen DM 16.80

Spectaculum 9
Sieben moderne Theaterstücke

Der neunte Band Spectaculum ist mehr noch als alle vorangegangenen das aktuelle Jahrbuch des internationalen Theaters: fast alle Stücke dieses Bandes sind in der vergangenen Spielzeit zum ersten Mal aufgeführt worden.
Inhalt: Samuel Beckett, Kommen und Gehen · Marguerite Duras, Ganze Tage in den Bäumen · Slawomir Mrożek, Tango · Bernard Shaw, O'Flaherty . Martin Sperr, Jagdszenen aus Niederbayern · Carl Sternheim, Bürger Schippel · Peter Weiss, Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats

Etwa 310 Seiten · Leinen ca. DM 9.80

Erich Heller
Die Reise der Kunst ins Innere

Erich Heller, bekannt geworden in Deutschland durch seine Essaysammlung ›Enterbter Geist‹ (1954) und durch sein Buch über Thomas Mann (1959), gehört, seit er zu schreiben begann, zu unseren denkenden Kritikern und gewiß auch zu unseren kritischen Denkern. Sein Ausgangspunkt ist in der Regel ein dem einzelnen literarischen Werk übergeordneter philosophischer. Seine Deutung moderner Literatur stellt sich nicht dar als eine Addition von Einzelbeobachtungen, sondern sie folgt einem allgemeinen Gesichtspunkt über das Schicksal der modernen Kunst und des modernen Geistes, der von gläubigem Optimismus ebenso weit entfernt ist wie von banalem Kulturpessimismus.

Essays · 279 Seiten · Leinen DM 18.–

Deutscher Geist

Ein Lesebuch aus zwei Jahrhunderten Gedächtnisausgabe zum 75. Geburtstag von Peter Suhrkamp

»Deutscher Geist« ist eine Lesebuch in einem anderen als dem herkömmlichen Sinn: Nicht »Perlen« sind hier gesammelt, sondern Zeugnisse für die Einheit geistigen Strebens. Aufgenommen sind nur vollständige, in sich geschlossene Lesestücke; dabei sind nicht nur die Geisteswissenschaftler berücksichtigt, sondern es kommen auch Juristen, Ärzte, Politiker und Unternehmer zu Wort. Von Winckelmann bis Heisenberg reicht die Spannweite dieses Kompendiums.
Nachdem das Werk im Krieg eine Auflage von nahezu 50 000 Exemplaren erreicht hatte, entschloß sich Peter Suhrkamp 1953 zu einer neuen, erweiterten Ausgabe, in der nun auch Namen wie Heine, Marx, Freud und Thomas Mann stehen konnten. Mit der jetzt vorgelegten Ausgabe in neuer Ausstattung will der Verlag das Andenken an einen Mann ehren, dem der Begriff des »besseren Deutschland« kein bloßes Schlagwort bedeutete, und er will damit vor allem auch der jungen Generation einen Begriff von dem vermitteln, was der Titel verheißt.

2 Bände · 2067 Seiten · Neue Ausstattung (weißes Leinen)
Jeder Band DM 12.80 · Zusammen DM 25.–

»Viele Bücher sind erschienen. Fragt man mich, welches Ich ergreifen würde um es zu besitzen: ich griffe zu diesen beiden Bänden. Sie enthalten Welten Sie werden nicht aufhören anzuregen und uns zu fördern. Sie öffnen Türe zu den Quellen. Sie sind eine sublime Unterhaltung und sind eine Tröstung weil sie so klar und anrührend Geist sind. Man soll nicht müde werden, si zu empfehlen.« *Friedrich Lu*

13

Am Ofen. Balke, Schorn.

BALKE Steine im Gaskanal. Das heißt: drei Tage Aufenthalt. Der Plan fällt ins Wasser. *Pause.* Ich frage mich, wie lange steht der Ofen noch. Ich höre auf, ehe sie ihn in die Luft jagen. Sie haben gelacht über den blöden Aktivisten. Steine haben sie mir nachgeschmissen. Sie haben mich zusammengeschlagen auf der Straße. Ich werd ihnen was scheißen.

SCHORN Wem? *Schweigen.* Weißt du, wer die Steine in den Gaskanal geschmissen hat? *Schweigen.*

BALKE Was passiert, wenn ich den Namen sage?

SCHORN Du mußt wissen, was du willst, Balke.

BALKE Ich bin kein Denunziant.

SCHORN Du mußt wissen, was du willst. Uns gehören die Fabriken und die Macht im Staat. Wir verlieren sie, wenn wir sie nicht gebrauchen. *Schweigen.*

BALKE Der Brillenträger war's.

14

Kantine. Arbeiter, die Verkäuferin.

ZEMKE Erst Lerka, jetzt der Brillenträger. Das ist zuviel.

STETTINER Das ist die Arbeitermacht. *Ab.*

GESCHKE Ja, das lassen wir uns nicht gefallen.

EIN ANDERER Was können wir machen?

EIN JUNGER ARBEITER Wir streiken.

EIN ÄLTERER Wir schneiden uns ins eigne Fleisch.

ZEMKE Ich kenn einen, der im Ministerium sitzt. Unter Hitler war er so – *er zeigt ein Streichholz.* Jetzt hat er Übergröße und braucht jede Woche einen neuen Anzug. Das ist das Fleisch, in das wir schneiden. Wer arbeitet, ist ein Verräter.

Sirene. Der ältere Arbeiter ab.

EIN ALTER Ich wette, der hetzt uns die Polizei auf den Hals.

Einige Arbeiter ab.

EIN ARBEITER *zum Alten:* Dir kann's ja recht sein. Dein Ältester ist doch bei der Polizei.

DER ALTE Ja, er ist schon Leutnant. *Er steht auf und geht, langsam. Zwei andre folgen.*

ZEMKE Wer arbeitet, ist ein Verräter. *Pause. Tritt an den HO-Stand:* Bier. *Die Verkäuferin kommt heraus und schließt den Stand ab.* Was soll das heißen?

VERKÄUFERIN *trocken:* Streik. *Ab.*

EIN ARBEITER Das geht zu weit.

Ein anderer steht auf und geht. Herein Balke.

ZEMKE Da kommt der Denunziant.

BALKE *zu Bittner und Kolbe:* Wollt ihr nicht anfangen?

ZEMKE *pflanzt sich vor Balke auf:* Mit einem Denunzianten arbeiten wir nicht.

Bittner und Kolbe schweigen. Balke ab. Zemke spuckt aus. Pause.

EIN ARBEITER Ich will meine ruhige Kugel schieben, das ist alles. Akkord ist Mord.

Zemke hat den HO-Stand aufgebrochen, zerrt einen Kasten Bier heraus. Dabei tritt er auf die Butter.

KARRAS Steig von der Butter, Zemke.

ZEMKE Scheiß auf die Butter.

Die Arbeiter, außer Karras, Bittner und Kalbshaxe, holen sich Bier.

ZEMKE Was ist mit dir, Kalbshaxe?

KALBSHAXE Ich hab kein Geld.

ZEMKE Das ist Freibier, du Idiot. VEB Zemke.

Kalbshaxe holt sich Bier. Es kommen Balke, Schorn, der Direktor mit einigen Arbeitern.

SCHORN Bringt das Bier zurück.

Zemke trinkt, Schorn ansehend, in langen Zügen. Die Arbeiter, einer nach dem andern, trinken zögernd. Kolbe, eine Flasche in der Hand, trinkt nicht.

Was wollt ihr?

ZEMKE *trinkt die zweite Flasche:* Gerechtigkeit.

ANDERE Wo ist der Brillenträger?

Wo ist Lerka?

Die Norm muß weg.

Akkord ist Mord.

SCHORN *zeigt auf die zertretene Butter:* Soll die Butter auch weg?

Pause.

EIN ARBEITER Was hat die Butter mit der Norm zu tun?
SCHORN Ohne Norm keine Butter.
EIN ARBEITER Ohne Butter keine Norm.
SCHORN Wer macht die Preise?
ZEMKE Uns machst du nicht besoffen.
SCHORN Das besorgt ihr selber, wie?
DIREKTOR Geht an die Arbeit.
ZEMKE Nicht ohne den Brillenträger.
DIREKTOR Die Sabotage kostet zwanzigtausend.
SCHORN Das ist unser Geld. Und ihr schreit nach Freiheit für den, der uns darum gebracht hat.
ZEMKE Schön reden konnten sie schon immer, wenn's um ihre Posten ging. Wer arbeitet, ist ein Verräter.
BALKE Und worum geht's dir, du Maulheld?
SCHORN Du kannst gehen, Zemke. *Pause.*
ZEMKE Ich mache, was ich will. *Er steckt die Bierflasche ein und geht zur Tür.*
SCHORN Das Bier wird bezahlt.
Zemke zurück, schmeißt Geld auf das Verkaufsbrett, ab. – Schweigen.
DIREKTOR Geht an die Arbeit.
Einige Arbeiter legen Geld auf den Verkaufstisch und gehn.
GESCHKE *zu Schorn:* Du hast die Politik gefressen, Sekretär. In Amerika gibts keinen Sozialismus, aber Arbeiter, die im eignen Auto fahren. Im Sozialismus gibts Schuhe auf Bezugschein. Erklär mir das.
SCHORN Das Auto gehört dem Arbeiter. Aber wem gehören die Arbeiter? Unsre Schuhe gibts auf Bezugschein. Aber die Autofabriken gehören uns.
EIN ALTER ARBEITER Reden kannst du. Aber wer sagt uns, daß es stimmt?
Herein Schurek, hängt ein Spruchband mit Text »Die Werktätigen fordern die Erhöhung der Norm« auf.
SCHORN Wir gehn drauf, wenn ihr's nicht begreift. Alle.
KARRAS Geschke fragt nach Schuhen. *Er hebt Geschkes Fuß an, den löchrigen Schuh zeigend.* Hier. Draußen 10 Grad Frost. Du willst ihm das Maul mit Autofabriken stopfen. Wir beschweren uns, daß ihr die Norm hochsetzt über unsern Kopf weg. Ihr hängt uns ein Schild vor die Nase: »Die Werktätigen fordern die Erhöhung der Norm«. Der Sozialismus bleibt links liegen.

SCHUREK Wir nehmen eure Interessen wahr, wenn wir die Norm hochsetzen.

KARRAS Ein Maurer jagt einen Ofen in die Luft. Ihr sagt: Saboteur. Weg mit Schaden. Habt ihr ihm erklärt, warum der Aktivist 400 Prozent kriegt und er ein Taschengeld? Warum wird Schurek fett, seit er unsre Interessen wahrnimmt?

SCHORN Wer hat Schurek gewählt?

EIN ARBEITER Nicht für immer.

Schurek verschwindet.

SCHORN *grinst:* Wählt eine Kommission, zur Untersuchung, warum Schurek fett wird, seit er eure Interessen wahrnimmt.

DIREKTOR Vergeßt nicht, das Bier zu bezahlen.

GESCHKE Und was ist mit der Norm?

SCHORN *auf das Spruchband deutend:* Wollt ihr den Unternehmer wiederhaben, reißt das ab.

Arbeiter legen Geld auf das Verkaufsbrett.

SCHORN Wo ist die Verkäuferin?

EIN ARBEITER Sie hat gehört, daß wir streiken.

EIN ANDERER Hat den Laden einfach zugemacht und ist verschwunden.

KALBSHAXE Keine Disziplin. Da muß durchgegriffen werden.

GESCHKE *zu Kalbshaxe:* Wer bezahlt die Butter, die du geklaut hast, Justizrat?

KALBSHAXE *leert seine Taschen aus:* Ich war nur Inspektor.

Arbeiter ab. Es bleiben Bittner, Kolbe, Karras. Karras nimmt eine Flasche Bier, bezahlt, setzt sich und trinkt.

DIREKTOR *zu Balke, Bittner und Kolbe:* Wie lange braucht ihr, bis der Schaden behoben ist?

BALKE Drei Tage.

DIREKTOR Und der Termin?

BALKE Wir schaffen's, wenn wir schnell arbeiten.

Bittner nickt.

KOLBE Mit dem Saboteur will ich nichts zu tun haben, aber mit einem Denunzianten arbeite ich nicht. *Pause.*

BALKE Dann dauert es fünf Tage, und wir können den Termin nicht einhalten.

KOLBE Die Arbeit im Ofen 4 ist freiwillig. *Er bleibt an der Tür stehn.*

DIREKTOR Karras, was ist mit dir? Du bist Ofenmaurer.

KARRAS *Balke ansehend, der sich wegwendet:* Balke hat die Suppe eingebrockt, soll er sie auslöffeln.

SCHORN Balke ist nicht für sich selber in den Ofen gegangen. *Pause.*

KARRAS Wann soll ich anfangen?

Kolbe ab.

BALKE Ihr habt euch das Maul zerrissen über den Lohndrücker, ihr wolltet nicht begreifen, worum es geht. Ihr habt mir Steine nachgeschmissen. Ich hab sie vermauert. Ihr habt mich zusammengeschlagen, du und Zemke, als ich aus dem Ofen kam. Und wenn ich mit den Zähnen mauern muß, mit dir nicht. *Schweigen.*

KARRAS Vielleicht ist er doch für sich selber in den Ofen gegangen. *Ab.*

Schweigen.

SCHORN Du wirst nicht mit den Zähnen mauern, Balke.

BALKE Mit Karras kann ich nicht arbeiten.

SCHORN Wer hat mich gefragt, ob ich mit dir arbeiten kann?

15

Fabriktor. Morgen. Karras kommt, hinter ihm Balke.

BALKE Ich brauch dich, Karras. Ich frag dich nicht aus Freundschaft. Du mußt mir helfen.

KARRAS *bleibt stehn:* Ich dachte, du willst den Sozialismus allein machen. Wann fangen wir an?

BALKE Am besten gleich. Wir haben nicht viel Zeit.

Sie gehn durch das Fabriktor. Nach ihnen kommt Kolbe

(1956/57)

Mitarbeit: Inge Müller

Heiner Müller
Ödipus, Tyrann. Ein Kommentar

Lajos war König in Theben. Ihm sagte der Gott aus dem Mund der
Priester, sein Sohn werde gehen über ihn. Lajos, unwillig
Zu bezahlen den Preis der Geburt, die kostet das Leben
Riß von den Brüsten der Mutter das Neue, durchbohrte die Zehen ihm
Sorgsam, daß es nicht über ihn geh, und vernähte die dreifach
Gab es, daß der auf dem Tisch der Gebirge den Vögeln es ausleg
Einem Diener. DIESES MEIN FLEISCH WIRD MICH NICHT ÜBERLEBEN.
Und verbreiterte so den Fuß, der ihn austrat, durch Vorsicht.
Dem geflügelten Hunger das Kind nicht gönnte der Diener
Gab in andere Hände zu retten in anderes Land es
Dort das hoch Geborene wuchs auf geschwollenen Füßen
KEINER HAT MEINEN GANG, sein Makel sein Name. Auf seinen
Füßen und andern seinen Gang ging das Schicksal, aufhaltsam
Jeder Schritt, unaufhaltsam der nächste, ein Schritt ging den andern.
Seht das Gedicht von Ödipus, Lajos Sohn aus Jokaste
Unbekannt mit sich selber, in Theben Tyrann durch Verdienst: Er
Löste, weil Flucht vom verkrüppelten Fuß ihm versagt war, das Rätsel
Aufgestellt von der dreimal geborenen Sphinx über Theben
Gab dem Stein zu essen das Menschen essende Dreitier
Und der Mensch war die Lösung. Jahrlang in glücklicher Stadt drauf
Pflügte das Bett, in dem er gepflanzt war, der Glückbringer glücklich.
Länger als Glück ist Zeit und länger als Unglück. Im zehnten
Jahr aus Ungekanntem die Pest fiel über die Stadt her
Solang glücklich, Leiber zerbrach sie und andere Ordnung.
Und im Ring der Beherrschten, das neue Rätsel geschultert
Auf zu großem Fuß steht, umschrien vom Sterben der Stadt, der
Rätsellöser, wirft seine Fragen ins Dunkel wie Netze
Lügt der Bote, sein Ohr, zu den Priestern geschickt, Mund der Götter?
Sagt der Blinde die Wahrheit, der mit zehn Fingern auf ihn weist?

Aus dem Dunkel die Netze schnellen zurück, in den Maschen
Auf der eigenen Spur vom eigenen Schritt überholt: er.
Und sein Grund ist sein Gipfel, er hat die Zeit überrundet
In den Zirkel genommen, ICH UND KEIN ENDE, sich selber.
In den Augenhöhlen begräbt er die Welt, stand ein Baum hier?
Lebt Fleisch außer ihm? Keines, es gibt keine Bäume, mit Stimmen
Redet sein Ohr auf ihn ein, der Boden ist sein Gedanke
Schlamm oder Stein, den sein Fuß denkt, aus den Händen ihm manchmal
Wächst eine Wand, DIE WELT EINE WARZE, oder es pflanzt sein
Finger ihn fort im Verkehr mit der Luft, bis er auslöscht das Abbild
Mit der Hand, so lebt er, sein Grab und kaut seine Toten.
Seht sein Beispiel, der aus blutigen Startlöchern aufbricht
In der Freiheit des Menschen zwischen den Zähnen des Menschen
Auf zu wenigen Füßen, mit Händen zu wenig den Raum greift.

(1966)

Max Frisch
Erinnerungen an Brecht

Ich erinnere mich, wie ich Brecht im November 1947, wenige Tage nach seinem Eintreffen in Europa, zum ersten Mal gesehen habe: in der kleinen bücherreichen Wohnung von Kurt Hirschfeld, Dramaturg des Zürcher Schauspielhauses, das drei Brecht-Stücke in deutscher Sprache uraufgeführt hat.

1940/41 *Mutter Courage*
1942/43 *Der gute Mensch von Sezuan*
1943/44 *Galileo Galilei*

Brecht saß da, wie man ihn von wenigen Fotos kannte, auf der Bank ganz in der Ecke: grau, still, schmal, wach, etwas verkrochen, ein Mann in der Fremde, die aber wieder seine Sprache spricht. Er schien froh um die Wände an seinen Schultern links und rechts. Ein Bericht über die »hearings«, die Brecht gerade hinter sich hatte, wurde abgebrochen, als ich dazukam. Ich war damals 38, Architekt, übrigens der einzige Schweizer in dem Kreis: es kamen kurzdarauf Carl Zuckmayer, Horst Lange, Erich Kästner, Lernet Holenia, Werner Bergengruen, die sich damals in Zürich aufhielten. Brecht als Kollege, dessen Dreigroschenoper man kennt, Brecht sozusagen als der Gestrige, verglichen mit Thomas Mann und den Anwesenden, die sich freier in dem vertrauten Zimmer bewegten. Horst Lange, angetrunken, fand umarmende Worte für den stillen Fünfziger in der Ecke: »Die Jugend erwartet Sie, Herr Brecht, Sie sind ein Mythos für uns«, worauf Brecht mager kicherte, was Lange offenbar als Bescheidenheit auslegte; Lange nochmals: »Das wissen Sie nicht, Herr Brecht, in Deutschland sind Sie ein Mythos.« Brecht: »Dem werde ich abhelfen.« Er blieb verkrochen, hörte aus der Ecke zu. Die treibende Kraft war Erich Kästner; es ging um einen Aufruf zuhanden der damaligen Gipfelkonferenz. Sechs Schriftsteller, einig darin, daß die Völker den Frieden wollen, sollten miteinander einen Satz formulieren. Ein gewisses Pathos (»Schriftsteller aller Länder«) erfüllte das Zimmer, Gläubiges, Schwung-

volles. Hirschfeld bewirtete, Brecht rauchte, ich machte den Sekretär. Die Sache drängte; Hirschfeld und ich fuhren in den nächsten Tagen nach Berlin, sollten den Text an die Russen aushändigen. Lernet Holenia fand endlich die Wendung: »Das Schicksal der Völker usw.« Brecht: »Wieso Schicksal?« Es wurde mühselig. Horst Lange hatte etwas vor und mußte gehen, gab aber seine Blanko-Unterschrift, Schicksal hin, Schicksal her. Erich Kästner wurde langsam ungeduldig, Carl Zuckmayer schweifte ab und erzählte, Lernet Holenia bildete Sätze ohne Schicksal, was auch gelang; Brecht anerbot sich, Heinrich Mann auch zur Unterschrift zu gewinnen, und war sehr dafür. Insofern war man sich einig und einigte sich auch auf den Satz: Die Völker wollen Frieden. Ich hatte für Kopien zu sorgen. Zur Frage, ob denn die sowjetischen Schriftsteller unterzeichnen würden, meinte Brecht, man könne es ja versuchen, sonst hätte es überhaupt keinen Sinn. Werner Bergengruen zweifelte: er kenne die Russen besser als Brecht. Als Balte. Brecht: » – versuchen.« Kurzdarauf erhob er sich, und da er Zürich nicht kannte, zeigte ich ihm den Weg hinunter zum Stadelhofen. Die Stadt, wo er sich auf unbestimmte Zeit niederzulassen gedachte, beachtete er mit keinem Blick. Hingegen war er der erste deutsche Autor, der sich erkundigte, ob es schweizerische Autoren gebe; ich sollte ihm das Beste gelegentlich beschaffen. Unterwegs dann die Frage: »Wer ist Werner Bergengruen?« Ich berichtete ihm von Deutschland, soweit ich es von Reisen kannte, vom zerstörten Berlin. Ich solle bald nach Herrliberg kommen, um mehr zu berichten. Natürlich war Brecht über Tatbestände informiert. Aber wie reden die Leute? Was denken sie? Was tun sie? Sicher waren meine Berichte, von heute aus gesehen, geradezu euphorisch bei aller Nüchternheit, dabei doch immer Berichte eines Nachbarn, zudem eines Jüngeren, der das Berlin, das Brecht hatte verlassen müssen, nur vom Hörensagen kannte. »Vielleicht kommen Sie auch einmal in diese interessante Lage«, sagte Brecht auf dem Bahnsteig, »daß Ihnen jemand von Ihrem Vaterland berichtet und Sie hören zu, als berichtete man Ihnen von einer Gegend in Afrika.«

PS.

In Berlin, empfangen vom sowjetischen Oberst Dimschitz, trugen wir die Sache vor. Mittagessen mit Wodka. Nach einer Woche kam die Antwort des sowjetischen Schriftstellerverbandes, der Text könne in dieser Form nicht unterzeichnet werden. Hingegen hatte Oberst Dimschitz seinerseits eine Bitte: wir möchten, da wir nach Zürich zurückfahren, einen Brief per-

sönlich überbringen, Einladung an Bertolt Brecht, sofort nach Berlin zu kommen. Wie dieser Brief genau lautete, wußte ich als Überbringer nicht; Brecht schwieg sich aus: »Wen haben Sie in Berlin sonst getroffen?«

Die Wohnung, zur Verfügung gestellt von dem jungen Ehepaar Mertens, war gratis; seine wirtschaftliche Lage, als Brecht in Zürich lebte, war miserabel: die Reise nach Europa wurde finanziert aus dem Verkauf von Haus und Möbeln in Amerika; die damaligen Einnahmen (Reiß-Verlag, Basel) hätten kaum für einen Studenten gereicht; zwar begannen Verhandlungen mit Peter Suhrkamp, der aber damals auch kein Kapital hatte. Vielleicht täuschte mich sein einziger Luxus: die guten Zigarren. Und seine Gastlichkeit. Brecht, der seine wirtschaftliche Lage nie erwähnte, wirkte nicht mittelloser als später, später nicht wohlhabender als damals.

Empfanden wir Brecht als Deutschen? Als Bayern? Als Weltbürger? Das letztere hätte er sich verbeten: als Marxist. In einer Hinsicht wirkte er, verglichen auch mit andern Emigranten, sehr undeutsch: er analysierte auch den Krieg, den Hitler ausgelöst hatte, nie in nationalen Kategorien. (Später einmal in Weißensee, nach seiner Meinung über bestimmte SED-Funktionäre befragt, wurde er unwillig: »Vergessen Sie nicht, Frisch, es sind Deutsche!« Dieser Ton war die seltene Ausnahme.) Was Brecht aus seiner Emigration mitbrachte, war Immunität gegenüber dem »Ausland«; weder ließ er sich imponieren dadurch, daß andere Leute andere Bräuche haben, noch mußte er sich deswegen behaupten als Deutscher. Sein Zorn galt einem gesellschaftlichen System, seine Achtung einem andern; die Weltbürger-Allüre, die immer eine nationale Befangenheit kompensiert, erübrigt sich. Ein Augsburger mit Berlin als Arbeitsplatz, ein Sprachgebundener, Herkunft nicht als Wappen, sondern als unvertauschbare Bedingtheit: die selbstverständliche Anerkennung dieser Bedingtheit; Dünkel wie Selbsthaß, national-kollektiv, erweisen sich dann als Relikte, nicht der Rede wert.

23. 4. 1948: erstes öffentliches Auftreten von Bertolt Brecht in Zürich, es blieb das einzige. In einem kleinen Keller, Antiquariat der Volkshaus-

Buchhandlung, sitzen hundert oder hundertzwanzig Leute gepfercht zwischen Bücherwänden wie üblich, die Buchhändlerin veranstaltet ab und zu solche Lesungen. Brecht hört sich gehorsam meine kleine Begrüßung an, dankt mit höflichem Nicken, setzt sich an den kleinen Tisch, ohne sich auszubreiten, eher hilfsbedürftig, ohne die Zuhörer anzublicken, Brecht mit Brille und mit einem Blatt in der Hand. Ob der Titel, den er rasch genannt hat, in den hinteren Reihen verstanden worden ist, scheint fraglich. Bedrängt von der Nähe der Zuhörer – die vordersten könnten ihre Arme auf den kleinen Tisch legen, was sie natürlich nicht tun, sie sitzen mit verschränkten Armen – verliest er halblaut das Gedicht an die Nachgeborenen, erhebt sich dann flink, das Blatt in der Hand, nein, drei Blätter, und tritt zur Seite, wo es dunkel ist. Weg mit seiner Person! Es lesen Therese Giehse und Helene Weigel, die großen Könnerinnen, Gedichte, und man vergißt, daß Brecht zugegen ist. Nachher, oben in der Buchhandlung, gibt es wenig von Brecht; vieles ist noch ungedruckt. Einige von den Zuhörern, als sie ihre Mäntel nehmen, mustern den grauen Mann aus Distanz; Brecht wird nicht bedrängt. Später sitzt man als kleines Grüppchen bei einem Bier: Brecht, Weigel, Giehse, die dankbare Buchhändlerin, die für die Lesung nicht viel zahlen kann, das Übliche; Brecht scheint ganz zufrieden.

Literarische Urteile von Brecht? Es kam vor, daß ihm ein Urteil entschlüpfte. Urteilen als Gesellschaftsspiel (»Was halten Sie vom neuen Sowieso?«) gab es um Brecht herum so wenig wie Klatsch über Personen; es interessierte nicht. Dann lieber Geschichten, Fälle, Fakten oder Anekdoten, also Material. Meistens war es politischer Zorn, der ihm ein literarisches Urteil entlockte: über Thomas Mann, über Hofmannsthal, über Ernst Jünger; auch dann blieb es meistens bei einem einzigen Satz, mitunter genügte ein Zitat, gestisch apostrophiert. Waren es literarische Urteile? Es war eine Bewegung mit dem Besen. Hingegen über Heinrich Mann und andere, über Neruda, aber nicht nur über Leute seiner Generation, auch über Werdende in allen Ländern redete Brecht, wenn der Name gefallen war, wie über Klassiker: nicht lobend, nur mit großem Respekt; er rühmte sie kaum ausdrücklich, sondern dadurch daß er ihre Namen einsetzte wie Triangulationspunkte zur Vermessung des Jahrhunderts. Die Vokabel war dann nicht: großartig, meisterhaft; sondern: wichtig.

Einmal als ich wieder nach Herrliberg kam, saßen zwei Brecht in der Diele, beide mit demselben Haarschnitt und in derselben grauen Leinenjacke, einer davon etwas hagerer und linkisch, kollegial-geniert, der andere war Paul Dessau.
Caspar Neher war öfter da.
Dann war er locker, beinahe gemütlich, anders als sonst; es kam kaum zu theoretischen Erörterungen; Brecht war vergnügt, Neher der Schweigsamere, und ich blieb kürzer als sonst: als störte man ein Paar.

Brecht in Gesellschaft von Leuten, die er nicht näher kannte – meistens waren es jüngere Leute, und man traf sich in einer Wohnung, selten in einem Restaurant, wo Unbefugte hätten zuhören können – liebte es, einer der Stilleren zu sein, derjenige, der sich vorallem erkundigt: Schwerpunkt der kleinen Gesellschaft, aber nicht Mittelpunkt, ungefeiert, im Mittelpunkt war immer ein Thema. Ich erinnere mich kaum, daß Brecht erzählte. Er gab ungern Rohstoff. Er breitete nicht aus, verkürzte wenn möglich auf Anekdote hin, die, wenn auch vielleicht zum ersten Mal erzählt, immer schon etwas Fertiges hatte. Nur selten hatte er ein Bedürfnis zu schildern. Daß Brecht fabulierte, sich in Erfindungen gehen ließ, einen Einfall vergeudete aufs Geratewohl oder vor Ulk überbordete, habe ich nie erlebt; aber was die Fabulierer dann nicht können, das konnte er: zuhören auf eine aufmunternde geduldige lebhafte ungeizige Art, sofern etwas berichtet wurde; er brauchte nichts zu sagen oder fast nichts: seine Kritik an den Vorfällen übertrug sich auf den Erzählenden. Mehr als dem Debatteur erlag man dem Zuhörer Brecht.

Einmal besichtigten wir Siedlungen für die Arbeiterschaft, Krankenhäuser, Schulhäuser etc. Der Herr vom Bauamt, das ich um die offizielle Gefälligkeit gebeten hatte, ein Adjunkt, der uns mit einem amtlichen Wagen an alle Ränder der Stadt fuhr, verstand die Fragen des Gastes nicht, erläuterte von Siedlung zu Siedlung dasselbe, während Brecht, anfänglich sehr verwundert über soviel Komfort für die Arbeiterschaft, sich mehr und mehr belästigt fühlte durch eben diesen Komfort, der Grundfragen nicht zu lösen gedenkt; plötzlich, in einem properen Neubau, fand er sämtliche Zimmer zu klein, viel zu klein, menschenunwürdig, und in einer

Küche, wo nichts fehlte und alles glänzte, brach er ungeduldig die Besichtigungsfahrt ab, wollte mit der nächsten Bahn an die Arbeit, zornig, daß man den Begriff »Sozialismus« mißbraucht für solchen Unfug (also zornig auf mich) und daß eine Arbeiterschaft auf diesen fortschreitenden Schwindel hereinfällt; noch hoffte er, das sei nur in dieser Schweiz möglich, daß Sozialismus zu ersticken ist durch Komfort für alle. Übrigens redete Brecht erst, nachdem der Herr vom Bauamt sich beim Bahnhof Stadelhofen verabschiedet hatte; auch dann, unter vier Augen, wartete er, bis er seinen Zorn beherrschte, wartete auf den Zug, dankte, kaufte Zeitungen am Kiosk, rauchte vor sich hin, bis er sich in Witzen ausdrücken konnte.

Brecht muß ein manischer Aufschreiber gewesen sein, machte aber nie diesen Eindruck. Das Gefühl, als Besucher unterbreche man ihn, hatte ich nie; er machte einen Sessel frei von Papieren oder Büchern, wechselte sofort vom Schreiber zum Zuhörer, zum Frager, wobei er sofort auch den Gegenstand seines Interesses wechselte. Kein Wort von seiner Arbeit; die war ausgeschaltet. Verließ man ihn nach zwei oder drei Stunden, wirkte er wach wie vorher; es kam nie zum Ausleiern eines Abends. Ob er danach arbeitete, weiß ich natürlich nicht; ich stelle ihn mir vor wie Galilei: nicht emsig, nur immer gegenwärtig, jederzeit anfällig für Entdeckungen. Eigentlich hätte zu ihm ein Stehpult gepaßt. Ich kann mir nicht denken, daß Brecht, ob er über dem *Kleinen Organon* oder über den *Antigone*-Versen sitzt, wie vor einem Mausloch lauert; eher so: er pflückt, was reif wird zur Niederschrift hier und dort, er erledigt, er merkt vor, er hält fest, er probiert, immer locker bleibend durch Wechsel. So jedenfalls vermute ich, wenn ich mich an Brecht erinnere, wie er aus dem Arbeitszimmer kommt: vollkommen unversunken, immer bereit. Anders wäre die Fülle seines Nachlasses kaum zu begreifen, die ihm übrigens, wie es scheint, nicht recht bewußt war: Peter Suhrkamp erzählte einmal, wie Brecht, als sie die Satzproben zu den Stück-Bänden besprachen, auf einen größeren Schriftgrad drängte, damit, wie Brecht meinte, sein Werk doch eine gewisse Ausdehnung bekäme, wenigstens fünf Bände sollten es schon sein.

Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration, ich las das Gedicht in den Kriegsjahren auf der Straße, wie man Tagesmeldungen liest, stehend; die Kohlepapierkopie fast unleserlich, man bekam sie mit dem Auftrag, weitere Kopien herzustellen und die Gedichte weiterzuleiten; in meinem Atelier (ich hatte zwei Zeichner, keine Sekretärin) tippte ich mit acht Durchschlägen:
»Denn man muß dem Weisen seine Weisheit erst entreißen,
Drum sei der Zöllner auch bedankt: Er hat sie ihm abverlangt.«
Heute bin ich beschämt, wenn mir diese Zeilen in den Sinn kommen, und es gehört zu den Erinnerungen, die man sich selber ungern glaubt: da saß ich in der Herrliberg-Wohnung mindestens einmal in der Woche, aber der Gedanke, Brecht etwas abzuverlangen, kam mir nicht, auch als Helene Weigel einmal verriet, was der Überseekoffer dort in der Ecke enthielte. Ich war 38, aber Anfänger, und Brecht war 51, der Meister, wie kollegial er sich auch verhielt, und dem Jüngeren fiel nicht ein, daß es ihn vielleicht freuen könnte, wenn man etwas verlangte aus dem Gepäck, das heute als Klassiker-Ausgabe ein ganzes Gestell füllt. Ich weiß nicht, was er herausgegeben hätte: *Der Kaukasische Kreidekreis*, Gedichte, *Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui*, Prosa, das Riesenbündel undatierter Varianten zu *Me-Ti*? Er arbeitete damals am *Kleinen Organon* unter anderem. Auch das hätte ihm der Jüngere nicht abverlangt, wenn Brecht es nicht eines Tages von sich aus gegeben hätte: wie eine Hausaufgabe. Er möchte wissen, sagte er, ob das verständlich werde. Geschmeichelt war ich wohl, zugleich ungläubig: Brecht will wissen, was unsereiner findet? Natürlich las ich es noch in der Nacht, aber meldete mich Tage lang nicht; als ich das Manuskript gelegentlich zurückbrachte, glaubte ich noch immer nicht recht, daß Brecht, der Meister, auf Urteil wartete, und legte das Manuskript auf den Tisch, dankend, von anderem redend, schamlos genug: ich überließ es Brecht, das Gespräch darauf zu bringen. Das war wieder einmal draußen auf dem Kiesklebedach; die Weigel kochte. Brecht fragte, Brecht äußerst aufmerksam, unverdrossen-aufmerksam, interessiert noch an meinen Mißverständnissen, bereit zu prüfen, ob das am Leser liege oder am Text. Was mir zunächst aufgefallen war: die Absage ans Lehrstück, die so betont-muntere und hartnäckig-locker-wiederholte Verkündung, Theater sei Unterhaltung. Daß das Vergnügen darin bestehe, die Welt als veränderbar zu zeigen, verstand sich von selbst, die Betonung lag auf Vergnügen ganz und gar. Brecht kichernd: Warum verwundert Sie

das? Ich dachte an *Die Maßnahme* und anderes. Brecht bereitete sich damals auf Berlin vor. »Man weiß nie, was eines Tages von uns verlangt wird,« sagte er abschließend, »plötzlich heißt es, wir lehren das Falsche. Man muß die Leute nicht im Unklaren lassen: wir sind Seiltänzer, wir brauchen das Seil, um drauf zu tanzen – sonst verwenden sie das Seil plötzlich, um jemand dran aufzuhängen.« Später gab er eine revidierte Fassung, die eleganter war, schlicht-schlauer.

Es blieb meine einzige Manuskript-Lektüre. Hingegen hielt es der Anfänger für selbstverständlich, daß der Meister abverlangte, auch selbstverständlich, daß er nicht, wie ich, das nächste Wiedersehen abwartete, sondern sich an die Schreibmaschine setzte und sofort antwortete:

»Lieber Frisch, Ihr neues Stück, das ich für mich selbst immer noch *Berliner Thema* betitle, hat mich weiter beschäftigt, abgesehen von den Siedlungen, durch die es führt und die so sehr anders sind als die Züricher. Ich schreibe im Augenblick an einem kleinen Organon für das Theater und unterbreche die Gedankengänge nicht eigentlich, wenn ich eine Wahrnehmung anläßlich Ihres Stückes zu Papier bringe. Es handelt sich dabei um einen Einwand und er betrifft nicht den Stoff, noch die dichterische Absicht und an der Ausführung nur Eines, nämlich daß dem Theater als einer Institution erheblich weniger zugemutet wird, als es von früheren Stückeschreibern Ihrer Begabung geschah. Ich würde diesen Einwand kaum erheben, wenn ich nicht dächte, daß er auch gegen Stücke, die ich selber geschrieben habe, erhoben werden sollte. Und es sind ›äußere‹ Umstände, die uns veranlassen, mitunter über einen Gegenstand das erst beste, anstatt eines der letzt besten Stücke zu schreiben. Plump gesprochen: ich habe den Eindruck, daß Sie es einfach ablehnten, zu analysieren, warum Ihnen der Stoff (in der Behandlung, die Sie ihm gleich zu Anfang zuerdachten) so fruchtbar erschien. Er enthält, und zwar so wie Sie ihn behandelten, sehr bedeutende Aspekte und es kommt mir so vor, als hätten Sie dafür nicht die adäquate Form gewählt, nämlich die sogenannte Große Form. Damit sind natürlich nicht Verse usw. gemeint, sondern eben eine Form, die die großen Aspekte herausarbeitet. Bei der Form, die Sie wählten, und die zweifellos gewisse Schönheiten produzierte, werden diese Aspekte lediglich leicht angedeutet, als hofften Sie, dieselben gerade dadurch zu eröffnen, aber für mich ist dies eine Hoffnung, welche von einer Gesellschaft ermutigt wird, die ein tieferes und vor allem allgemeineres Verständnis der gesellschaftlichen Vorgänge nicht wünscht und die gesell-

Goethe Institut e.V. Bibliothek

schaftliche Maschinerie nur ›berührt‹ und nicht etwa kräftig angegriffen haben will. Sie wollen nicht, daß mit dem Zaunpfahl gewinkt wird – so wenig wie das die Diebe wollen. Aber die Geschichte des großen Dramas zeigt, daß der Zaunpfahl ein legitimes Instrument ästhetischer Veranstaltungen ist. – Von der klassischen Tradition aus gesehen, behandeln Sie das Judiththema und die neue Wendung besteht darin, daß die Vergewaltigte sich in den Vergewaltiger verliebt, als Vergewaltiger nunmehr den ›rechtmäßigen Besitzer‹ ansehen muß und den Ansprüchen des Geliebten, der eine höhere Sittlichkeit vertritt, nicht gerecht werden kann. Das jedenfalls scheinen mir die angedeuteten, aber nicht gedeuteten Aspekte in Ihrem Stück zu sein: es sind politische. Ich hoffe, Sie nehmen diese Reklamation auf die leichte Achsel, die wir alle haben müssen, die wir es mit Kunst zu tun haben. Bei der Einstudierung des Stücks, der ich mit wirklichem Interesse entgegensehe, können wir vielleicht derlei allgemein Ästhetisches noch näher diskutieren.
Sehr herzlich Ihr (brecht), Zürich, Juli 48«

Eine Zeit lang bedrängte mich Brecht, ich solle als Schweizer endlich ein Tell-Stück schreiben. Zu zeigen wäre, daß der Bauernaufstand der Vierwaldstätte zwar erfolgreich war, aber reaktionär gegenüber der Habsburg-Utopie, eine Verschwörung von Querköpfen. Ich verstand schon: Rebellion, nicht Revolution. Aber das müsse schon ein Schweizer schreiben. Die These, die er vom Theatralischen her verlockend machte, ist der geschichtlichen Wahrheit zumindest näher als der Hymnus, den wir Friedrich Schiller mit dem Rütli-Denkmal gedankt haben, nur schien sie mir allzu beliebig verwendbar als Legitimation heutiger Vögte. Ich wußte nie, ob Brecht, wenn er pfiffig war, seine Pfiffigkeit für undurchschaubar hielt. Oder ließ er's einfach draufankommen? Ein andermal: Henri Dunant, der Begründer des Roten Kreuzes, das wäre ein landsmännischer Stoff für mich, ein Schimpfer großen Stils, ein Wohltäter, der von allen Seiten bekämpft wird und siegt und dann sein Werk mißbraucht sieht. Schließlich sein letzter Vorschlag: die *Celestina* von De Roja einzurichten für die Giehse, Brecht anerbot sich für das Verfassen der Songs, die ich da und dort brauchen würde. Ich hätte viel gelernt. Ich saß in einem öffentlichen Park mit dem geliehenen Buch, das er bereits mit Zeichen gespickt hatte, mit Titeln für fällige Songs. Es war verlockend. Ich bekam es mit

der Angst. Brecht, wenn man sich einließ, baute jeden um. Die Entscheidung war mir bewußt.

Etwas in der Denkart von Brecht, sowohl im Gespräch wie in den theoretischen Schriften, machte den Eindruck: Das ist nicht er, sondern etwas das Brecht sich abverlangt. Je rationaler er argumentierte, umso größer war seine Genugtuung; er überzeugte dann sich selbst. Wie ein Mann auf dem Markt, wenn er ein fabelhaftes Büchsenöffner-Patent anbietet, formulierte er gerne immer wieder dasselbe wortwörtlich, oft frappant. Dabei war an seiner Überzeugung nicht zu zweifeln. Trotzdem der Eindruck: Das ist nicht er, das ist seine Therapie. Drum sind Brechtianer gefährdet: sie perfektionieren die Therapie gegen ein Genie, das sie nicht haben.

Ein ehrenwerter Mann des Widerstands, Schriftsteller, unterbreitete ein Gedicht zur Erinnerung an 1848; das Gedicht sollte demnächst in allen deutschen Theatern verlesen werden. Brecht, nachdem er das lange Gedicht gelesen hatte, schwieg sich aus, dann bat er den Genossen, uns das Gedicht vorzulesen. Brecht-Imitation. Man hörte zu, bis der Verfasser fand, einiges wäre noch zu überarbeiten, und abbrach. Brecht, ohne Kommentar zum Gedicht, das der Verfasser wie eine unbezahlte Rechnung in die Tasche steckte, und ohne jede Ermunterung, einiges zu überarbeiten, erkundigte sich nach dem Verbleiben von Leuten aus dem deutschen Widerstand.

Die erste Brecht-Regie (zusammen mit Caspar Neher) hatte fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattgefunden: in Chur, Februar 1948. In Zürich sahen wir die *Antigone*, gespielt von Helene Weigel, nur in einer Matinee, die einmalig war und nicht ausverkauft; Hauptsache für Brecht, daß er hatte probieren können. Er hatte keine come-back-Eile. Ob Chur oder Zürich, Brecht probierte für Berlin. Das Stück, das er dem Zürcher Schauspielhaus zur Uraufführung überließ, war ein vergleichsweise harmloses, *Herr Puntila und sein Knecht Matti*, geschrieben in Finnland vor langer Zeit, und daß er aus fremdenpolizeilichen Gründen nicht für die

Regie zeichnen konnte, war ihm nicht unangenehm. Das alles waren Vorbereitungen, je unauffälliger umso lieber. Während der Proben blieb er im Hintergrund –

Ab und zu ein Tip:

Eine junge begabte Schauspielerin, Tochter aus reichem Haus, sollte da eine kleine Magd spielen mit einem Wäschebottich. Als Brecht kicherte, wußte sie nicht, was sie verkehrt machte. Sie trug ein Requisit, das kein Gewicht hat. Höflich, nicht ohne die begabte Bürgertochter im übrigen zu loben, verlangte er bloß, daß bei jeder folgenden Probe ein Klumpen nasser Wäsche in dem Bottich sei, nichts weiter. Nach drei Wochen sagte er: Sehen Sie! Ihre Hüften hatten kapiert.

Meistens beobachtete er bloß.

Brecht auf der Bühne: immer etwas geniert, als gehörte er da nicht hin; trotzdem sah man die besondere Geste, die er wünschte und die er nicht vormachen konnte, die er bestenfalls parodierte, sofort und genau.

Ich hatte schon einige Regisseure gesehen.

Was war anders?

Er konnte unschlüssig sein. Was heute nicht geht, vielleicht geht's morgen oder übermorgen, wenn man sich heute nicht abfindet, wenn man die Unbefriedigtheit aushält und nicht vorgibt zu wissen, wie und ob es jemals gehen wird.

Probieren: forschen.

Ein Lehrmeister, aber er berief sich nicht auf Theorie, sondern schaute und reagierte; der Eindruck hatte den Vorrang; freilich wußte Brecht, was er abbilden wollte, und erlag nicht dem Beliebig-Eindrucksvollen. Was man Geschmack nennt, war bei Brecht sensibel vom Politischen her. Vielleicht ist Geschmack das immer: eine politische Reaktion, aber unbewußt, naiv in dem Sinn, als man sich in seinem ästhetischen Urteil ebenso sicher wie frei fühlt und sozusagen unbedingt. Wenn Brecht etwas »schön« fand oder »unschön«, verstellte er sich nicht; im Augenblick, glaube ich, war er naiv. Ein Ästhet. Er brauchte auf Proben (jedenfalls in Zürich, wo er es großenteils mit »unpolitischen« Schauspielern zu tun hatte) nie eine politische Vokabel, um zu argumentieren; wenn Matti, der Knecht, sich die Landschaft ansehen muß unter der Begeisterung des Puntila, des Großgrundbesitzers, war die Geste und Mimik der Indifferenz, die den Knecht schweigen läßt, einfach »schöner«, »lustiger«, »natürlicher«, so wie es sofort viel »schöner« ist, wenn die Magd, die mit dem

Wäschebottich, trotz ihrer strammen Jugend nicht allzu aufrecht (wie eine Tennis-Spielerin etwa) einhergeht. Lauter Geschmacksfragen! Ich fand eine Szene ziemlich ordinär. Brecht betreten: Nana? Meine Begeisterung über anderes schob er beiseite: »Was finden Sie dran ordinär?« Nun wußte ich es nicht. »Wir treffen uns nachher«, sagte er, »überlegen Sie es sich!« Es zeigte sich, als man genau darüber redete, das Unbewußt-Politische meines Geschmackes; Brecht lachte: »Sie wollen, daß Puntila sich wie ein Herr benimmt, aber das tut er ja, gerade wenn er ordinär wird«, dann: »– aber vielleicht haben Sie recht, man muß aufpassen, nicht die Szene soll abstoßend sein, nur Puntila, wir werden's probieren.«
Was für unsere Schauspieler neu war:
Es wurden keine Regie-Ideen ausgeführt; Regie schien sich zu ergeben aus der unvoreingenommenen Prüfung dessen, was die Schauspieler anboten; der Text war den Probe-Ergebnissen unterworfen; Hirschfeld arrangierte, und Brecht baute ab, was nicht die Fabel erzählt; es gab Löcher, und sie wurden nicht voreilig mit Einfällen gestopft; Brecht ließ Zeit, bis die Fabel sich einstellte Punkt für Punkt wie etwas Natürliches, das sich scheinbar von selbst spielt, das sich ohne Krampf überhöhen läßt, das endlich, ganz in Spiel übersetzt, eine Realität entlarvt; alles Vorsätzliche fiel ab; die Proben, schien es, bestanden aus Anschauen.
Manche Schauspieler wurden unsicher.
Sie waren besser als je.
Da die Giehse, die zum ersten Mal unter Brecht spielte, stärker war als die vorgesehene Rolle, kam Brecht mehrmals mit einer verlängerten Erzählung der Schmuggler-Emma; Hirschfeld wurde nervös, was Brecht nicht verstand: »Sie haben da eine ungewöhnliche Schauspielerin, das muß man nutzen.«
Neu für mich:
Sein Humor, den ich erst begriff, nachdem ich Brecht persönlich gesehen hatte. Seine Stücke, bevor Brecht sie selbst inszeniert hatte, erschienen mir grau, im Grunde böse, zumindest so, als belustigten sie nicht einmal den Angreifer. In den *Puntila*-Proben waren Schauspieler oft verdutzt, daß da plötzlich einer hellauf lachte im hinteren Parkett: Brecht.

Plötzlich, bei einem nächsten Zusammentreffen, hatte er wieder das Häftlingsgesicht: die klein-runden Augen irgendwo im flachen Gesicht vogel-

haft auf einem zu nackten Hals. Dabei konnte er grad sehr munter sein. Ein erschreckendes Gesicht: abstoßend, wenn man Brecht nicht schon kannte. Die Mütze, die Joppe: wie von dem pralleren Dessau entliehen; nur die Zigarre steckte authentisch. Ein Lagerinsasse mit Zigarre. Man hätte ihm ein dickes Halstuch schenken mögen. Sein Mund fast lippenlos. Er war sauber, nur unrasiert; kein Clochard: kein Villon. Nur grau. Unansehnlich. Sein Haarschnitt wirkte dann wie eine Maßnahme gegen Verlausung oder wie eine Schändung, die ihm angetan worden ist. Sein Gang: da fehlten Schultern. Sein Kopf erschien klein. Nichts von Kardinal, aber auch nichts von Arbeiter. Überhaupt sah Brecht nie wie ein Arbeiter aus, das wäre ein Mißverständnis seiner Tracht; eher so, wie Caspar Neher etwa einen Handwerker stilisieren würde, Tischler vielleicht: mit einem Kopf, daß die Römische Kirche nur in ihren Fundus hätte greifen müssen, um einen sehenswerten Kardinal zu haben. Jetzt aber, wie gesagt, war da nichts vom Kardinal, und man ging neben einem Brecht, der einen verlegen machte wie ein Beschädigter. Er klagte über nichts, im Gegenteil, er rühmte die Giehse. Wir saßen im Café Ost, das es heute nicht mehr gibt, gegenüber einem leeren Stammtisch mit studentischem Couleur-Firlefanz an der Wand, der ihn nicht verdroß. Was macht einen Schauspieler aus? Man überlegte, als hätte Brecht nie eine Zeile darüber geschrieben. Er hatte Zeit, Lust zu sprechen, im Gespräch war er wach und lebhaft, alles andere als ein Beschädigter, denklustig. Erst draußen auf der Straße ging er wieder wie einer, dem man nicht viel zutrauen würde, der unser Mitleid erweckt wie ein Zukurzgekommener, ein Geschundener, die graue Schirmmütze in die Stirne gezogen. Vorallem der Hals: so nackt. Er ging geschwind, aber die Arme machten nicht mit. Die graue Farmerjacke: als habe man ihn aus Beständen einer Anstalt eingekleidet, und nur das Bündel von Schreibstiften, die er immer in der oberen Tasche trug, war privat, die Zigarre unerläßlich, sonst wußte er nicht, wohin mit den Händen, und schob sie dann wie etwas Entblößtes flach in die Rocktaschen.

5. 6. 1948, *Puntila*-Uraufführung in Zürich: das Publikum jubelte nicht, Brecht hingegen war zufrieden. »Solche Stücke muß man immer und immer wieder spielen, bis sie sich dran gewöhnen«, sagte er, »wie sie sich an Schiller gewöhnt haben. Das braucht einige Jahre.« Infolgedessen redete er wie nach einer Probe.

Die Ideologie-Diskussion, in der ersten Zeit unumgänglich, hörte nach und nach auf – nicht wegen meines Widerspruchs, sondern weil ich ihm zu ungeschult war, und Brecht hatte andere Aufgaben als mich zu schulen, zwar Lust am Gespräch, aber das Gespräch mußte auch für ihn etwas abwerfen; er ließ sich lieber auf meine Baustelle führen und Konstruktionen erklären, Probleme moderner Architektur, auch Schlichteres: die Organisation einer größeren Baustelle. Fachkenntnisse, vorallem wenn sie sich in Betätigung zeigten, erfüllten ihn mit Respekt. Ruth Berlau war dabei, als Frau bald gelangweilt, während Brecht pflichtschuldig, wenn auch ängstlich, Gerüst um Gerüst erstieg, schließlich sogar einen Zehnmeter-Sprungturm, wo man das Areal am besten überblicken konnte; hier oben war er allerdings für Erläuterungen nicht zu haben, nur für Respekt: Alle Achtung, Frisch, alle Achtung! und als Ruth Berlau, die Kamera vor dem Gesicht, auch noch wünschte, daß Brecht weiter hinaustrete auf die Plattform, weigerte er sich; erst unten war er für Statik-Unterricht empfänglich. »Sie haben einen ehrlichen Beruf.« Sein Gruß, wenn man sich verabschiedete, war manchmal flüchtig, nie herablassend, aber kurz und leicht; jetzt, nach der Besichtigung meiner Baustelle, war er sehr ausdrücklich: kollegial. Daß das gute Einvernehmen nicht auf ideologischer Kongruenz beruhte, war weiterhin klar. –

Einmal zu einer Rolle:

»Sie sagen: eine Dame der Bourgeoisie, aber eine große Frau. Ich sage: eine große Frau, aber eine Dame der Bourgeoisie.«

Oder:

»Sie sind gegen Zensur. Wenn diese Leute genau so weiterschreiben würden wie bisher, brauchte es keine Zensur. Aber das ist es ja: kaum sind sie nicht mehr im Kapitalismus, entdecken sie, daß sie Gewalt nicht ertragen, plötzlich haben diese Leute etwas zu sagen.«

Usw.

August 1948, als wir die Grenze bei Kreuzlingen-Konstanz passierten, war Brecht fünfzehn Jahre nicht mehr auf deutschem Territorium gewesen. Es war auch nur ein Ausflug für einen Abend. (Im November desselben Jahres, später also, reiste Brecht nach Berlin über Prag und kehrte dann nochmals für einige Monate nach Zürich zurück, bevor er sich 1949 endgültig in Ost-Berlin niederließ.) Ein Zürcher Bühnenarbeiter, der einen

alten Lancia besaß, fuhr uns bis zum Schlagbaum. Brecht: »Gehen wir zufuß!« Der äußere Anlaß, für Brecht ein willkommener Vorwand, war eine Aufführung bei Heinz Hilpert, Deutsches Theater in Konstanz, von meinem ersten Stück, das ich lieber nicht wiedergesehen hätte. Die Kontrolle der Pässe, damals noch immer als sanfte Sensation empfunden, ging reibungslos. »Kostbarkeiten zu verzollen?« – »Keine.« Brecht betontermaßen unberührt. (Ich weiß nicht, was für ein Papier er damals hatte. Das »U. S. exit permit«, das Brecht als Staatenloser gebraucht hatte, um die Vereinigten Staaten zu verlassen, sollte verlängert werden, aber die Verlängerung wurde verweigert, und das Papier kam nie aus Chicago zurück; damals bewarben sich Brecht und Helene Weigel, die ehemals Österreicherin war, um die österreichische Staatsbürgerschaft, die aber erst sehr viel später, als Brecht längst in Berlin arbeitete, plötzlich verliehen wurde, April 1950.) Wir gingen also zufuß in das Städtchen, ein schon sehr deutsches Städtchen unzerstört mit Schildern »Speisewirtschaft« in einer Schrift, die es nur in Deutschland gibt, Fraktur. Nach hundert Metern, mitten in einem Gespräch über irgendetwas, blieb Brecht stehen, um die Zigarre, die offenbar ausgegangen war, wieder anzuzünden, Blick zum Himmel: »Der Himmel ist hier nicht anders!«, dazu jene unwillkürliche Geste, die öfter vorkam: er schob den hageren Hals im weiten Kragen hin und her, ein Zucken, das ihn lockerte. Später die Begrüßung bei Heinz Hilpert und seinen Getreuen; Überschwang machte Brecht immer linkisch, er hielt sich an ein Bier, Brecht höflich-verkrochen-aufmerksam-mißtrauisch, während ein junger Schauspieler (er hatte schon von der Dreigroschenoper gehört) das Unternehmen in Konstanz zu lobpreisen nicht ermüdete; Brecht staunte: über das Vokabular, das ihn stumm machte. Nach der Aufführung verbreitete sich Brecht über deutsches Bier, das nachwievor das beste Bier sei; kurz darauf: Gehen wir! Er schwieg sich aus, bis man wieder in Kreuzlingen war; eine Bemerkung von Wilfried Seifert, der uns begleitete, brachte ihn plötzlich zum Bersten: das Deutsche Theater befinde sich in Berlin, meinte er, nicht in Konstanz, nur weil Heinz Hilpert heute in Konstanz sitze. Er begann mit einem kalten Kichern, dann schrie er, bleich vor Wut, erschreckend; Seifert verstand nicht, was mit Brecht los war. Das Vokabular dieser Überlebenden, wie unbelastet sie auch sein mochten, ihr Gehaben auf der Bühne, ihre wohlgemute Ahnungslosigkeit, die Unverschämtheit, daß sie einfach weitermachten, als wären bloß ihre Häuser zerstört, ihre Kunstseligkeit, ihr voreiliger Friede mit dem eigenen Land,

alldies war schlimmer als befürchtet; Brecht war konsterniert, seine Rede ein großer Fluch. Ich hatte ihn so noch nie gehört, so unmittelbar wie bei dieser Kampfansage in einer mitternächtlichen verschlafenen Wirtschaft nach seinem ersten Besuch auf deutschem Boden. Plötzlich drängte er zur Rückfahrt, als habe er Eile: »Hier muß man ja wieder ganz von vorne anfangen.«

War Brecht naiv?
»Nehmen Sie dieses Foto nach Polen,« sagte er, »wahrscheinlich treffen Sie auch Leute von der Regierung, fragen Sie, ob das stimmt.« Er gab mir eine Illustrierte, die nicht eigentlich berichtete, immerhin Bilder zeigte, so daß man vermuten mußte: Mißhandlungen in Schlesien, KZ-Zustände. »Fragen Sie überall, ob das stimmt!« verlangte Brecht, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß Leute von der Regierung beispielsweise bei einem Bankett sich einlassen auf diese Illustrierten-Anklage; Brecht: »Fragen kann man immer.« Es war sein Ernst. »Wenn es in Polen diese Zustände gibt,« sagte Brecht, »muß etwas unternommen werden.«
Als ich von Polen zurückkam, war er begierig zu hören, rief an, sobald er von meiner Rückkehr wußte. Ich radelte also nach Herrliberg mit viel Stoff: Breslau, heute Wroclav, Congrès International des Intellectuels pour la Paix, Warschau. Ich erwartete ein schwieriges Gespräch. Was ich zu berichten wußte, war zwiespältig, Brecht voll Erwartung. Grüße von Anna Seghers. Wie weiter? Allein mit Brecht, der die Ostblock-Länder noch nicht aus eigner Anschauung kannte, erzählte ich einfach drauflos. Fragwürdiges, Erfreuliches, Bedrückendes, Undurchsichtiges. Ich lieferte das Konkrete. Eindrücke von einer Fahrt durch Schlesien; Gespräch mit einem polnischen Bauern, der tadellos Deutsch redete: Knecht in Ostpreußen, wo er lernte und soviel ersparte, daß er zu einem eigenen Hof in Ostpolen kam, Krieg, von den Russen aus seiner Heimat vertrieben, jetzt angesiedelt auf schlesischem Boden; eine Lebensgeschichte. Brecht war ein offener Zuhörer, was die Berichterstattung erleichterte; ich sah ihn bestürzt oder erfreut jenachdem, alles in allem eher bekümmert. Die Art, wie Fadejew und der brillante Ehrenburg manövrierten, verdroß ihn: »Wenn man schon einen Kongreß macht, das dürfte nicht vorkommen.« Ab und zu rief er die Weigel, aber wir blieben allein, Brecht aufgewühlt, wie ich ihn nie zuvor und nie wieder gesehen habe, oft stumm, unverhohlen-

betroffen, weit davon entfernt, das Mißliche zu bestreiten oder in Dialektik aufzulösen. Einmal sein Vorwurf, daß ich beim Staatsempfang im Rathaus, wo hunderte von Intellektuellen sich um ein Buffet sammelten, nicht rundheraus gewisse Fragen gestellt habe. In diesem Sinne hatte immerhin auch Picasso »versagt«. Was ich an beginnendem Aufbau und Planung in Warschau (das Projekt war ein Meisterwerk modernen Städtebaus, es wurde nach dem Sturz von Gomulka annulliert) gesehen hatte oder was man in Kellerkneipen unter Ruinen, abseits vom offiziellen Optimismus, an lebensfrohen und unmittelbaren und glücklichen Menschen erleben konnte, berichtete ich gern; Brecht nahm es als Beweis, daß ich nicht polemisierte, und verbuchte das Negative, das auch in seiner Ansicht negativ war, umso ernster. »So geht das ja nicht,« sagte er mehrmals, »das muß geändert werden.« Später setzte sich Helene Weigel dazu, ich sollte weiter berichten, teilweise wiederholen; es ging nicht mehr. Nicht nur die Weigel hatte auf alles, was der Augenzeuge meldete, die gebrauchsfertige Auslegung in maßregelndem Ton; auch Brecht war wie verwandelt jetzt, oder ich hatte ihn eine Stunde lang mißverstanden, plötzlich ungehalten nicht über Fadejew, sondern über mich. Ich saß in einer Prüfung, um durchzufallen. Unterrichtet darüber, was in Polen vorging, nahm ich mein Fahrrad.

1949, als Brecht definitiv nach Berlin ging, begleiteten wir ihn an die Hottingerstraße, wo er zuletzt in einem Hinterzimmer eingemietet war; Verabschiedung auf der Straße: »Kommt bald.« Ein Freund in Berlin schilderte mir später seinen Empfang im Kulturbund: Oberst Dimschitz und Johannes R. Becher (wenn ich nicht irre) würdigten das Ereignis, er saß zwischen beiden, zögerte einen Augenblick, erhob sich nicht sehr aufrecht in der Erwartung, daß Brecht nun Berlin begrüße, und gab beiden Sprechern höflich die Hand links und rechts, setzte sich, schwieg, trank weiter sein Bier. Ab und zu bekamen wir Briefe zweizeilig mit Bitte um ein Buch (historische Kostüme) oder um amerikanische Zeitschriften, einmal waren es mehrere Zeilen: »lieber Herr Frisch, haben Sie vielen Dank für die Zusendung. Tatsächlich verspürt man einen kleinen Schreck vor dem Beschriebenwerden, und durch geschätzte mehr als durch gelittene Beschreiber. Aber dann las ich Ihre schöne und freundliche Zeichnung des fremden Zugvogels doch mit Spaß – wie die eines Menschen, den ich selber flüchtig kenne. Sie machte mich neugierig auf das ganze Buch.

Zürich hatte durch Giehse und Steckel großen Erfolg in Berlin. Es wäre schön, wenn Sie es doch einmal möglich machen könnten, herzukommen. Ich bin auch gespannt auf Ihr neues Stück. Herzlich Ihr (brecht), Berlin, 23. 1. 50«

War Brecht herzlich?
Sicher ist Herzlichkeit nicht das erste, was auffiel an diesem Mann, der Rohstoff ungern preisgab, und Gefühle sind Rohstoff. Wärme in Worten, das war in seiner Gegenwart auch dem Partner nicht möglich; daß Brecht im persönlichen Umgang sich eines nahezu gleichen Vokabulars bediente für Duldung oder Achtung oder Zuneigung, gab ihm vorerst etwas Instanzhaftes, also Kaltes. Seine Gestik (ich komme immer wieder auf seine Gestik: dabei war sie sehr knapp, manchmal fast mechanisch-stereotyp) leistete vor allem Parodie. Was mußte da immer wieder parodiert werden? Brecht muß die Sentimentalität sehr gekannt haben, und was nur von ferne hätte ein Gefälle dahin haben können, verbannte er. Seine Höflichkeit, die sich nicht in Floskeln ausdrückte, sondern im Verhalten bei der Begrüßung oder bei Tisch, eine graziöse Höflichkeit war das einzige, was er als Ausdruck der Zuneigung zuließ. Ein Signal, das genügte; Gemütlichkeit torpedierte er sofort, und wenn nötig, ziemlich grob. Er fühlte sich sichtlich nicht wohl. Der erste Eindruck war Sprödigkeit; nach und nach erschien sie eher virtuos, Resultat eines Trainings, willentlich, fast fakirhaft. Nur im Gedicht, also unter artistischer Kontrolle, war gestattet, was Brecht sonst durch Witz und Gestik isolierte: Gefühle. Brecht war schamhaft. Sentimentalität, in den frühen Songs monumentalisiert durch Persiflage, erscheint in späteren Gedichten rehabilitiert durch Volksliedhaftes, Innigkeit destilliert zur Spruchweisheit. Nichts von alldem verriet sich im Gespräch. Brecht hatte Zärtliches; es war dann lediglich eine Frage sozusagen des Aggregatzustandes: es durfte nicht warm werden, nicht flüssig, sonst explodierte es zur Zote über sich selbst. Freilich kennen wir Brecht nur im Umgang mit Männern. Waren Frauen zugegen, zeigte Brecht, im Gegensatz zu den meisten Männern, keinerlei Veränderung, keine Imponier-Geste; Frauen in Gesellschaft waren Genossen, somit neutralisiert, oder sie waren Gänse, die, als solche erkannt und behandelt, das Gespräch nicht lang störten. Dann zeigte Brecht mehr als sonst und so, daß man sich wunderte, Herzlichkeit gegenüber Männern.

Frühling 1950

Der Hofmeister, Tragikomödie von Lenz in der Bearbeitung des *Berliner Ensembles*, zum ersten Mal der Vorhang mit der weißen Picasso-Taube, nachher Brecht draußen auf dem Platz vor dem Deutschen Theater: ohne Aura. Meine Verlegenheit (Wie sagt man einem Großen, daß es groß ist, was er macht?) bezog er auf die Kastration: »Ein delikates Thema!« Es freute ihn offensichtlich, daß man nach Berlin kam, um die Arbeit des Ensembles zu sehen. Kein berühmter Schauspieler, ein paar Bekannte aus Zürich: Hans Gaugler, Regina Lutz, Benno Besson. Es war wie ein Schock: zum ersten Mal sehe ich, was Theater ist. Bestätigung seiner Theorie? Man vergaß sie, indem ihr Versprechen eingelöst wurde – wahrscheinlich sehr unvollkommen, verglichen mit den späteren Produktionen des Berliner Ensembles oder des Piccolo Teatro in Mailand, die heute in Gefahr sind steril zu werden.

Brecht wirkte jünger als sonst.

Er schlug vor, daß ich in Weißensee schlafe, er wollte Diskussion; nur war da noch eine gesellige Mai-Feier im Theater, eine Anstandspflicht. Keine Kundgebung; diese hatte tagsüber in den Straßen stattgefunden. Jetzt wurde getanzt, Geselligkeit mit betontem Verzicht auf Krawatte; alle zeigten etwas Entschlossen-Wohlgelauntes, Stimmung mit Gutscheinen, die man an einem Buffet einlösen könnte. Die Frage: Wie gefällt's Ihnen hier? machte mich etwas verlegen. Wolfgang Langhoff, auch ein alter Bekannter aus Zürich, grüßte mißtrauisch; ich sah mich, ob ich wollte oder nicht, in der Rolle eines Westlers, der die Ost-Zone beschnüffelt mit der verstohlenen Gier, Unfreiheit und Armut und Trostlosigkeit festzustellen. Ich fühlte mich nicht wohl. Brecht war anwesend, wie es sich gehörte, im übrigen unauffällig. Begeistert von der Aufführung, die ich eben gesehen hatte, verfiel ich doch einem öden Unbehagen an dieser Feier; selbst das Buffet (ich hatte Hunger) schien unterrichten zu wollen, wie hier gelebt wird, und wie alles einander grüßte: Welche Kameradschaft! Alles hatte eine leichte Nötigung, und wenn man sich ihr verweigerte, spürte man das krasse Mißverständnis, das die Nötigung verschärfte, alles positiv zu sehen; schon Schweigen wirkte feindselig. Das war ich aber nicht, nur bedrückt. Helene Weigel, festlich-liebenswürdig, holte den Außenseiter zu einem Tanz; ich war schon nicht mehr zu retten: alles erschien mir jetzt demonstrativ, also verdächtig. Draußen über schwarzen Ruinen fand ein Feuerwerk statt; jetzt stellte Brecht sich wie alle an ein Fenster, wartete

auf das knallende Schluß-Bukett, rauchend, kurzdarauf kam er: »Wir können gehen, Frisch, oder möchten Sie noch bleiben, aber es ist spät.« Nach unauffälligem Abgang, jetzt wieder draußen auf der finsteren Straße, redete er über Fachliches. Das tat gut. Wir lobten die kühle Frühlingsluft, überhaupt das Klima von Berlin. Die Ruinen waren nicht aktuell, nichts Nebensächlicheres als Ruinen. Brecht war in bester Verfassung: elastisch, nüchtern-warm, leicht.

Weißensee:

Das Gerücht, daß Brecht, von den Russen in einen Palast gesetzt, wie ein Großfürst hause inmitten der Armut von Ost-Berlin und daß die Weigel (»Barrikaden-Duse«) kostbare Antiquitäten aus der armen Zone käuflich erbeutet habe, fand ich, wie erwartet, nicht bestätigt. Eine Villa wie tausend andere in Berlin: unzerstört, nur etwas vernachlässigt in einem verlotterten Garten, geräumig und, wenn ich mich richtig erinnere, fast teppichlos. Ein schöner alter Schrank, ein paar Möbel bäuerlichen Stils, alles in allem wenig, Provisorisches wie immer um Brecht. Ich schlief in einer Dachkammer, ehedem Dienstmädchenzimmer; Wände voll marxistischer Klassiker. Am andern Morgen: Brecht schon an der Arbeit, aber er hat Zeit; fünf Minuten steht er mit dem Gast, der den Weißensee noch nie gesehen hat, unten am Weißensee, dann lieber im Arbeitszimmer als unter dem Mai-Grün einer Weide. Selbstkastration des Hofmeisters: als dramaturgisches Problem. Mein Eindruck, daß man in Weißensee etwas anders redete als in Herrliberg, wäre kaum zu belegen; trotzdem hatte ich damals diesen Eindruck. »Es müssen jetzt Stücke geschrieben werden von Leuten, die die Sorgen dieses Staates aus Erfahrung kennen«, sagte Brecht, »das kann einer nicht von drüben.« Es gab, wenn auch noch ohne Mauer, ein Hier und ein Drüben. Zugleich lag ihm sehr daran, daß kein Boykott entstehe; ich sollte mit Barlog sprechen wegen eines Schauspielers, der, da er bei Brecht spielte, drüben Schwierigkeiten bekam. Im übrigen erinnere ich mich nicht mehr an das lange Gespräch, aber daran: wie Brecht den hochbürgerlichen Grundriß dieser Villa umfunktionierte, ohne sie etwa umzubauen, mühelos; er brauchte sich nicht im mindesten zu wehren gegen die Architektur, Brecht war stärker, indem er saß oder ging, immun, und es wirkte nicht wie Beschlagnahme, nicht einmal wie Besitzwechsel; die Frage, wem die Villa gehörte, stellte sich nicht, Brecht benutzte sie, wie der Lebende immer Bauten der Ausgestorbenen benutzt, Lauf der Geschichte. Später fuhr man ins Theater; Brecht mit Schirmmütze und

Zigarre am Steuer eines alten offenen Wagens, Spruchbänder der gestrigen Mai-Feier in verkehrlosen Straßen, ringsum Ruinen unter dem dünnen Berlin-Himmel, Brecht heiter: »Wann kommen Sie hieher?« Halt unterwegs, um ein Eis zu essen: »Sehen Sie, so etwas gibt's hier auch schon!« Im Theater bat ich um Fotos von der *Hofmeister*-Aufführung, um sie »drüben« zeigen zu können. Auftrag beim Abschied: »Sagen Sie Ginsberg, er soll kommen.« Meinen Hinweis, daß Ginsberg praktizierender Katholik sei, überging er ohne Anzüglichkeit: »– ein guter Schauspieler!«

Brecht und die Theorie –
Was man, vorallem mit zunehmender Entfernung, für den ganzen Brecht zu halten versucht ist: der lehrende Brecht, der Verkünder ästhetischer Begriffe, der Anti-Aristoteles, jener Brecht, der sich auch kein Gelingen durchgehen ließ, ohne es der Theorie zu unterbreiten und es von der Theorie genehmigen zu lassen, mag sein, es war der sichtbarere Teil von Brecht, jenen, den er zeigte, den er stilisierte; die Aufmachung mit Werkjoppe und kurzem Haar ist klassisch geworden, zwar meistens verstanden als Demonstration seiner Solidarität mit dem Proletarier, aber man kann sie auch anders sehen: als demonstrierte Männlichkeit, nicht Stier-Männlichkeit (das wäre mit einem Bart zu demonstrieren), aber Denk-Männlichkeit. Wann hat Brecht dieses Kostüm eingeführt? Als Anarchist noch nicht; da sieht man den jungen Brecht, Verfasser von *Trommeln in der Nacht* und *Baal*, gelegentlich noch mit weißem Hemd und Krawatte, so bürgerlich verkleidet wie Wedekind. Es ist erstaunlich, wie hartnäckig er es weiterhin in allen Lebenslagen beibehielt, dieses Image der harten Männlichkeit, auch ein Image der Askese; ein Mann, der sich sichern mußte durch Stilisierung. Sichern wogegen? Nicht gegen Bürgerlichkeit – da war Brecht unbedroht – eher gegen etwas Chaotisches, etwas Weibliches, das er in hohem Grad besaß, das zu seinem Genie gehörte als Untergrund, als Kraft und Gefährdung. Er brauchte als Schaffender (spätestens nach der *Hauspostille*) einen Widerstand, einen Katechismus, Zwangsjacken einer Doktrin, die so manchen andern, der nicht die empirische Sensibilität und die vegetative Phantasie von Brecht besitzt, auf die Dauer steril macht. Seine stete Beflissenheit, Denker zu sein (zur Züchtigung des Bänkelsängers), und sein oft rührender Respekt vor Wissenschaftlichkeit (bis zum knabenhaft-ernsten Gebrauch eines Lichtmessers

während der Proben, um die Helligkeit auf der Bühne nicht nach Gefühl zu beurteilen), alldies gehörte zu Brecht wie das Rote zum Grünen, komplementär. Er brauchte Theorie: als Axt immerzu, um nicht wie die Leute des Cortez (in seinem Gedicht) elendiglich verschlungen zu werden von der Natur. Er fand, was er brauchte, im Marxismus. Daß man Stücke schreibe oder Gedichte, um die Welt zu verändern, daran schien Brecht zu glauben; es setzt keinen Zweifel in die Ernsthaftigkeit seines politischen Engagements – schließlich bestimmte es seine ganze Biographie – wenn man dem Anschein, daß die Kunst sich in den Dienst der Doktrin stelle, widerspricht: Brecht brauchte die Doktrin für die Kunst, nicht umgekehrt. Brecht ohne Marxismus? Es war der entscheidende Akt, der den Anarchisten rettete als Artist, damit er nicht im bloßen Nonkonformismus degenerierte.
Ich sah es auch schon anders:
»Wir stellen auf der Bühne nicht eine bessere Welt dar, aber eine spielbare, eine durchschaubare, eine Welt, die Varianten zuläßt, insofern eine veränderbare, veränderbar wenigstens im Kunstraum. (...) Die Meinung von Brecht, daß die heutige Welt auf dem Theater wiedergegeben werden könne, aber nur wenn sie als veränderbar aufgefaßt wird, erscheint wie die Übersetzung einer schlichten Kunst-Erfahrung in ein politisches Programm über den Kunst-Akt hinaus: der Wille, die Welt zu verändern, als eine Verlängerung des künstlerischen Gestaltungsdranges. Unser Spiel, verstanden als Antwort auf die Unabbildbarkeit der Welt, ändert diese Welt noch nicht: es entsteht immerhin ein Vergnügen sogar an tragischen Gegenständen, und dieses Vergnügen bedarf keiner Rechtfertigung daraus, daß unser Spiel didaktisch sei; es ist eine Selbstbehauptung des Menschen gegen die Geschichtlichkeit. (...) Allein dadurch, daß wir ein Stück-Leben in ein Theater-Stück umzubauen versuchen, kommt Veränderbares zum Vorschein, Veränderbares auch in der geschichtlichen Welt, die unser Material ist: dies als Befund, ungesucht, aber fortan unumgänglich. Peter Suhrkamp, der noch den vor-marxistischen Brecht kannte, meinte möglicherweise dasselbe, als er einmal sagte: Brecht sei Marxist geworden durch Kunst-Erfahrung. Das würde bedeuten, daß das politische Engagement nicht der Impuls ist, sondern ein Ergebnis der Produktion, sekundär, aber nicht irrelevant, sofern eine Produktion überhaupt genuin ist, und daß der landläufige Versuch, Brecht als Dichter zu kultivieren, indem man den Marxisten subtrahiert, nicht nur müßig ist, sondern banausisch.«
(1964)

Ein andermal in Weißensee:
»Man hat Ihnen Formalismus vorgeworfen. Was verstehen die Leute, die diese Anklage erheben, unter Formalismus?« Brecht versucht es mit der leichten Schulter: »Nichts.« Es verdrießt ihn, daß ich genauer frage; er lehnt sich in seinen Arbeitssessel, raucht, gibt sich sorglos-belustigt: »Formalismus heißt, ich gefalle gewissen Leuten nicht.« Was ihn verdrießt, verrät der ungehaltene Nachsatz: »Im Westen hätten sie wahrscheinlich ein anderes Wort dafür.« Dann spricht man über anderes, und später erst, als ich dazu nichts mehr erwarte, in einem andern Zusammenhang kommt die eigentliche Antwort leichthin: »Daß wir für die Schublade arbeiten, sehen Sie, das lernte man in der Emigration. Vielleicht kommt eine Zeit, wo man unsere Arbeit ausgräbt und brauchen kann.«

Im Grund war ich immer (und bin es noch) unklar über die Art unserer Beziehung. Hatte er nicht Getreuere genug? Seine spontane Vertraulichkeit zumindest im ersten Augenblick des Wiedersehens versetzte mich jedesmal in Verwunderung mit schlechtem Gewissen, wozu ich keinen Grund sah. Hatte er Verlangen nach Leuten, die nicht seine Jünger wurden? Einmal besuchte ich in Berlin eine unöffentliche Probe, April 1953, probiert wurde der *Katzengraben* von Erwin Strittmatter; Brecht am Regie-Pult, als er die Eindringlinge bemerkt hatte, winkte, ließ die Schauspieler noch einen Gang ausführen, brach ab, erhob sich, um zu begrüßen: man störe gar nicht, im Gegenteil – unterdessen improvisierte Eisler am Klavier – im Gegenteil, ein Zuschauer von drüben war willkommen, einer, der in mancher Hinsicht nicht dazugehörte, was Brecht nicht spüren ließ, seine Jüngerschaft hingegen sehr.
(Jünger sind immer die Schwierigeren.)
Ich bin nur wenigen Menschen begegnet, die man als große Menschen erkennt, und befragt, wie sich die Größe von Brecht nun eigentlich mitgeteilt habe, wäre ich verlegen; eigentlich war es jedesmal dasselbe: kaum hatte man ihn verlassen, wurde Brecht umso gegenwärtiger, seine Größe wirkte hinterher, immer etwas verspätet wie ein Echo, und man mußte ihn wiedersehen, um sie auszuhalten, dann nämlich half er durch Unscheinbarkeit.

Über das Verhalten von Brecht während des 17. Juni 1953 befragte ich später zwei Ensemble-Leute, Egon Monk und Benno Besson. Hat Brecht am Vormittag, als die ersten Meldungen von der Stalin-Allee kamen, eine Rede gehalten vor seinen Mitarbeitern? Was feststeht: die Proben (*Der zerbrochene Krug* und *Don Juan*) wurden abgebrochen. Wohin hat Brecht sich im Lauf des Tages begeben? Wie hat er die Ereignisse, so weit sie ihm zur Kenntnis kamen, beurteilt: als Kundgebung der Arbeiterschaft, deren Unzufriedenheit er für berechtigt hielt, oder als Meuterei? Welche Informationen hatte Brecht? Argwöhnte er, daß der Westen sich den Volksaufstand, der ohne Führung war, zu Nutzen machen könnte und daß es zum Krieg kommt? Hatte er eine Möglichkeit einzugreifen? Welche? War Brecht hin und her gerissen? gleichmütig? kopflos? untätig? Verlangte er von seinen Mitarbeitern, wie sie sich zu verhalten haben? War Brecht (wie das Gerede es schon damals darstellte) feige, ein Verräter gegenüber der Arbeiterschaft? Oder war er verzweifelt, daß die Arbeiterschaft sich durch romantisches Vorgehen selbst gefährdete? War Brecht empört über das Eingreifen der sowjetischen Tanks oder hielt er es für unerläßlich, um den Westen vor Übergriffen zu warnen? – man wußte zu wenig und mutmaßte nach Belieben, und auch die beiden Ensemble-Leute, die ich befragte, lieferten mehr Auslegungen als Belege dafür; ihre Auslegungen waren unvereinbar. Peter Suhrkamp verschickte Kopien des Brecht-Briefes an Ulbricht: die vollständige Fassung. Sein Gedicht zum 17. Juni blieb vorderhand unbekannt. Zwei Jahre später, als ich Brecht wiedersah in seiner letzten Wohnung an der Chaussee-Straße, fragte ich nicht: Wie ist es nun tatsächlich gewesen? trotz seines früheren Ausspruchs: Fragen kann man immer! Ich war zum Mittagessen eingeladen als Gast, nicht als Inquisitor.

Es war mein letzter Besuch vor seinem Tod, September 1955, ein kurzer und sogar etwas steifer Besuch. Ich war befangen; Benno Besson war gerade da, den ich persönlicher kannte als andere Ensemble-Leute, und es bestand damals ein Mißtrauen zwischen uns, das zu politischer Borniertheit führte. Wir hatten in letzter Zeit regelmäßig miteinander gestritten, Besson und ich, waren damals noch ganz und gar unversöhnt, und unsere Begrüßung, als ich bei Brecht eintrat, war entsprechend: auf Gegenseitigkeit blicklos. Ob Brecht davon wußte? Ich störte ein Arbeitsgespräch, man stand noch einige Minuten, Höflichkeit nötigte Brecht, daß er Besson, obschon Dringliches zu klären war, entließ mit einer Geste des Ab-

brechens. Allein mit Brecht, den ich lang nicht gesprochen hatte, blieb es etwas offiziell. Brecht: das Ensemble sei nun etabliert, sodaß er es andern werde überlassen können. Es drängte ihn, so tönte es, zu schreiben. Er sah krank aus, grau, seine Bewegungen blieben sparsam. Ich kam von Proben in West-Berlin; Hanne Hiob, seine Tochter, spielte eine Hauptrolle, und Caspar Neher machte das Bühnenbild. Beim Mittagessen: Wie denkt man im Westen über die Kriegsgefahr? Man kam jetzt, wenn man aus dem Westen kam, von weither. Die übliche Frage: Und was arbeiten Sie? blieb aus. Helene Weigel war dabei; sie befragte mich darüber, wie ich mich denn zur Verfolgung von Konrad Farner in der Schweiz verhielt. Zeitweise aß man ziemlich wortlos. Keine Witze. Ich blieb befangen. Ein unoffenes Gespräch, eigentlich überhaupt keines; das Gefühl, daß ich das Unoffene verschuldete, war peinigend, nicht zu tilgen durch Berichte, wie es Suhrkamp ging, nämlich schlecht. Wiedervereinigung? Dazu Brecht: »Wiedervereinigung heißt noch einmal Emigration.« Dann sprunghaft: »Dieser Besson, Ihr Landsmann, ist hochbegabt.« Brecht erkundigte sich, ob in der Schweiz noch Häuser zu kaufen wären, Ferienhäuser.

Besuch am Grab.
Es bleibt rätselhaft, daß Brecht sich einen Stahlsarg verordnet hat. Wovor soll der Stahlsarg schützen: vor den Machthabern? vor der Auferstehung? vor dem »Aas mit vielem Aas«?
Wir haben ihn nicht gekannt.

Tagebuch 1965.
»Von allen Traum-Figuren, die zu identifizieren sind und sich während des Traums nie in Metamorphosen verflüchtigen, ist diejenige, die in meinem Traum-Register weitaus am meisten vorkommt, nicht der tote Vater oder eine Frau, sondern Brecht: – das Bewußtsein, daß er gestorben ist, verschärft mein Glücksgefühl, ihm zu begegnen; ein ungeheures Glücksgefühl, das zugleich schmerzhaft ist. Und nie ist es einer der Orte, wo ich Brecht in Wirklichkeit begegnet bin. Neulich: Brecht in einem sehr kurorthaften Bergtal, umgeben von Hilfskräften, aber immer noch Flüchtling mit befristeten Aufenthalten. Ich biete Dienste an (als Einheimischer) und

bin überflüssig. Höflicherweise nimmt Brecht immer noch an, man sei im Werden. Brecht immer der Ältere, obschon ich jetzt, da ich träume, genau das Alter habe, das Brecht zur Zeit unsrer Begegnungen hatte, und obschon er nicht älter wird. Sein Tod kündigt jede Nachvollziehbarkeit, eine Physiognomie des Absolut-Privaten, wie Totenmasken es haben; dabei ist er alltäglich lebendig. Manchmal bleiben genaue Sätze, die sich dann, bei Tag besichtigt, als nichtig erweisen, aber das liegt an mir. Darin besteht die Qual des glücklichen Traums. Heute Nacht: Brecht auf einer Ottomane, ich stehe, auf dringendes Bitten gibt er Einblick in ein Album: ein Stück in bunten Kinderzeichnungen, aber davon dürfe noch nicht gesprochen werden.«

Es gibt einen Satz, der Brecht gerecht wird, obschon er nicht auf ihn geschrieben worden ist: »Trotz der Einseitigkeit seiner Lehre ist dieser märchenhafte Mensch unendlich vielseitig«, ein Satz von Maxim Gorki über Leo Tolstoi.

Klaus Völker
Brecht und Lukács
Analyse einer Meinungsverschiedenheit

Ich glaube aber, daß unsere heutige Lage noch so beschaffen ist, daß wir lange nicht genug und genügend treffende Hiebe gegen die Dekadenz ausgeteilt haben.
Georg Lukács am 28. 7. 1938 in einem Brief an Anna Seghers

Was für einen Sinn soll alles Reden von Realismus haben, wenn darin nichts Reales mehr auftaucht? (Wie in gewissen Essays Lukács'.)
Bertolt Brecht, Notiz von 1938

I

Der marxistische Stückeschreiber Bertolt Brecht und der marxistische Literarhistoriker Georg Lukács haben voneinander nie viel gehalten. Zu Lebzeiten Brechts hatte bei dieser Auseinandersetzung Lukács den längeren Arm: die offizielle Kunstdoktrin des sozialistischen Realismus in kommunistisch regierten Ländern stützte sich hauptsächlich auf die theoretischen Arbeiten des ungarischen Gelehrten. Die dogmatischsten Schüler von Lukács behandeln ihren Lehrer seit 1956 als »Revisionisten«, während sie Brecht inzwischen kanonisiert haben. Aber auch zu dieser Heiligsprechung hat noch Lukács das Stichwort geliefert. Er, der Brecht immer als einen geheimen Vertreter der »Dekadenz« ansah, der eifrig die Liquidierung des klassischen Erbes betrieb, hielt bei der Trauerfeier im Berliner Ensemble überraschend eine Gedenkansprache. Bei dieser Gelegenheit erklärte Lukács Brecht zu einem »echten Dramatiker«, dem er zubilligte, daß er die Massen, die Zuschauer und Zuhörer seiner Dichtung habe umwandeln wollen. Bei Brecht habe die ästhetische Wirkung auch eine moralische hervorgebracht: »Dies aber war der tiefste Sinn der aristotelischen ›Katharsis‹. Sie sollte - so verstand sie mit Recht Lessing - die Erschütterung in eine Fertigkeit zum Sittlichen erheben. Weil Brecht dies wollte und in seinen besten Werken verwirklichte, war er ein wirklicher Dramatiker.«

So wurde Brecht von Lukács posthum zum Nachfahren von Aristoteles und Lessing gemacht und in die Reihe seiner Dramatikerlieblinge Ibsen, Tschechow und Shaw aufgenommen. Im Vorwort zur westdeutschen Ausgabe des Bandes *Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur* schließlich entschuldigt sich Lukács auf eine merkwürdige Art dafür, daß er nie eine genaue Analyse des Brechtschen Werkes gegeben hat: »Zu seiner Produktion am Anfang der dreißiger Jahre sowie zu seinen Theorien stand ich ablehnend. Das spiegelt sich in diesem Buche. Erst als ich nach meiner Heimkehr mit Stücken wie *Der gute Mensch von Sezuan, Mutter Courage und ihre Kinder* usw. bekannt wurde, änderte sich meine Anschauung von Grund aus.« Leider hat Lukács aber, wie er bedauernd anmerkt, bis heute keine Zeit gefunden, seine Meinungsänderung theoretisch zu formulieren.

Seine wenigen positiven oder reserviert zustimmenden Äußerungen über Brecht zeugen von keiner grundlegenden Wandlung; sie legen aber die Vermutung nahe, daß er nur beweisen möchte, er habe gegen Brecht immer recht gehabt, und der Stückeschreiber habe sich mit seinen späten Dramen der ästhetischen Position von Lukács angenähert: »Und mit seiner Reife fiel dies Allzuunmittelbare immer stärker ab, es entstanden gewaltige Dramen – dem ›Verfremdungseffekt‹ zum Trotz –, jedoch die ihnen zugrunde liegende Gesinnung zu dichterisch gestaltender Größe erhebend.« Trotz »formalistischer« oder »avantgardistischer« Verirrungen gesteht Lukács inzwischen Brecht zu, daß sein Spätwerk »auf das richtige Verändern der Wirklichkeit« orientiert sei: »Die Wirklichkeit, die der Avantgardismus leugnet und ästhetisch zu vernichten bestrebt ist, ist Ausgangspunkt und Zielsetzung des ›Verfremdungseffekts‹.« Brechts Theorie der Verfremdung aber lehnt Lukács nach wie vor entschieden ab. Er hält an seiner alten ästhetischen Konzeption und an seiner Realismustheorie fest, die von Goethe und dem bürgerlichen Roman des 19. Jahrhunderts ausgeht. Entdeckt Lukács bei einem Schriftsteller die gewünschte Schreibweise und »bleibende Gestalten«, so ernennt er ihn alsbald zum Realisten. Brecht nun habe wirkliche Menschengestalten erst nach Aufgabe seiner »abstrakten Opposition« im Exil geschaffen. Damals habe er »im Laufe des Kampfes gegen den Hitlerismus immer klarer die Rettung der menschlichen Substanz aus ihrer äußeren und inneren Gefährdung als Zentralproblem der dramatischen Gestaltung« erkannt. Elemente der Abstraktheit seiner mittleren Periode zeigten freilich auch die späteren Dra-

men. Denn Brecht habe nicht entschieden genug einsehen wollen, daß das »dichterisch Rationale« seines Programms auch ohne Verfremdungseffekt zu verwirklichen sei.

Diese schulmeisterliche Beurteilung Brechts deckt sich in der Aussage mit dem ersten mühsamen Lob von 1938, das einer Szene aus *Furcht und Elend des Dritten Reiches* galt und das der Stückeschreiber in seinem Tagebuch mit einigem Befremden registrierte: »Lukács hat den *Spitzel* bereits begrüßt, als sei ich ein in den Schoß der Heilsarmee eingegangener Sünder. Das ist doch endlich aus dem Leben gegriffen! Übersehen ist die Montage von 27 Szenen und daß es eigentlich nur eine Gestentafel ist, eben die Gesten des Verstummens, sich Umblickens, Erschreckens usw. Die Gestik unter der Diktatur. Das epische Theater kann damit zeigen, daß sowohl ›Interieurs‹, als auch beinahe naturalistische Elemente in ihm möglich sind, nicht den Unterschied ausmachen. Der Schauspieler tut jedenfalls gut, die ›Straßenszene‹ zu studieren, bevor er eine der kleinen Szenen spielt. Die erwähnten Gesten sind nicht so zu vollführen, daß der Zuschauer wünscht, den Fortgang der Szene aufzuhalten, die Einfühlung ist sorgfältig zu meistern, sonst fällt alles unter den Tisch.« [1] Als die Quelle des Verfremdungseffekts sieht Lukács »Brechts erbittert-einseitige, historische Tatbestände und Zusammenhänge verdeckende Polemik« gegen die ›Einfühlungstheorie‹. Nun ist es allerdings richtig, daß Brecht in den zwanziger Jahren und Anfang der dreißiger Jahre gegenüber dem klassischen Erbe eine radikale Gegenposition bezog, die er dann aufgab. Manche seiner späteren Stellungnahmen zu Klassikern darf man jedoch nicht überbewerten, weil man sie auch unter kulturpolitischen Gesichtspunkten betrachten muß. Es sind oft nur rhetorische Gefälligkeiten, um eine Aufführung, die formal Neuland erobern soll, gegen Angriffe abzusichern. Lukács' Lob des *Spitzels* ist andrerseits nicht zufällig zustande gekommen. In der Szenenfolge *Furcht und Elend des Dritten Reiches* hat ja Brecht tatsächlich formal zurückgesteckt. Es handelte sich offensichtlich um eine bewußte Zurücknahme, die seinen Stücken Aufführungsmöglichkeiten verschaffen sollte. Nach Abschluß der Arbeit am *Galilei* bedauerte er wieder diese Art von Taktik: »*Leben des Galilei* ist technisch ein großer Rückschritt, wie Frau *Carrars Gewehre* allzu opportunistisch. Man müßte das Stück vollständig neu schreiben, wenn man diese ›Brise, die von neuen Küsten kommt‹, diese rosige Morgenröte der Wissenschaft haben will. Alles mehr direkt, ohne die Interieurs, die ›Atmosphäre‹, die

Einfühlung. Und alles auf planetarische Demonstrationen gestellt. Die Einteilung könnte bleiben, die Charakteristik des Galilei ebenfalls. Aber die Arbeit, eine lustige Arbeit, könnte nur in einem Praktikum gemacht werden, im Kontakt mit einer Bühne.«

Brecht will dann bei der Arbeit am Sezuanstück in Bezug auf die epische Technik »endlich wieder auf den Standard kommen. Für die Schublade braucht man keine Konzessionen«. Diese Bemerkung zeigt, daß sein »Opportunismus«, den Lukács heute als »das echt dramatische Gestalten« wertet, nur ein Versuch war, Stücke zu schreiben, die unter den erschwerten Bedingungen des Exils aufgeführt werden konnten, und die die Spieler allmählich in Richtung auf ein besseres episches Theater führen sollten. Lukács versieht in seiner *Ästhetik* (1963) den »Opportunismus« Brechts mit einem positiven Vorzeichen. Das »echt dramatische Gestalten« sei im *Galilei* und in anderen späten Dramen theoretisch noch inkonsequent, »aber dramatisch-dichterisch desto fruchtbarer in den Mittelpunkt gerückt«. Das epische Theater betrachtet Lukács weiterhin als theoretischen Irrtum Brechts. Als Beispiel für seine These, daß das »Dichterisch-Rationale« auch ohne Verfremdungseffekt zu verwirklichen sei, nennt er Tschechow, der seine Dramen auf dem Gegensatz der subjektiven Intentionen der Gestalten und deren objektiver Richtung und Bedeutung aufgebaut habe. Bei ihm sei demnach das Drama selbst der Verfremdungseffekt. Nun war aber Brecht nicht darauf aus, daß der Zuschauer ein Programm in Form von Dichtung schlucken sollte. Lukács zufolge hätte Brecht den Verfremdungseffekt als Taschenspielertrick erfunden. Das Mittel der Verfremdung diente aber dem Stückeschreiber nicht zur Verdunkelung irgendwelcher Absichten, sondern zu ihrer Erhellung. Sein Theater sollte auf unterhaltsame Art die Lust an gesellschaftlich eingreifendem Denken und Handeln lehren.

Nur scheinbar sind Stücke wie *Leben des Galilei* ein Zugeständnis Brechts an die Realismus-Kriterien von Lukács. Ernst Schumacher weist in seiner Arbeit über den *Galilei* darauf hin, daß Brecht trotz erheblicher Einwände an der Form des Stückes auch später nichts geändert und daß er die »planetarischen Demonstrationen«, die er für wünschenswert hielt, nicht realisiert hat. Der *Galilei* ist nämlich das einzige Stück Brechts, in dem er sich bei der »Historisierung«, der Verfremdung aktueller Ereignisse, der Historie bediente. Die Verfremdung ist von Brecht nicht aufgegeben, aber sie kommt auf andere Art zustande. »Die Antwort«, schreibt

Schumacher, »kann nur darin gefunden werden, daß er es nicht mit einer erdachten, sondern mit einer wirklichen Geschichte zu tun hatte, die er zur Verdeutlichung der gegenwärtigen Geschichte benützte.« Um Mißverständnissen vorzubeugen, hat Brecht im Fall dieses Stückes Lösungen gesucht, die dem Zuschauer klarmachen sollen, daß es sich auch hier um episches Theater handelt. Am 23.11.38 notiert er, auf den »Kunstgriff« am Schluß anspielend: »Selbst der unbedenklich sich Einfühlende muß zumindest jetzt, auf dem Weg der Einfühlung selber in den Galilei, den V-Effekt verspüren. Bei streng epischer Darstellung kommt eine Einfühlung erlaubter Art zustande.«

Zufrieden ist Brecht mit diesem Kompromiß nicht. 1945, anläßlich der Umarbeitung des Stückes in Amerika, kritisiert er wiederum die herkömmliche Art der Dramaturgie: »Im *Galilei* mit seinen Interieurs und Stimmungen wirkt die dem epischen Theater entnommene Bauart der Szenen merkwürdig theatralisch.« Brecht ist nicht »theoretisch inkonsequent«, wie Lukács meint, sondern er kommt nur zu keinem befriedigenden Ergebnis bei der praktischen Gestaltung des formalen Problems. Wenn der Stückeschreiber anmerkt, daß er mit dem V-Effekt nicht Gefühle verhindern wolle, sondern vor allem das Auslösen »richtiger Gefühle« gesichert sehen möchte, räumt er damit der Einfühlungstheorie von seinem Standpunkt aus zwar Konzessionen ein, aber aufgegeben ist sie auch im *Galilei* nicht. Gerade an Lukács' Bemerkungen zu diesem Stück wird besonders deutlich, daß er nicht imstande ist, das »Verfremdungstheater« Brechts von der Dialektik her zu verstehen. Im Sinn der Interpretation von Lukács ist die Courage noch eine tragische Figur, die subjektiv ihrem Untergang entgegengeht, weil sie mit ihren Handlungen im Gegensatz zur objektiven Richtung und Bedeutung der gesellschaftlichen Gesamtentwicklung steht. Die Tragik der Courage interessiert dagegen Brecht überhaupt nicht. Ihm kommt es darauf an, daß der Zuschauer erkennt, warum die Courage untergeht. Die Gefühle der Courage zu verstehen, scheint ihm eine ›Einfühlung‹ erlaubter Art. Diese neue Qualität der Einfühlung des Zuschauers hat zur Folge, daß vom Standpunkt der sozialistischen Gesellschaft aus auch (zum Beispiel) die Figuren Tschechows nicht mehr tragisch aufzufassen sind. In einer als Dialog fixierten Abhandlung über das Tragische meint Brecht, daß die epische Spielweise nicht an der »Hervorbringung« von tragischer Stimmung interessiert sei; damit sei jedoch nicht gesagt, daß durch diese Spielweise überhaupt keine

tragische Stimmung mehr entstehen könnte: »Sie würde tragische Stimmung zulassen, wenn eine Darstellung, welche die Historizität und Praktikabilität der gesellschaftlichen Grundlage berücksichtigt, eine solche Stimmung hervorrufen würde.«
Brecht argumentiert gegenüber Kritikern, deren berechtigte Forderung, »die Realität so darzustellen, daß sie meisterbar wird«, er unterstützt, damit, daß Realität »ohne Erkennen ihrer dialektischen Natur« nicht darstellbar ist. Für ihn ist es also notwendig, »auf den widerspruchsvollen, prozessualen Charakter der Zustände, Vorgänge, Figuren hinzuweisen«. Aufgabe des Verfremdungseffekts ist es, »diese dialektische Natur« darstellbar zu machen, »durch sie erklärt er sich«. Tragik ist sekundär geworden. Verfremdung heißt, »einen Widerspruch anmelden«. Die Dialektik muß konkret werden können: »Die Welträtsel werden nicht gelöst, sondern gezeigt.« Brecht will V-Effekte zur Wirkung bringen, um widerspruchsvolle Emotionen auszulösen, um auch den Zuschauer zum Dialektiker zu machen. Lukács dagegen geht es nicht um Einflußnahme auf die Wirklichkeit, er sucht das »Kunsterlebnis«. Brechts episches Theater ist der Versuch, dieses »Kunsterlebnis« der Metaphysik zu entreißen, es zu »verirdischen«. An dieser Stelle beginnt für Brecht die Frage nach der Form, denn »die politische Nutzbarkeit der nichtaristotelischen Dramatiker zu erklären, ist ein Kinderspiel; die Schwierigkeiten beginnen in der ästhetischen Sphäre«.

II

1937/38 veranstaltete die von Brecht, Bredel und Feuchtwanger in Moskau herausgegebene Zeitschrift *Das Wort* die sogenannte »Expressionismusdebatte«.[2] In dieser Debatte standen auf der einen Seite Lukács und seine Anhänger, auf der anderen jene Sünder, die der Dekadenz, des Modernismus und Avantgardismus verdächtig waren.
Rückblickend unterteilt Lukács die »Front« seiner Gegner, jener, »die den Expressionismus durch dick und dünn verteidigten«, in radikale Neuerer wie Benn, deren Kritik zur Stabilisierung des Kritisierten beitrug, und »ehrliche Sucher« wie Anna Seghers und Hanns Eisler, »die von den neuen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens im Innersten gepackt und erschüttert waren und die zugleich eine humanistische und revo-

lutionäre Antwort auf die spezifischen Greuel dieser Periode zu finden ausgingen«. Lukács vermutet heute richtig, daß Brecht, obwohl er nicht unmittelbar wie Bloch, Eisler und Anna Seghers an der Diskussion teilnahm, das Zentrum der gesellschaftlich interessierten Avantgarde war. Brecht seinerseits sah damals in Lukács den Anführer der »Moskauer Clique«.

Die Diskussionen um den sozialistischen Realismus hatten Ende der dreißiger Jahre ihren ersten Höhepunkt. Die Stalinsche Kunstpolitik sollte von Moskau aus international durchgesetzt werden. Brecht schaltete sich in die Diskussionen ein, seine Auffassung kam aber nicht zu Wort. Selbst die programmatische Arbeit *Weite und Vielfalt der realistischen Schreibweise*, in der Lukács namentlich nicht genannt ist, wurde damals nicht gedruckt. (Sie erschien erst 1954 in Heft 13 der *Versuche*.) Sie enthielt Brechts Forderung, den Realismusbegriff »weiter, großzügiger und eben realistischer« aufzufassen. In einer wahrscheinlich für die Redaktion des *Worts* bestimmten Anmerkung zu seinem Aufsatz erklärte sich Brecht für den Abbruch der Debatte, weil sie die Gegensätze unerträglich verschärft habe. Er wollte den Streit vermeiden, um die breite Front gegen Hitler nicht nach außen hin zu zersplittern: »Ich habe deshalb eine positive Form meiner Ausführungen gewählt und so geschrieben, daß die Sache (die im letzten Heft der *Internationalen Literatur* schon eine recht bösartige Form angenommen hat, indem Lukács dort ›gewisse Dramen Brechts‹ ohne weitere Beweisführung als formalistisch denunziert) damit ihr Bewenden haben kann.« Brechts Position in der »ästhetischen Sphäre« war der von Lukács völlig entgegengesetzt. Die von Moskau aus verordnete Kunsttheorie, die »den« realistischen Stil proklamierte, hat der Stückeschreiber vollkommen abgelehnt, er hat viele damals hochgespielte »sozialistische Klassiker« attackiert und den spießbürgerlichen Hintergrund ihres Realismusbegriffs aufgezeigt. Selbst das bedeutendste Prosawerk aus den ersten Jahren der Stalinära, Scholochows *Der stille Don*, war in den Augen Brechts eher ein impressionistischer Roman, der freilich moralische Forderungen an die Figuren stelle, aber kaum etwas über den sozialen Ort seiner Figuren aussagen könne, also kein realistischer Roman. Realistische Kunst aber war für Brecht »eine Kunst, welche die Realität gegen die Ideologien führt und realistisches Fühlen, Denken und Handeln ermöglicht«.

Anläßlich der Kontroversen von Sowjetliterarhistorikern notierte er:

»Eigentliche Untersuchungen werden nicht veranstaltet oder sie haben Prozeßcharakter. Der Ton ist erschreckend unproduktiv, gehässig, persönlich, autoritär und servil zugleich. Offensichtlich ist das keine Atmosphäre, in der eine lebendige, kämpferische, üppige Literatur gedeihen könnte. Tatsächlich gibt es nicht nur keinen bedeutenden Roman, sondern es gelten sogar solche Kitschromane wie die des Alexeij Tolstoi als gut. Und es gibt nicht *ein* Drama, nicht *eine* dramatische Figur, weder komische noch tragische, nicht *eine* sprachliche Leistung, nicht *eine* philosophische Qualität in irgendeinem Stück und das bei einem sehr leistungsfähigen Theater.« Brecht – und das unterschied ihn selbstverständlich von ähnlich argumentierenden Kritikern außerhalb der Sowjetunion – nahm die schlechte und verhängnisvolle Kunstpolitik nicht zum Anlaß, generell gegen die Sowjetunion zu polemisieren. Zu dem Land, in dem eine sozialistische Gesellschaftsordnung eingeführt worden war, verhielt er sich ähnlich wie Marx zu der deutschen Sozialdemokratie seiner Zeit: »positiv kritisch«. Seine Kritik im einzelnen diente nicht der Absicht, »tiefliegende Brüche zu enthüllen« oder nachzuweisen, daß überhaupt da etwas faul sein müsse: »Zunächst ist wohl nur zu sagen, daß die Bolschewiki es eben nicht verstanden, eine Literatur zu entwickeln. Man muß nicht einmal behaupten, daß ihre Methoden auf diesem Feld versagten, es genügt vielleicht zu sagen, daß die Methoden, die sie auf diesem Feld anwendeten, versagten. Die Situation war bestimmt unglücklich. Die Literatur wurde von der Machtübernahme des Proletariats überrascht.« Später führte Brecht diese Überlegungen theoretisch noch weiter, indem er auf die verhängnisvollen Auswirkungen der Forderungen der Partei an die Schriftsteller einging: »Die Sowjetunion hat, die bürgerliche Revolution sofort in die proletarische verwandelnd, die vorhandenen fortschrittlichen Schriftsteller zu einem Sprung gezwungen, der manchen das Genick, oder zumindest die Beine gebrochen hat. In einem Kerenskirußland wäre ein Ehrenburg eine literarische Weltfigur geworden. Für eine große Anzahl von Schriftstellern war, was für Majakowski Freiheit war, harter Zwangszustand. Sie rächten sich an Majakowski.« Für Majakowski wie für Brecht waren im Sinne Lenins revolutionäre Theorie und Praxis eine Einheit. Sie konnten »im Auftrag der Partei« dichten. Für einige andere Schriftsteller, die nur Mitläufer oder Romantiker der Revolution waren, sich aber ehrlich bemühten, für die Sache des Volkes einzutreten, bedeuteten die Aufträge und Forderungen der Partei jedoch den künstlerischen Ruin. Für die Partei

waren die folgsamen Schriftsteller bequemer als die sozialistischen Schriftsteller. So kam es zu der komischen Situation, daß Brecht und Majakowski von der Partei kritisiert wurden, weil sie Fehler zeigten und Widersprüche gestalteten, während ihnen gleichzeitig ihre bürgerlichen Kollegen vorwarfen, sie fügten sich willenlos allen Wünschen der Partei.

Im Vorwort zur westdeutschen Ausgabe seines Buches *Der russische Realismus und die Weltliteratur* von 1964 bezeichnet Lukács sein Engagement für die Alten in der Expressionismus- bzw. Realismusdebatte als ein »reculer pour mieux sauter« im Leninschen Sinn. Er habe indirekt durch Analyse der großen Realisten der Vergangenheit »die schematisierend-ärarische Literatur« der Stalinzeit bekämpfen wollen. Das Festhalten an den Traditionen sei bei ihm nur Ausdruck der »Sehnsucht nach einer angemessenen künstlerischen Widerspiegelung der gegenwärtigen Wirklichkeit« gewesen. Diese Feststellung mag auf den Literarhistoriker Georg Lukács heute vielleicht zutreffen. Im Moskauer Exil spielte er indessen eine verhängnisvollere Rolle. Er polemisierte schließlich nicht nur im Namen des Realismus gegen den »Formalismus« und die »Dekadenz« von Proust, Joyce, Kafka, Dos Passos und Brecht. Die Tendenzen, die Lukács »liquidieren« wollte, waren keineswegs bei den Repräsentanten des »höchst ärarischen, schematisch-naturalistischen Durchschnitts des sozialistischen Realismus« zu finden, sondern bei hervorragenden russischen sozialistischen Schriftstellern wie Ehrenburg, Olescha und Tretjakow. Vorsorglich hat Lukács übrigens die Angriffe auf diese Schriftsteller in späteren Auflagen eliminiert. [3]

Zwei seiner Aufsätze, gedruckt in der Zeitschrift *Internationale Literatur*, gingen der Debatte im *Wort* voraus: *Größe und Verfall des Expressionismus* und *Erzählen oder Beschreiben?* Besonders der zweite Aufsatz erregte Brechts Mißfallen. Lukács konfrontiert hier die erzählerischen Haltungen Tolstois, Balzacs und Scotts einer- und Flauberts und Zolas andrerseits. Bei den ersteren seien Ereignisse dargestellt, »die an sich bedeutsam sind durch das Schicksal der an ihnen beteiligten Personen, dadurch, was die Personen in der reichen Entfaltung ihres menschlichen Lebens für das Leben der Gesellschaft bedeuten«. Bei Flaubert und Zola aber seien die Personen Zuschauer von Begebenheiten. Entscheidend für die Beurteilung eines Schriftstellers sei seine »Stellung zum Leben«. Erzählen und Beschreiben seien die beiden grundlegenden Darstellungsmethoden zweier Perioden des Kapitalismus, die zwei verschiedene Stel-

lungen des Schriftstellers zur Wirklichkeit zur Folge hätten. Beschreibung fördere die Tendenz zu Nivellierung, deshalb bedeute diese Methode eine Gefahr für den Realismus in der Literatur. Im Roman fordert Lukács die »Gestaltung des ganzen Lebens in seiner vollständigen entfalteten Breite«. Bei den Modernen führe die ausdrücklich angestrebte Wissenschaftlichkeit »zu vollendetem Subjektivismus«. Es dürfe aus diesem Grund keine von menschlichen Schicksalen unabhängige »Poesie der Dinge« geben: »Die Dinge leben dichterisch nur durch ihre Beziehungen zum Menschenschicksal. Darum beschreibt sie der echte Epiker nicht. Er erzählt von der Aufgabe der Dinge in der Verkettung der Menschenschicksale.« Die Menschen müßten »in wirklichen Handlungen« erprobt werden, und »die menschlichen Schicksale der Dargestellten« müßten imstande sein, uns dichterisch zu erregen. Nur »echte Epik« schaffe »bleibende Gestalten«. Die modernen Realisten schwächten die kapitalistische Wirklichkeit ab. Äußere Beschreibung läßt Lukács nicht mehr zu, besonders vom sozialistischen Schriftsteller verlangt er die Überwindung der »Überreste des Kapitalismus«. Flaubert gilt als entschuldigt, weil es zu seinen Lebzeiten noch keine Oktoberrevolution gab. In der Sowjetunion aber dürfe es zum Beispiel kein »reportagehaftes Verhalten zu den Problemen der Epik« mehr geben.

Lukács' Kritik gilt namentlich den Romanen Tretjakows, für den Menschen nur noch Illustrationsmaterial seien. Er schreibe »Dokumentenromane« und vertrete die Theorie einer »Biographie der Dinge«. Wenn in einem Roman eine »individuelle« Fabel fehlt, so sieht Lukács darin rein soziologische und gesellschaftliche Tendenzen: »Der unendliche Reichtum des Lebens muß verloren gehen, wenn die komplizierte Verschlungenheit jener Wege und Umwege, auf denen die individuellen Menschen das Allgemeine bewußt oder unbewußt, gewollt oder ungewollt verwirklichen, ungestaltet bleibt.« Die Methode der Beschreibung nehme den Romanen jede Spannung. Als positives Gegenbeispiel nennt Lukács Scholochow: »Es genügt, auf die Kunst und auf das Leben Scholochows hinzuweisen.« Auch die eigene Lebensweise sei schließlich entscheidend für den realistischen Schriftsteller, denn »Überreste im Bewußtsein deuten immer auf solche im Sein«.

Brecht bemerkt zu diesem Aufsatz in seinem Tagebuch: »Dieser Stumpfsinn ist gigantisch.« Er macht sich zunächst lustig über die verräterische Terminologie und gibt dem »Herrn Professor« zu verstehen, daß doch

wohl die gesellschaftlichen Veränderungen die traditionelle Erzählform fragwürdig gemacht haben: »Da ist bei Lukács im frühen bürgerlichen Roman (Goethe) ein ›breiter Reichtum des Lebens‹ und der Roman erweckt ›die Illusion der Gestaltung des ganzen Lebens in seiner vollständigen entfalteten Breite‹. Nachmachen! Nur, daß sich jetzt nichts mehr entfaltet und kein Leben mehr breit wird! Der Rat wäre höchstens, man solle es breit treten! Ein solches Breittreten besorgt der Kapitalismus übrigens, die berühmte eiserne Ferse. Wir haben tatsächlich lauter Umwege, Abwege, Hindernisse, Bremsvorrichtungen, Bremsschäden usw. zu beschreiben. Aber mit der zunehmenden Quantität ist da der Umschlag eingetreten. Lukács, der geneigt ist, alles aus der Welt ins Bewußtsein zu verlegen, beobachtet ihn (indigniert) nur in der Sphäre des Bewußtseins. Bei Zola rückt ein Tatsachenkomplex in den Mittelpunkt der Romane, das Geld, das Bergwerk usw. Aus organischer Vielfalt der Komposition wird mechanische Verknüpfung, Montage. Zunehmende Entmenschung des Romans! Daraus dreht der unselige Mann nun den unseligen Schriftstellern, die aus ›Erzählern‹ zu ›Beschreibern‹ herabgesunken sind, den Strick. Sie kapitulieren. Sie stellen sich auf den Standpunkt des Kapitalismus, sie entmenschen das Leben. Die Proteste, die sie anfügen, läßt er nicht gelten. Sie sind post festum, in die Sache hineingetragen, es sind Scheinradikalismen. Aber daß das entmenschte Proletariat tatsächlich seine ganze Menschlichkeit in den Protest legt und von da aus in den Kampf gegen die Entmenschlichung der Produktion geht, übersieht der Herr Professor. Die Umwegigkeit der neuen Wege soll den Roman nicht umprägen. In der Tat hat er da einen Reichtumsbegriff (in Sätzen wie dem von ›diesem Reichtum des Gewebes‹), der sich recht schnell überlebt hat. Viel ist mehr geworden und von Reichtum ist keine Spur mehr. Aus dem Kalkulieren ist ein Theoretisieren geworden. Es nimmt nicht die gleiche Stellung ein, es rangiert nicht mehr unter den ›Reflexionen des Helden‹. Der Schriftsteller sieht etwas Neues, wenn er den Proleten beim Abstrahieren sieht, das muß man sich klarmachen. An den ›seelenlosen‹ Tatsachenkomplexen Bergwerk, Geld usw. ist die Erzählungsform der Balzac, Tolstoi usw. in die Brüche gegangen. Die Ermahnungen der Professoren leimen sie nicht wieder zusammen. All the kings horses and all the kings men couldn't put Humpty Dumpty together again. Gide schreibt seinen Hauptroman über die Schwierigkeit, einen Roman zu schreiben *(Die Falschmünzer)*. Joyce schreibt einen Katalog von Beschreibungs-

arten, und die einzige große volkstümliche Erzählung der Zeit, Hašeks *Schweyk*, hat die nach dem Drama hin orientierte Romanform des frühen bürgerlichen Romans verlassen.«

Lukács' Lob für die Szene *Der Spitzel* hat Brecht mit der Bemerkung zurückgewiesen, er habe doch eben hier die inkriminierte Technik der Montage angewendet. Auch in anderen Werken hat der Stückeschreiber »montiert«, er selbst beruft sich immer wieder auf entsprechende Versuche im Film und bei anderen Schriftstellern. Brecht benutzt die Montage, wo es ihm angebracht scheint, er verteidigt sie auf jeden Fall gegen die Argumente eines Lukács: »Ich habe keinen Grund, auf Gedeih und Verderb die dospassossche Montagetechnik zu propagieren . . . Aber ich möchte eine Verurteilung dieser Technik lediglich zugunsten der Schaffung bleibender Gestalten doch nicht zulassen. Erstens hat gerade Dos Passos ›kampfvolle und verschlungene Wechselbeziehungen von Menschen‹ ausgezeichnet dargestellt, wenn auch seine Kämpfe nicht die der Tolstoischen Gestalten und seine Verschlingungen nicht die der Balzacschen Fabeln waren. Zweitens steht und fällt der Roman durchaus nicht mit der ›Gestalt‹ und besonders nicht mit der Gestalt der Art, wie sie im vorigen Jahrhundert existierte. Man sollte nicht die Vorstellung nähren von einer Art Walhalla der bleibenden Gestalten der Literatur, einer Art von Madame Toussaudschen Panoptikums, in dem von der Antigone bis zur Nana und von Aeneas bis Nechljudow lauter bleibende Gestalten stehen.«

Brecht wirft Lukács vor, daß er die Frage des Realismus zu einer Frage der Form macht, wo er Technik meint: »Man sollte ohne große Erwartungen Leute anhören, die zu gern das Wort Form benutzen, als etwas anderes als Inhalt, oder in Beziehung zum Inhalt oder wie immer, und das Wort Technik allzusehr verabscheuen, etwa als etwas ›Mechanisches‹. Man soll sich nicht darum kümmern, daß sie die Klassiker (des Marxismus) zitieren und dort das Wort Form vorkommt: sie haben nicht die Technik des Romanschreibens gelehrt. Und das Wort mechanisch braucht niemanden schrecken, solang es sich auf Technik bezieht; es gibt eine Mechanik, die der Menschheit große Dienste erwiesen hat und noch erweist, eben die der Technik. Die ›Rechtgläubigen‹ unter uns, die, auf anderem Gebiet, Stalin von den Schöpferischen unterscheidet, pflegen mit gewissen Wörtern, willkürlichst angewandt, die Geister zu bannen.« Formale Fragen würden von Lukács und seinen Anhängern formalistisch behandelt. Ihr Marxismus sei eher ein »Murxismus«. Brecht charakterisiert ihre Argu-

mentation: »Die bürgerlichen Realisten hatten einen unvollständigen Realismus, hatten noch Idole; lassen wir die weg und alles ist in Ordnung. Ihre Fakten werden akzeptiert und neu geordnet. Marx ist der mit den richtigen Folgerungen versehene Ricardo. Nichts weiter. Scholochow der von einigen Scheuklappen befreite Balzac. In Wirklichkeit haben die Scholochows nicht die Spur von Balzacs Materialismus (einem merkwürdigen Gebräu von Romantik, Faktenhunger, Sammlerwahn, Spekulation usw.) und unzählig mehr Scheuklappen.«

Die Behandlung aktueller Probleme und Stoffe hält Brecht ohne die Erfindung neuer Formen für unmöglich. Er weist den Versuch Lukács', den Realismus zu einer Formsache zu machen, als unmarxistisch zurück. Dem Stückeschreiber geht es weder um die alte, noch um die neue Form, er fordert die geeignete: »Alles Formale, was uns hindert, der sozialen Kausalität auf den Grund zu kommen, muß weg; alles Formale, was uns verhilft, der sozialen Kausalität auf den Grund zu kommen, muß her. »Lukács will alte Formen rein formal erhalten. Seine Abhandlungen betrachtet Brecht nicht als Analysen, sondern als Bauvorschriften für zeitgemäße Romane. Was nützt auch aller »Reichtum des Lebens«, wenn die Zustände, die zu beschreiben sind, zum Himmel schreien. Mit seinen Forderungen nach »runden«, »harmonischen« und »seelisch reichen« Figuren macht Lukács die Schriftsteller und nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse für den »Verfall« der Literatur verantwortlich. Brecht bezeichnet den Kummer von Lukács über die Sprengung bürgerlicher Erzählformen als »eigentümlichen Hang zum Idyllischen«: »Die Technik des Balzac macht aus Henry Ford keine Persönlichkeit von der Art des Vautrin, aber, was schlimmer ist, sie gestattet nicht, die neue Menschlichkeit des klassenbewußten Proletariers unserer Zeit zu gestalten. Upton Sinclairs Technik ist nicht zu neu, sondern zu alt für solche Aufgaben. Das ist nicht zu wenig Balzac, sondern zuviel Balzac.«

Angeregt von der heftigen Kritik Lukács' beschäftigte sich Brecht mit einigen Werken der »Avantgardisten«. Er studierte den Katalog von Sünden wie der Montage, der Verfremdung, des Stilwechsels und des Inneren Monologs bei Dos Passos, Gide, Joyce, Döblin und Kafka und entdeckte in diesem Zusammenhang den *Ulysses* als »großen satirischen Roman«. Er frug sich, ob »der Josefsroman wirklich so viel volkstümlicher« geschrieben sei als der *Ulysses*. In einem Beitrag *Praktisches zur Expressionismusdebatte* schrieb Brecht: »Das Buch Joyces habe ich von

ganz intelligenten Lesern wegen seines Realismus loben hören. Nicht daß sie die Schreibweise als solche gelobt hätten (einige sprachen von Maniertheit). Aber es schien ihnen einen realistischen Inhalt zu haben. Wahrscheinlich wird man mich einen Kompromißler nennen, wenn ich gestehe, daß ich über den *Ulysses* beinahe ebenso gelacht habe als über den *Schweyk* und für gewöhnlich lacht unsereiner nur bei realistischen Satiren.« Bei Joyce fand Brecht sogar mehr Realismus als bei Thomas Mann oder Scholochow, zwei der wenigen von Lukács neben Gorki ohne wesentliche Einschränkungen akzeptierten Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. Obwohl er im Grundsätzlichen recht hatte, war Brecht nun im Detail nicht überlegen genug, um auch für Thomas Mann Argumente gelten zu lassen, wie er sie für sich im Falle von *Furcht und Elend des Dritten Reiches* in Anspruch genommen hatte. Allerdings fühlte sich Thomas Mann im Gegensatz zu Brecht durch die Arbeiten von Lukács bestätigt und geschmeichelt. Brecht hielt den Verfasser der *Buddenbrooks* literarisch allenfalls für einen modernen Spielhagen und persönlich für einen eitlen Opportunisten. Das Ironische im Werk Thomas Manns nahm er nicht zur Kenntnis.

Vom Urteil über Thomas Mann und Scholochow einmal abgesehen, liefern aber die Stellungnahmen Brechts zu den Fragen des Realismus den bisher brauchbarsten Ansatz für eine marxistische Realismustheorie. Lukács bietet dagegen in seinen Essays nur Maßstäbe zweifelhafter Natur. Er formuliert Richtlinien, die der Ästhetik des bürgerlichen Romans abgewonnen sind. Seine Bauvorschriften bestimmen bis auf den heutigen Tag die offiziellen marxistischen Verlautbarungen zum Realismusproblem. Andrerseits bezeugen die in letzter Zeit gegen Lukács von marxistischer Seite verfaßten Abhandlungen über den Realismus kaum mehr als einen großzügigen Liberalismus.[4] Marxistischen Kritikern schlägt der Stückeschreiber vor, den Stoff eines Dramas »als Marxist, als Historiker, Politiker, Ökonom und Dialektiker durchzuarbeiten und dann, wenn er über formale Elemente ästhetischer Art ein Urteil abgeben will, das für den Bau von Stücken fruchtbar sein soll, diese Elemente abzuwiegen, wieweit sie dem Stoff gerecht werden«.

Die Auseinandersetzung zwischen Brecht und Lukács, die im Zeichen der Volksfront öffentlich nicht entschieden genug ausgetragen werden konnte, erreichte ihren Höhepunkt mit Lukács' Arbeit über *Marx und das Problem des ideologischen Verfalls*. Es war dies eine Zusammenfassung seiner

bisherigen Thesen und zugleich ein Generalangriff auf alle Schriftsteller, denen kein »wirkliches Durchstoßen zu den Quellen des Lebens« gelang. Brecht wies in seinem Kommentar jetzt auch auf die gefährliche Übereinstimmung von faschistischer und sozialistischer Kunstauffassung à la Lukács hin:

»Lese Lukács' *Marx und das Problem des ideologischen Verfalls*. Wie ›der Mensch‹ sich einbaut auf allen vom Proletariat geräumten Positionen! Die Rede ist wieder vom Realismus, den sie jetzt glücklich so heruntergebracht haben wie die Nazis den Sozialismus. Der realistische Schriftsteller der ›Verfallszeit‹ (das ist unsere Epoche; am Anfang immer ein paar gemurmelte ›bürgerliche Verfallszeit‹, dann nur noch Verfallszeit – es zerfällt das Ganze, nicht das Bürgertum) wird davon entbunden, dialektischer Materialist zu sein. Er muß nur ›GESTALTEND der richtig wahrgenommenen und erlebten Wirklichkeit vor der anerzogenen Weltanschauung, vor den anerzogenen Vorurteilen den Vorzug geben‹. Da die Balzac und Tolstoi das taten, geben sie die Wirklichkeit wieder! Die Scholochows und die Thomas Manns werden damit gerechtfertigt, sie geben die Wirklichkeit wieder! Zwischen den Realisten des Bürgertums und denen des Proletariats ist kein Gegensatz. (Ein Blick auf die Scholochows scheint das allerdings zu beweisen.) Wohl auch nicht zwischen Bürgertum und Proletariat selber? Wie auch, im Zeichen der Volksfront? Hoch der Pastor Niemöller! Realist reinsten Wassers! Zum GESTALTEN ist wieder einmal kein Wissen nötig (denn Thomas Mann gestaltet doch wohl und weiß doch wohl nichts). Gestaltend geben diese halfwits der Wirklichkeit den Vorzug vor den Vorurteilen, ohne es zu wissen. Es ist ein direkter Erlebnisvorgang: du bekommst einen Tritt, sag: ›au‹! Er bekommt einen Tritt, laß ihn ›au‹ sagen. Oh Einfalt! Dieser Lukács wird von dem Problem der ideologischen Verfälle magisch angezogen. Das ist sua res. Die Marxschen Kategorien werden da von einem Kantianer ad absurdum geführt, indem sie nicht widerlegt, sondern angewendet werden. Da ist der Klassenkampf, ein ausgehöhlter, verhurter, ausgeplünderter Begriff, ausgebrannt bis zur Unkenntlichkeit, aber er ist da und er tritt auf. ›Gesehen wurde auch . . .‹, ›unter anderen liefen . . .‹ Kein Fakt mehr, kein Konkretum. In dem erwähnten Aufsatz ein kurzes Marxzitat. Marx lobt bei Sue die Gestaltung einer Rinnsteinfigur. Die Fleur de Marie wird von ihm mit schönen Eigenschaften ausgestattet, damit wird ›den Vorurteilen der Bourgeoisie ins Gesicht geschlagen‹. Das ist schließlich konkret,

es wird ins Gesicht geschlagen und überhaupt, es wird auf die Realität eingegangen, eben die entmenschte Lage der Fleur de Marie. Bei den Lukács ist der Klassenkampf nur noch ein Dämon, ein leeres Prinzip, das die Vorstellungen der Leute verwirrt, nichts mehr, was stattfindet. Er ist ja drin in der Wirklichkeit, der Schriftsteller schildere also die Wirklichkeit und er wird in ihren Schilderungen drin sein! Und wie ähnelt dieser Zug, da diese Leutchen ihre formalistische Kritik mit einem Kampf gegen den Formalismus starten, den national ›sozialistischen‹ Manövern!«
Ähnlich argumentierte auch Ernst Bloch, der schon 1937 in einem Aufsatz zur Expressionismusdebatte die »Übereinstimmung einiger Moskauer Intellektueller schematischen Schlags mit Hitler« festgestellt hatte. Er kritisierte, daß von Marxisten wie Lukács »rote Fanfaren gegen den Expressionismus geblasen werden«, von einem Klassizismus her, den auch Hitler besitze. Zu dem Vorwurf Lukács', die Expressionisten hätten das kulturelle Erbe durch Schändung mißachtet, meinte Bloch: »Die Menschen mit ›unserer Väter Werke‹ vom vorigen Jahrhundert waren keine Erben, sondern Epigonen; auf ihnen lastete Goethes Wort: ›Weh dir, daß du ein Enkel bist.‹ Die Jugend aber, die sich in unserem Jahrhundert erneuert, immer wieder erneuert, hat die große Vergangenheit nicht als Fluch, sondern als Zeugnis.« In seinem Diskussionsartikel für *Das Wort* ging Bloch erneut mit der mechanischen, undialektischen Abkanzelung aller neueren künstlerischen Versuche durch Lukács ins Gericht: »Dauernder Neuklassizismus oder der Glaube, daß alles, was nach Homeros und Goethe hervorgebracht wurde, unrespektabel sei, wenn es nicht nach deren Vorbild, vielmehr der Abstraktion daraus gemacht sei, dieses ist allerdings keine Warte, um die Kunst der vorletzten Avantgarde zu beurteilen und in ihr nach dem Rechten zu sehen.« Lukács habe einen »objektivistisch-geschlossenen Realitätsbegriff«, der ihn dazu verführe, gegen jeden Künstler Stellung zu nehmen, der den Versuch macht, »ein Weltbild zu zerfällen (und wenn dasWeltbild das des Kapitalismus ist)«. Das Experiment des Zerfällens setze Lukács mit dem Zustand des Verfalls gleich: »Die Expressionisten waren ›Pioniere‹ des Zerfalls: wäre es besser, wenn sie Ärzte am Krankenbett des Kapitalismus hätten sein wollen?« Das Werk Brechts hielt Bloch dem Literarhistoriker, der damals auffallend oft mit dem Wort »liquidieren« operierte, entgegen: »Brecht will ›kärgliche Sprache, reinlich die Worte setzend‹, aber er will eben damit eine exakte Phantasie, die die Dinge beim Namen nennt und sich nicht schmälern läßt. Brechts Einfach-

heit hat dadurch gerade mit der abstrakten ›Liquidierung‹ nichts gemein; vielmehr es melden sich politische Säure und Fülle... Von diesem Werk gilt, was ein Plakat von Mahagonny verspricht: ›Dort wurde gestern erst nach euch gefragt‹. Und die Finsternisse antworten, mit Ärger die Kapitalfreundlichen, die nicht gefragt wurden, mit Torheit die Schematischen links, die es nicht verstehen.«

Gemeinsam mit Hanns Eisler publizierte Bloch schließlich einen polemischen Beitrag zum kulturellen Erbproblem für die *Neue Weltbühne*, den Lukács zum Anlaß nahm, auch mit dem Komponisten und Mitarbeiter Brechts scharf ins Gericht zu gehen. Eisler hielt den Schematismus Lukács' nicht nur für eine künstlerische, sondern auch für eine politische Katastrophe: »Was die Künstler brauchen, ist nicht die Mitteilung, daß alles, was in heutiger Zeit produziert wird, notwendigerweise faul sein muß und faul sein wird, sondern sie brauchen Verständnis und Kenntnis ihrer spezifischen Produktionsprobleme... Der Formalismus wird nicht durch Akademismus überwunden, sondern einzig von den neuen Stoffen her, die nach einer ihr gemäßen, inhaltlich bestimmten Form drängen.« Eisler schlug deshalb eine produktive Übernahme des Erbes vor und sprach sich gegen akademische Klassikerpflege aus, wie sie die Nazis betrieben. Das historische Erbe sei, »dem Mißbrauch der Nazis gegenüber, durchaus kritisch zu verarbeiten«. Aus diesen Anmerkungen folgerte Lukács ein fremdes, hochmütiges und ablehnendes Verhalten »zu der glorreichen literarischen Vergangenheit des deutschen Volkes«. In Eislers Position sah er einen Avantgardismus der schlimmsten Art. Der Komponist blieb die Antwort nicht schuldig: »Durch die Kritik von Lukács veranlaßt, könnte mancher sogar, aus Angst, sich ›fremd, hochmütig‹ zu benehmen, die antifaschistische Praxis in Deutschland als Barbarei bezeichnen und sich in eine Oberlehrer-Museums-Ästhetik zurückziehen, die es ihm ermöglicht, die Klassiker mehr innerlich nachzuerleben. Einen anderen Vorschlag für die Praxis in Deutschland hat Lukács nicht gemacht. Denn eine Stammtischformulierung wie die ›glorreiche literarische Vergangenheit des deutschen Volkes‹, wäre auch nur ein magerer Bissen für durchaus reale Bedürfnisse. (Das Wort ›glorreich‹ übrigens wurde in Deutschland mehr zum Ruhme der preußischen Armee angewendet als zur Ehrung Goethes und Beethovens.)« [5] Brecht entwarf eine *Kleine Berichtigung*, die wiederum nicht gedruckt wurde. Darin hieß es: »Mit meinem Freund Eisler, der wenigen als blasser Ästhet vorkommen wird, hat Lukács gleichsam den

Ofen geputzt, weil er bei der Testamentsvollstreckung angesichts des Erbes nicht die vorgeschriebene pietätvolle Rührung gezeigt haben soll. Er kramte sozusagen darin herum und weigerte sich, alles in Besitz zu nehmen. Nun, vielleicht ist er als Exilierter nicht in der Lage, soviel mit sich herumzuschleppen.«

III

Der rüde Tonfall der an den Debatten über Expressionismus, Realismus, Formalismus und Dekadenz Beteiligten wirkt – verglichen mit den steifen und blutlosen Abhandlungen, die heute immer noch zum gleichen Thema geschrieben werden, – erstaunlich frisch und lebendig. Es darf aber nicht vergessen werden, daß sich diese Auseinandersetzungen vor dem Hintergrund der wachsenden Bedrohung durch den Faschismus und angesichts der Moskauer Prozesse abspielten. Abweichende Meinungen von Gleichgesinnten wurden heftiger bekämpft als faschistisches Gedankengut. Brecht war empört über das Hiebeaustellen. Die Diskussionen blockierten seine Produktion. Die Beiträge von Lukács waren die theoretische Vorarbeit für die endgültige Verdammung aller fortschrittlichen Tendenzen in der Literatur. Seine platte, vom Idealismus geprägte, schematische Kunsttheorie übersah die Leistungen aller modernen Künstler, das Werk Picassos, Strawinskis, Schönbergs, Eislers, Dos Passos' ebenso wie das Werk Brechts. Nur wenige dieser Künstler hatten so viel Kenntnisse vom Marxismus, daß sie in der Lage gewesen wären, zwischen der Lehre Lenins und dem Vulgärmarxismus der Moskauer Kritiker zu unterscheiden. Ausgesprochen bürgerliche Schriftsteller wie Romain Rolland Sinclair Lewis oder Thomas Mann, deren Parteinahme für den Kommunismus sich allenfalls in ihren Reden, aber nicht in ihren Werken niederschlug, bekamen bessere Noten als sozialistische Schriftsteller wie Brecht oder Tretjakow. Die Bürgerlichen wurden zu Säulenheiligen des Realismus erklärt und als Vorbild empfohlen.

Die Weltanschauung der Alten, mit deren Realismusauffassung Lukács einverstanden ist, darf mit reaktionären Zügen durchsetzt sein: bei ihnen verhindert das nicht »die umfassende, richtige und objektive Darstellung der gesellschaftlichen Wirklichkeit«. Bei einem Schriftsteller wie Tolstoi trennt Lukács die Darstellungsform von der Weltanschauung des Künst-

lers, weil ihm die Form gefällt. Den Modernen aber macht der Literarhistoriker mangelndes oder falsches Bewußtsein zum Vorwurf und erklärt damit gerade ihre angeblich unrealistische Schreibweise. Diesen Widerspruch räumt Lukács bei Tolstoi durch die Erklärung beiseite, daß dessen reaktionäre Vorurteile untrennbar mit einer »gesunden, aufstrebenden und zukunftsvollen Volksbewegung« verbunden gewesen wären: »Tolstois Fall ist nicht der einzige in der Weltliteratur, wo ein Künstler auf der Basis einer grundfalschen Weltanschauung unvergängliche Meisterwerke geschaffen hat. Aber bei aller verschlungenen Wechselwirkung und Größe der realistischen Gestaltung kann selbstverständlich nicht eine beliebige falsche Weltanschauung zur Unterstützung eines großen Realismus dienen. Die Illusionen und Irrtümer der großen realistischen Schriftsteller werden nur dann künstlerisch fruchtbar, wenn sie historisch notwendige Irrtümer und Illusionen sind, verbunden mit einer großen fortschrittlichen gesellschaftlichen Bewegung.« Den zeitgenössischen Schriftstellern bietet Lukács diesen Ausweg nicht an. Der Expressionismus etwa ist für ihn »die literarische Ausdrucksform der USP-Ideologie in der Intelligenz«. Allen, die keine »echt-geborene Söhne des alten Homer« sind, wird es schlimm ergehen.

Brecht war dem Realismus und der politischen Praxis mehr verpflichtet als Lukács, dessen Festhalten an alten Formen nur zum Verweilen in höheren ästhetischen Regionen einlud. Daß der Theoretiker sich dabei auf Marx, Engels und Lenin berief, deren literarischer Geschmack wahrscheinlich auf Lukács einen allzu tiefen Eindruck gemacht hat, war ein Mißverständnis. Mit Marxismus hat seine Methode kaum etwas gemein. Gegenüber der politischen Realität von 1938 verhielt sich Lukács fremd und dogmatisch. Er forderte nicht den Kampf gegen den Faschismus, sondern gegen die Dekadenz. Er orientierte sich allein an der Literatur und an wenigen vorbildlichen Formen. »Über literarische Formen aber«, polemisierte Brecht, »muß man die Realität befragen, nicht die Ästhetik, auch nicht die des Realismus. Die Wahrheit kann auf viele Arten verschwiegen und viele Arten gesagt werden. Wir leiten unsere Ästhetik, wie unsere Sittlichkeit, von den Bedürfnissen unseres Kampfes ab.«

Anmerkungen

1 In einer weiteren Anmerkung zu diesem Stück heißt es: »Bei dem Stück *Furcht und Elend* ist die Versuchung für den Schauspieler, eine Spielweise anzuwenden, die für Stücke aristotelischer Dramatik am Platz ist, größer als bei anderen Stücken dieser Sammlung. Damit das Stück sogleich, unter den ungünstigen Umständen des Exils, aufgeführt werden konnte, ist es so verfaßt, daß es von winzigen Spieltruppen (den bestehenden Arbeitertruppen) und teilweise (in der oder jenen Auswahl der Einzelszenen) gespielt werden kann. Die Arbeitertruppen sind außerstande, als auch unwillig, die Einfühlung des Zuschauers herbeizuzwingen; die wenigen, zur Verfügung stehenden Artisten beherrschen die epische Spielweise, ausgebildet in den theatralischen Versuchen des letzten Jahrzehnts vor dem faschistischen Regime. Die Spielart der Arbeitertruppen und dieser Artisten verträgt sich ausgezeichnet. Die Theoretiker, die letzthin die Technik der Montage als reines Formprinzip behandelten, begegnen hier der Montage als einer praktischen Angelegenheit, was ihre Spekulationen auf einen realen Boden zurückführen mag.«
Lukács' Lob des *Spitzels* erschien in seinem Beitrag *Es geht um den Realismus* im *Wort*. Der entsprechende Absatz, der beim Wiederabdruck in dem Band *Essays über Realismus* (Berlin 1948) gestrichen worden ist, lautet:
»Man braucht nur die *Söhne* Feuchtwangers mit seinem *Jüdischen Krieg* zu vergleichen, um zu sehen, wie energisch er bemüht ist, bestimmte Tendenzen eines vom Volk abgeschlossenen historischen Subjektivismus zu überwinden und sich die Probleme des wirklichen Volkslebens anzueignen und zu gestalten. Vor nicht allzulanger Zeit hielt Alfred Döblin im Pariser SDS einen Vortrag, dessen Bekenntnis zur politisch-historischen Aktualität der Literatur und zur Vorbildlichkeit des Realismus Gorkischen Typs von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Entwicklung unserer Literatur ist. Und Brecht hat in der dritten Nummer des *Wort* einen kleinen Einakter (*Der Spitzel*) veröffentlicht, in welchem er den Kampf gegen die Unmenschlichkeit des Faschismus bereits in einer bei ihm neuen, vieltönigen und abgestuften realistischen Weise führt; er gibt dort ein lebendiges, durch Menschenschicksale vermitteltes Bild vom Schrecken des faschistischen Terrors in Deutschland, zeigt, wie dieser alle menschlichen Grundlagen des Zusammenlebens, das Vertrauen zwischen Mann, Frau und Kind auflöst, wie die faschistische Unmenschlichkeit auch das, was sie zu schützen vorgibt, die Familie, in ihren elementaren Grundlagen zersetzt und zerstört.«

2 Die Zeitschrift *Das Wort* erschien von 1936 bis 1939 in Moskau. Brecht, der ja nur korrespondierendes Mitglied der Redaktion war, konnte zwar dafür sorgen, daß bestimmte Beiträge in der Zeitschrift gedruckt wurden, den Abdruck anderer Beiträge zu verhindern, war er außerstande. Die »Expressionismusdebatte« wurde eröffnet in Heft 9, 1937, mit Aufsätzen von Klaus Mann und Bernhard Ziegler, der auch als Alfred Kurella bekannt ist. Abgeschlossen wurde die Diskussion in Heft 6, 1938, mit Beiträgen von Bloch und Lukács. Lukács' Sprachrohr war die von J. R. Becher herausgegebene *Internationale Literatur*.

3 Über Olescha heißt es zum Beispiel bei Lukács: »Die Diskussion im Schriftstellerver-

band über Naturalismus und Formalismus zeigt am klarsten, einen wie kleinen Weg wir bis jetzt zurückgelegt haben. Trotz der großen Klarheit der Artikel der *Prawda* hat die Diskussion die prinzipiellen Fragen von Naturalismus und Formalismus kaum gestreift. Wenn Genosse Olescha Joyce formal interessanter gefunden hat als Maxim Gorki, so zeigt dies schlagend, wie wenig unseren Schriftstellern bis jetzt das Problem der Form überhaupt klar geworden ist, wie sehr sie – befangen in spätbürgerlichen und Bogdanowschen Traditionen – noch immer die Form mit der Technik verwechseln.« (Aus *Internationale Literatur*, Heft 11, 1936.)

4 So ist zum Beispiel der *Realismus ohne Ufer* von Roger Garaudy kein marxistisch definierter Begriff und erst recht keine ästhetische Kategorie.

5 Für den Wiederabdruck seiner Kritik an Eisler in dem Band *Essays über Realismus* ersetzte Lukács »glorreiche« durch »ruhmvolle«.

Chronologische Bibliographie zur Expressionismusdebatte (soweit sie das Verhältnis Brechts zu Lukács betrifft)

1. Georg Lukács, *Größe und Verfall des Expressionismus*, in: *Internationale Literatur*, Heft 1, 1934, s. a. *Schicksalswende*, Berlin 1948.
2. Georg Lukács, *Erzählen oder Beschreiben?* in: *Internationale Literatur*, Heft 11, 1936, s. a. *Schicksalswende*, Berlin 1948.
3. Ernst Bloch, *Der Expressionismus, jetzt erblickt* (1937), in: *Erbschaft dieser Zeit*, Frankfurt 1962.
4. Ernst Bloch und Hanns Eisler, *Die Kunst zu erben*, in: *Die Neue Weltbühne*, Heft 1, 1938.
5. Ernst Bloch, *Diskussionen über Expressionismus*, in: *Das Wort*, Heft 6, 1938.
6. Georg Lukács, *Es geht um den Realismus*, in: *Das Wort*, Heft 6, 1938.
7. Hanns Eisler, *Antwort an Georg Lukács*, in: *Die Neue Weltbühne*, Heft 50, 1938.
8. Bertolt Brecht, *Kleine Berichtigung* (1938), in: *Schriften zum Theater*, Band 3, Frankfurt 1963, S. 185 (leicht gekürzt).
9. Georg Lukács, *Marx und das Problem des ideologischen Verfalls*, in: *Internationale Literatur*, Heft 7, 1938.
10. Georg Lukács, *In Memoriam Hanns Eisler*, in: *Die Zeit*, Nr. 36, 1965.

Texte Brechts zu Lukács' Position in den Diskussionen über Expressionismus und Realismus (1938)

1. *Weite und Vielfalt der realistischen Schreibweise*, in: *Versuche*, Heft 13, 1954.
1a. Notiz zu diesem Aufsatz (Brecht-Archiv, Mappe 158, 76–77).
2. *Volkstümlichkeit und Realismus*, in: *Sinn und Form*, Heft 4, 1958.
3. Vorstudien zu 1. und 2., sowie Notizen zur Expressionismusdebatte, Repliken zu Lukács' Aufsätzen *Erzählen oder Beschreiben?* und *Es geht um den Realismus*, Auf-

zeichnungen zum Thema »Realistische Kritik«: Material in den Archiv-Mappen 85, 158, 159, 325 und 515. Eine Zusammenstellung dieses Materials gibt Werner Hecht in: Brecht, *Schriften zu Literatur und Kunst*, Band 2, Frankfurt 1966.
4. Tagebuchaufzeichnungen (Brecht-Archiv, Mappe 275).

Weitere Literatur zum Thema

Ernst Bloch, *Erbschaft dieser Zeit*, Erweiterte Ausgabe, Frankfurt 1962.
Bertolt Brecht, *Dreigespräch über das Tragische*, in: *Schriften zum Theater*, Band 3, Frankfurt 1963, S. 111.
Georg Lukács, *Ästhetik I*, 2 Halbbände, Neuwied 1963 (Werke, Band 11–12).
Georg Lukács, *Ein Briefwechsel zwischen Anna Seghers und Georg Lukács*, in: *Essays über Realismus*, Berlin 1948.
Georg Lukács, *Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur*, Neuwied 1963.
Georg Lukács, *Der russische Realismus in der Weltliteratur*, Neuwied 1964 (Werke, Band 5).
Georg Lukács, *Über einen Aspekt der Aktualität Shakespeares*, in: *Werke*, Band 6, Neuwied 1965.
Georg Lukács, *Mitten im Aufstieg verließ er uns*, in: *Neues Deutschland*, 21. August 1956.
Hans Mayer, *Georg Lukács' Größe und Grenze*, in: *Die Zeit*, Nr. 29, 1964.
Ernst Schumacher, *Brechts ›Galilei‹: Form und Einfühlung*, in: *Sinn und Form*, Heft 4, 1960.
s. a. Schumacher, *Drama und Geschichte*. Brechts ›Leben des Galilei‹ und andere Stücke, Berlin 1965.

Klaus Völker
Notwendige Vorbemerkung, ehe man ein Pferd zum Sprechen bringt

Die Neigung westlicher Kritiker und Germanisten, das Werk Brechts aufzuweichen, indem sie es zu reiner »Dichtung« machen, ist allzu verbreitet. Deshalb mag es inopportun erscheinen, gegen die Interpretation eines Gedichts von Brecht zu polemisieren, die sich bemüht, umfassende politische Hintergründe aufzuzeigen und zu beschreiben. Der Versuch von Franco Fortini[1], den Abdruck eines Gedichts von Brecht im Sommer 1956 im *Neuen Deutschland* zum Ausgangspunkt der Überlegung zu machen, daß der Dichter damit im voraus auf die Ereignisse in Ungarn hinweisen wollte, ist jedoch absurd und entspricht vulgärmarxistischen Auslassungen auf dem Niveau eines Kurella, der einmal bemerkte, daß Kafka über Entfremdung gar nichts Entscheidendes habe sagen können, weil die entsprechenden Ausführungen von Marx zu diesem Problem vor Kafkas Tod noch nicht bekannt gewesen seien.

Natürlich hat Brecht, der den XX. Parteitag der KPdSU noch erlebte, von den Schwierigkeiten und Problemen in sozialistischen Ländern nach dem Tod Stalins gewußt. Es gibt auch einige Äußerungen und Notizen von ihm zu der Frage, wie er sich die Weiterentwicklung des sozialistischen Aufbaus vorstellte. Brechts hauptsächliche Sorge 1956 galt aber dem Erstarken der Großbourgeoisie in Westdeutschland, der Wiederaufrüstung und der Wiedereinführung der Wehrpflicht. Er fürchtete einen neuen Krieg, der »vom größeren Teil Deutschlands« ausgehen könnte: »Unermüdlich den Frieden zu einem Schimpfwort machend, sucht (Deutschland) zu Kriegen zu kommen – seiner barbarischen Lebensform.«

Wenn Brecht mit dem Abdruck von »Oh Falladah, die du hangest« im *Neuen Deutschland* also an eine politische Demonstration dachte, dann war es ein Appell an die Menschen, sich den Bemühungen der Kriegstreiber entgegenzustellen, denn »sonst passiert euch etwas, was ihr nicht für möglich haltet!« Dies jedenfalls ist auch die Aussage der Graphik von Fritz Cremer, der so unbekannt nun nicht ist, daß der Redakteur einer

deutschen Zeitschrift ihn Fritz Gemer nennen müßte. Die Lithographie entstand 1956 nach dem Gedicht von Brecht, das Cremer auf einer Schallplatte gehört hatte. Er gab damals sein Blatt ohne Wissen Brechts an die Redaktion des *Neuen Deutschland*, die das Gedicht und die Jahreszahl 1918 als Entstehungsdatum hinzufügte.

Da Fortini seine Interpretation auf einige mehr oder weniger zufällige Besonderheiten beim Abdruck des Gedichts stützt, sollen die philologischen Kleinigkeiten hier richtig gestellt werden: Das Gedicht »Oh Falladah, die du hangest« ist wahrscheinlich 1919 geschrieben. Eine Handschrift des Textes ist nicht erhalten. Für die Ausgabe der *Hundert Gedichte*, die nicht »Brecht selbst«, sondern Wieland Herzfelde 1951 im Aufbau-Verlag herausgegeben hat, gab der Autor 1919 als Entstehungsjahr an. (Brecht hat vor seinem Tod Änderungsvorschläge für diese Sammlung gemacht, die bei späteren Auflagen berücksichtigt worden sind.) In der ersten Auflage der *Hundert Gedichte* ist »Oh Falladah, die du hangest« in seiner ursprünglichen Form, auch *mit* den drei Punkten (»zusammenbreche...«) abgedruckt, im Inhaltsverzeichnis ist als Entstehungsjahr 1919 angegeben! Fortini hat die veränderte Ausgabe der Sammlung von 1958 benutzt, in der die drei Punkte fehlen und das Entstehungsdatum in 1932 umgeändert ist. Die drei Punkte fielen sicher irrtümlich der Vereinheitlichung der Zeichensetzung zum Opfer. Die zweite Änderung hat ihre Ursache in der Annahme der Herausgeber der *Gedichte*, daß »Oh Falladah« im Jahr des Abdrucks in der *Weltbühne*, nämlich 1932/33 entstanden sein muß. Diese Annahme stellte sich als falsch heraus.

1932 hat Brecht von seinem vierstrophigen Gedicht »Oh Falladah, die du hangest« eine Dialogfassung hergestellt für eine Weihnachtsmärchen-Revue von Friedrich Hollaender, die den Titel *Es war einmal ...* tragen sollte. Am Textbuch, das sich im Nachlaß des Dichters befindet, waren neben Brecht auch Erich Kästner, Karl Schnog, Ernst Toller, Erich Weinert, Günter Weisenborn u. a. beteiligt. Der ungewöhnliche Vermerk »Alle Rechte vorbehalten« in der *Weltbühne* erklärt sich aus dem Umstand, daß der Dialog eine Art Vorabdruck aus der Revue war. Möglicherweise hat Brecht dem Gedicht erst jetzt den Titel »Oh Falladah« gegeben, denn die anderen Beiträge sind ähnliche politische Umdeutungen Grimmscher Märchen. Direkte Anspielungen auf das Märchen und Formulierungen daraus finden sich auch nur in den Repliken des Repor-

ters. (Ernst Busch singt das vierstrophige Gedicht in der Vertonung Eislers auch heute noch unter dem Titel »Ein Pferd klagt an«, der allerdings schriftlich von Brecht nicht belegt ist.)
Im Nachlaß befinden sich mehrere handschriftlich korrigierte Fassungen des Dialoggedichts. Es ist anzunehmen, daß Brecht seinen Änderungen den ursprünglichen Text zugrunde gelegt hat; seine Korrekturen betrafen immer nur die Reporter-Strophen.
Schlußfolgerung: Eine Interpretation von Gedichten Brechts sollte vom Text selbst, wenn möglich auch von den Umständen ihrer Entstehung ausgehen, aber nicht vom Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung. Das Gedicht »Oh Falladah, die du hangest« scheint 1918 oder 1919 geschrieben, angeregt von einem Vorfall in Berlin im letzten Kriegsjahr, der mehrfach bezeugt ist. (Die Schauspielerin Asta Nielsen zum Beispiel will von ihrem Hotelzimmer aus beobachtet haben, wie ein klapperdürres Pferd auf der Straße tot umfiel und sich im Nu Frauen aus den umliegenden Häusern über den Kadaver hermachten, »mit langen Küchenmessern bewaffnet«. Asta Nielsen, *Die schweigende Muse*, Rostock 1961) Aufgefordert, einen Text für eine Märchenrevue zu schreiben, erinnerte sich Brecht 1932 an das frühe Gedicht und schrieb die Dialogfassung. In der Suhrkamp-Ausgabe wird also das vierstrophige Gedicht in zukünftigen Auflagen in Band 2 einzuordnen sein. Die Dialogfassung enthält, richtig datiert, der inzwischen erschienene Band 8 mit den »Nachträgen zu den Gedichten von 1913–1956«. Wenn Brecht aber, wie Fortini meint, im Sommer 1956 die Ereignisse in Ungarn voraussagen wollte, dann dürfte auch die These von Günter Grass einige Überzeugungskraft haben, derzufolge Brecht sich schon 1953 über die große Zahl der Verkehrstoten am 17. Juni 1963 den Kopf zerbrochen hat.

Anmerkung

1 Franco Fortini, »Das sprechende Pferd«, in *Kursbuch 4*, 1966, S. 90 ff.

Heinrich Böll
Brief an einen jungen Nicht-Katholiken

Lieber Herr Wallraff,

seit einiger Zeit können Sie im Werbefernsehen hin und wieder eine nette Durchschnittsfrau sehen, die gerade ihre Wäsche gewaschen hat, plötzlich aber von einem durchsichtigen zarten Wesen, ihrem zweiten Ich, das hinter sie tritt und auf sie einzuflüstern beginnt, mit Erfolg drauf aufmerksam gemacht wird, daß ihre Wäsche noch nicht weiß genug sei. Dieses durchsichtige schemenhaft zarte Wesen, das zweite Ich der netten Durchschnittsfrau, wird als deren »Gewissen« angekündigt; es bringt die nette Frau auch dazu, irgendsoein Idiotenzeug zu nehmen, womit sie ihre Wäsche *wirklich weiß* wäscht. Ich bewundere immer wieder die Geschicklichkeit der Werbeleute, die es fertig bringen, die zuerst gezeigte Wäsche tatsächlich ein *bißchen grau* erscheinen zu lassen. Ein anderes (vielleicht ist es auch dasselbe!) Waschmittel wird jetzt mit der Familie *Saubermann* propagiert. Vielleicht erinnern Sie sich: die Völker, die auszumerzen die Nazis ausgezogen waren: Polen, Juden, Russen wurden als *schmutzig* propagiert. Am besten war natürlich die Kombination: schmutzig und arm, bzw. die Identifizierung der beiden Begriffe; das ging bei den Juden schlecht, weil man sie gleichzeitig als die Bankiers der Welt hinstellte. Wahrscheinlich war es für die Nazis tatsächlich eine Überraschung festzustellen, daß es in Polen und Rußland Millionen *armer* Juden gab. Da stimmte die ursprüngliche Rechnung: arm und schmutzig dann wieder. Natürlich ließen sich ganze Theologien, Soziologien und Philosophien über dieses »schmutzig und arm« entwickeln, das ist nicht meine Sache, mich interessiert jetzt nur das durch ein Waschmittel zu beruhigende Gewissen der netten Durchschnittsfrau, und es fällt mir nicht schwer, mir Herrn Saubermann in irgendeinem Säuberungskommando vorzustellen.
Wahrscheinlich würde eine konfessionell »aufgegliederte« Statistik beweisen, daß die Katholiken immer noch weniger Waschmittel verbrauchen

als die Protestanten, und diese Wahrscheinlichkeit – nicht die Konzilsergebnisse, auf die ich noch zu sprechen kommen werde – ist einer der Gründe dafür, daß ich weiterhin katholische Kirchensteuer zahle und katholisch sterben möchte. Körperliche Sauberkeit ist in extremen Lebenslagen: Armut, Gefangenschaft, enge Wohnverhältnisse, ein Luxus, der Wunder bewirkt, sie ist etwas Religiöses. Ich habe während des Krieges und im Gefangenenlager begriffen, daß Waschungen ein religiöses Element enthalten können, und ich bedaure es immer wieder, daß die Priester mit so sauberen Händen den Gottesdienst beginnen und die Handwaschung zu einem leeren Ritus erstarrt. Deren Hände sind immer so sauber, daß einem das zum Waschen gereichte Wasser schmutzig vorkommt. So verstehe ich auch das Gewissen der netten Durchschnittsfrau und die Familie Saubermann religiös: man kommt sich schmutzig vor, wenn man sie sieht, das heißt: katholisch, russisch, jüdisch, polnisch, wie ein Neger. Die Politiker reden immer so gern davon, bilden sich fast schon etwas darauf ein, daß ihr »Geschäft schmutzig« sei; sie haben diese Feststellung immer bereit, wenn ihnen einer »moralisch« kommen will, und doch ist diese Ausrede nur die billigste Form der Koketterie. Schließlich sind alle Geschäfte dieser Welt schmutzig: der Kohlen- und Nachrichtenhandel, die Literatur und das Fernsehen; da dürften sich die Politiker nicht mehr allzuviel auf ihren Schmutz einbilden, und nicht sooft und solange weinerlich daherreden, wie sie sich opfern, indem sie sich notwendigerweise »schmutzig machen«. Eine solche Sentimentalität dürfte man höchstens einer Prostituierten zubilligen. Ich glaube, auch mit der »Macht« (»Ich habe eben ein Verhältnis zur Macht« ist die übliche Formulierung) ist es nicht so weit her. Der literarische Haus-Esel einer deutschen Wochenzeitung übt weitaus mehr Macht aus als der Durchschnittspolitiker, und der Haus-Esel übt sie grinsend und im Vollgefühl derselben aus, er gleicht den Politikern nur in einem Punkt: er wird weinerlich und sentimental, er wird »privat«, wenn ihm einer mal auf die Finger schaut oder gar klopft. Mein Gott, das ist vielleicht ein sauberes Geschäft! Als ob's ein Kunststück wäre, über Deutsche Macht auszuüben: wo sie Macht spüren, kann man ihrer Anbetung sicher sein, und manches große Verlegerherz lacht erleichtert, wenn der Haus-Esel Gnade walten läßt. Schweigen wir von den Bankiers, denen das »Macht und Schmutz-Getue« der Politiker ziemlich lächerlich vorkommen muß.

Dieselben Politiker, die sich kokett auf ihr schmutziges Geschäft berufen und, sich aufopfernd, Tag und Nacht in Bonn die Hände schmutzig machen, gleichen auf eine verblüffende Weise dem Herrn Saubermann, und ihre Frauen verblüffend der netten kleinen Durchschnittsfrau, die neben sich ihr Gewissen stehen hat. Besonders auffällig gleichen Herrn Saubermann die beiden »kanzlerverdächtigen« jungen Herren der beiden großen Parteien. Die Zukunft ist von den Werbefachleuten schon vorweggenommen: Wehe den Schmutzigen! Dreifach wehe ihnen, wenn sie nicht in die Mode-Klischees Beatnik oder Gammler passen, sondern *einfach nur schmutzig* sind!

Herr Saubermann und seine nette kleine Durchschnittsfrau sind das letzte, allerletzte Signal, einer gewissenlosen Gesellschaft keinen Einblick ins Gewissen mehr zu geben. Ihr Bericht über die Erfahrungen eines Wehrdienstverweigerers aus Gewissensgründen knüpft für mich unmittelbar an das alarmierte Gewissen der netten kleinen Durchschnittsfrau an, und diese beiden schaffen eine unheimliche Verbindung zur Politik, denn es sind doch dieselben Politiker, die sich kokett auf ihr schmutziges Geschäft berufen, die jene Kommissionen erfunden haben, vor denen ein Zwanzigjähriger die Sauberkeit seines Gewissens als Wehrdienstverweigerer beweisen muß, und die Argumentation der Kommissionsmitglieder ist *politisch*, also – nach ihrer, nicht nach meiner Theorie – schmutzig. Es ist wirklich absurd, es ist unbegreiflich, daß sich geistliche Herren dazu hergeben, solchen Kommissionen auch noch kirchlichen Hintergrund zu geben, diesen Kommissionen einer gewissenlosen Gesellschaft, deren eigentliches Gewissen auf dem Bildschirm als Medium der Waschmittelreklame neben einer netten kleinen Frau steht. Ich wundere mich nicht darüber, daß Politiker mit allen Mitteln versuchen, die Wehrdienstverweigerung zu einer schwierigen Prozedur zu machen; daß sie ihr schmutziges Geschäft wahrnehmen. Sie wollten ein bestimmtes Ziel: die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik *gegen* den Willen der damals friedfertigen Deutschen; sie haben mit Terror, mit Geld, Propagandamitteln, durch eine fast komplette Gleichschaltung der Opposition, der Zeitungen, durch systematische Denunzierung aller Gegner der Wiederaufrüstung ihr Ziel (vorläufig!) erreicht. Gut. So macht man wohl Politik. Worüber ich mich wundere: daß alle (in Worten und Ziffern: alle) Frauenverbände offenbar rascher gleichgeschaltet waren als im Jahre 1933. Ach, diese netten kleinen Frauen! Ihr Gewissen steht inzwischen auf dem Bildschirm neben ihnen.

Eine besonders üble, finstere Rolle müssen bei der Gleichschaltung die katholischen Frauenverbände gespielt haben: man hat nichts von ihnen gehört. Wahrscheinlich war deren Gewissen am leichtesten zu manipulieren. Das ging alles so hurtig und lautlos, hurtiger, lautloser als im Jahre 1933. Und natürlich: sauberer. Sauber – das fällt mir jetzt ein – war eins der Modewörter der katholischen Jugendbewegung zwischen 1918 und 1933. Guten Tag und fröhliche Urständ, Herr Saubermann, Politik ist ein schmutziges Geschäft!

Die Bewältigung der katholischen Vergangenheit, von Hochhuth in seiner Unschuld ausgelöst, geht um den ganzen Erdkreis, aber sie wird möglicherweise einmal harmlos erscheinen, verglichen mit der notwendigen Bewältigung des schnöden Verrats, der von Katholiken an Katholiken zwischen 1953 und 1965 in diesem Land verübt worden ist. Es gibt Anzeichen dafür, daß man diese Vergangenheit gern bewältigen möchte, solange sie noch Gegenwart ist. Es gibt Einsichten, schwache, zahme, matte Einsicht (verflucht, was sind die Deutschen für ein braves gehorsames Volk!). Ein so instinkthafter Politiker wie Strauß beginnt gelegentlich schon, sich »antiklerikal« zu geben, und er verhält sich politisch richtig: wenn die katholische Kirche wirklich wieder religiös würde, müßte sie in der CDU, diese in ihr den Todfeind erkennen.

Ach, ihr braven, sauberen, katholischen Frauen: wohin habt ihr euch führen lassen. Was übrig bleibt, ist Herrn Saubermanns dummes, dreistes Gesicht. Die Katholiken als die einzige große statistische Masse hätten eine Chance gehabt, dieses Volk friedfertig zu erhalten. Die Chance ist verspielt: was übrig bleibt, ist das strahlende, heitere, reine, nicht ganz uneitle Gesicht des katholischen Wehrbischofs, der in einem Sturmboot der Bundeswehr einen deutschen Fluß überquert. Guten Tag und fröhliche Urständ, Herr Saubermann! Wir wollen uns nichts vormachen, uns keiner Täuschung hingeben: auch der jeweilige »kritische« Intellektuelle vom Dienst, ob links oder rechts, hat eine verfluchte Ähnlichkeit mit dem Mann der netten kleinen Frau, die gern weiße Wäsche hat, aber die Literatur »schmutzig« mag. Ich wundere mich nicht über einen Bischof mit verheerender propagandistischer Wirkung, aber ich wundere mich, wundere mich gewaltig über den Herrn Walter Dirks, der das Gewissen ja fast erfunden hat, und in der Broschüre *Wie hast Du's mit der Bundeswehr* eine lahme, zahme, hanebüchen banale, nichtssagende kleine moralische Aufrüstung für Wehrpflichtige bietet, auf einem Niveau, das seinen

sonstigen publizistischen Fähigkeiten widerspricht. Die Wiederaufrüstung ist aus *politischen* Gründen, und sie ist mit ausdrücklicher Zustimmung der *Frankfurter Hefte* beschlossen worden. Wie kommt diese gewissenhafte Bande dazu, das *Gewissen* eines Zwanzigjährigen durchleuchten zu wollen? Waren etwa Gewissensgründe entscheidend, als die Herren Adenauer und Strauß *gegen* den Willen der damals friedfertigen Deutschen, *mit* ausdrücklicher, tatkräftiger Unterstützung aller katholischen Verbände und des katholischen Klerus die Wiederaufrüstung durchsetzten? Es waren politische Gründe. Politische Gründe können wegfallen oder sich ändern. Was würde eigentlich aus den zahlreichen gutkatholischen gleichgeschalteten Gewissen, wenn plötzlich in Bonn – oder, was wahrscheinlicher ist, anderswo – beschlossen würde, die Bundeswehr zu reduzieren oder gar abzuschaffen? Da muß doch wieder etwas in ihnen »zusammenbrechen«. Oder wie wäre es, wenn man eine Gewissensprüfung für diejenigen einführte, die unbedingt zur Bundeswehr wollen?

Bei der Lektüre Ihres Berichts, die nette kleine Frau, Herrn Saubermann, den Wehrbischof, die Gesichter der Politiker vor meinen Augen, den Dirksschen Text in der zitierten Broschüre im Ohr, den Geruch der kostbaren amerikanischen Seife in der Nase, mit der ich im Gefangenenlager täglich meine rituellen Waschungen vornahm (die Seife war tatsächlich ein Element der Befreiung, wie das DDT eins war, dem sich jung und alt, hoch und niedrig, reich und arm zu beugen hatte, auf daß die Deutschen von den Läusen befreit würden!), kommt mir der Gedanke, daß Ihre Generation noch schändlicher verraten worden ist als unsere, schändlicher, weil ohne Not und ohne Notwendigkeit, und ich verstehe es immer besser, daß es Ihrer Generation immer schwerer fällt, fast körperliche Übelkeit verursacht, wenn sie das Wort »christlich« zu hören bekommt. Es müßte schon ein Konzilium deutscher katholischer und evangelischer Theologen zustandekommen, daß der CDU-CSU das Recht absprechen würde, das Adjektiv »christlich« weiterhin zu Tode zu schinden. Das würde natürlich zum offenen Krach zwischen diesem Konzil und der Fuldaer Bischofskonferenz führen, erst dann bestünde Hoffnung, daß sich die heftige Umarmung, dieser Adenauersche Vergewaltigungsclinch, in den die CDU-CSU die katholische Kirche in Deutschland genommen hat, lösen ließe, aber das sind Träume und selbst wenn sie *jetzt* noch wahr würden: es ist zu spät. Im Grunde braucht die CDU-CSU die Kirche ja gar nicht mehr, was sollen die armen Leute denn schon wählen, meinetwegen SPD; es

würde nicht einmal viel nützen, wenn im nächsten Wahlhirtenbrief offen zugegeben würde (was nie hätte bestritten werden können): daß Katholiken auch SPD wählen dürfen. Was wäre damit gewonnen? Wahrscheinlich die große Koalition: bitte. Herr Saubermann I und Herr Saubermann II. Dann können Sie ja jeden Abend auf dem Bildschirm Ihr Gewissen konsultieren: es wird Ihnen klarmachen, daß Ihr Auto auf eine unmodische Weise alt, Ihre Krawatte unmöglich ist, Ihr Gewissen es Ihnen nicht erlaubt, wenn Ihre Frau sich bei irgendwelchen Hausarbeiten ihre schönen Hände verdirbt. Natürlich wird es immer Toren geben, aber wer darf den Toren spielen? Das wird von Herrn Saubermann bestimmt. Die Torheit, den Wehrdienst zu verweigern, ist nicht zugelassen: da müssen Sie schon Ihr Gewissen herzeigen! Sie haben ja versucht den Toren zu spielen: mit einer Blume im Gewehrlauf zu erscheinen! Solche Torheiten aber sind nur Herrn Chaplin erlaubt und auch dem nur im Film. Die Torheit ist eine Kunst, und Kunst ist erlaubt. Sie endeten mit Ihrer Torheit, auf Grund der Manipulationen eines katholischen, also gewissenhaften Standortarztes, im Irrenhaus, aus dem Sie die gewissenhafte Bundeswehr nur entließ, weil Sie anfingen, sich *publicity* zu verschaffen. Wehe dem, der keine *publicity* hat: er endet in Frau Saubermanns schmutziger Wäsche.

Sollte die Vernunft – Abschaffung der Wehrpflicht! – siegen, dann werden die Katholiken daran den geringsten Anteil haben. Im Gegenteil: Sie werden es sein, die sich am heftigsten dagegen wehren. Es war ja kein Katholik, weder ein »linker« noch ein »linksfortschrittlicher«, und es war noch weniger ein Sozialdemokrat, der den vernünftigen Vorschlag machte, die Bundeswehr zu reduzieren. Es war der konservative Admiral Heye, der seinerzeit durch den Katholiken Dr. Jaeger auf wahrhaft *christliche*, das heißt: politische, was bedeutet: schmutzige Weise »abgeschossen« worden ist. Vielleicht gibt es bei den alten Militärs noch Reste jenes Wirklichkeitssinns, der sie ahnen läßt, daß die Bundeswehr zwar real, aber unwirklich, also unheimlich ist: in ihrer gesellschaftlichen Bodenlosigkeit, in ihrer hysterischen Verletzlichkeit. Es war ja wirklich mitleiderregend, die Untertöne einer weinerlichen Gekränktheit in der Rede des Herrn von Hassel während der Starfighter-Debatte zu hören; hat er denn wirklich erwartet, daß eine halbwegs aufmerksame Öffentlichkeit das alles so hinnimmt? Weiß er denn nicht, daß Politik wirklich ein schmutziges Geschäft ist, so schmutzig wie die Literatur und das Fernsehen, der

Kohlen- und der Nachrichtenhandel, und daß in allen Geschäften dieser schmutzigen Erde nur eins zählt: der Erfolg? Ich beneide Herrn von Hassel nicht: es steht ihm noch Schnödes bevor, und es kann ihn nicht sehr getröstet haben, von seiner gesamten Fraktion weißer als das weißeste Weiß gewaschen worden zu sein, auf eine besonders peinliche, fast untertänige Weise von dem Katholiken Rommerskirchen, der doch wahrscheinlich als Vertreter der deutschen katholischen Jugend im Bundestag sitzt und, in Anwesenheit der Witwen der abgestürzten jungen Flieger, indem er nicht dagegen protestierte, die »Verschleißquote« X beim Ausprobieren eines neuen Flugzeugtyps billigt. Oh, heiliger Herr Saubermann, wo darf ich Ihnen mein Gewissen zeigen! (Da fällt mir ein: ich habe ja auch Kinder, die jung, deutsch und – jedenfalls zu einem Teil – katholisch sind; ob Herr Rommerskirchen deren Interessen auch vertritt?) Es ist schändlich, schändlich, schändlich. Und keiner in diesem Parlament tanzt aus der »christlichen Reihe«. Die katholische Jugendbewegung hat den Katholiken ja auch nicht viel mehr Befreiung gebracht als die von der Krawatte und auch die nur vorübergehend. Was von ihrer Freiheit übrig geblieben ist, hat sich inzwischen gezeigt: ein paar modische sexuelle Freiheiten à la Trotzkopf und Trotzköpfchen, ein bißchen »Scheiße«- und »Arschloch«-Sagen, also keine sehr erheblichen Freiheiten. Angesichts dieser Bewußtseinslage, dieser durch die absolute Gleichschaltung in der Wiederaufrüstungsfrage endgültig gemachten Gehorsamsdisposition, angesichts dieser mit Verrat gesättigten Scheinheiligkeit des politischen deutschen Katholizismus, erscheint mir der ungeheure Ruf der Fortschrittlichkeit, den er in der übrigen Welt genießt, als ziemlich fragwürdig. Wenn das nur gut geht! Schließlich hat auch Hochstapelei ihre Grenzen. Es geht hier nicht darum, so großartigen Theologen wie Rahner, Ratzinger und Küng ihre Glaubwürdigkeit abzusprechen, nur ist der Boden, auf dem diese Theologie Wurzel fassen könnte, nicht allein dünn, er ist in Deutschland mit dem schlechtesten Dünger, mit *politischem* Gehorsam gedüngt. Was nützen innerkirchliche Freiheiten, wenn die Katholiken weiterhin politisch so brav bleiben? So könnte Rom eine willkommene Ablenkung von Bonn sein: in Bonn, und nirgendwo anders, wird sich entscheiden, ob die deutschen Katholiken wirklich frei zu sein vermögen. Für einen Schriftsteller sind die (innerkirchlich gesehen: höchst erfreulichen) Konzilsergebnisse ohnehin nicht nur nicht so sensationell, sondern fast unwichtig. Zu schreiben ist wahrscheinlich (wie zu malen, zu komponieren, zu tanzen

usw.) eine der wenigen wirklichen Erscheinungsformen der Freiheit und der Befreiung. Jeder Schriftsteller und Künstler muß illegal irgendwelche Grenzen überschreiten: er merkt das schon früh genug, wenn auf ihn »geschossen« wird. Vielleicht werden auch die Katholiken wieder einmal begreifen, daß Kunst und Freiheit ein- und dasselbe sind; daß sie *in sich* geordnete, geformte Freiheit sind, daß Form nicht »leer«, sondern Geist ist. Ein Autor nimmt sich die Freiheit einfach, und er versucht – indem er sie ordnet und formt – möglichst viel von ihr zu teilen, was bedeutet: mitzuteilen. Jeder ist aufgefordert, an dieser Freiheit teilzunehmen, sich sein Teil davon zu nehmen. Das weißeste Weiß der netten kleinen Durchschnittsfrau und ihres Mannes, des Herrn Saubermann, ist das vollendete Nichts, das sich nicht mehr ordnen läßt. Es ist kein Zufall, daß die Ausübung jeder, jeder Kunst schmutzig macht. Der Autor – gewöhnlich eine ziemlich hochmütige Person – weiß auch längst, bevor sie geändert werden, daß kirchliche Vorschriften völlig nebensächlich sind. Etwa die barbarische Vorschrift des Nüchternheitsgebots vor der Kommunion, auf der ganze puristische Theologien aufgebaut worden waren, und die nun mit einem schnöden Federstrich aufgehoben wurde. Ein Autor weiß auch, daß die unbegründete Aufhebung so schnöde ist wie die jahrzehnte-, fast jahrhundertelange Praktizierung, und er muß beides sein: rasch und schwerfällig, wohlwollend und bösartig. Rasch, indem er allen freiheitsdurstigen Katholiken nahe legt, sich allen Kirchengeboten gegenüber nicht mit gegenwärtiger, genehmigter Freiheit, sondern mit *zukünftiger*, noch nicht genehmigter Freiheit zu verhalten: genau so, wie sich der katholische Adel jahrhundertelang verhalten hat: da wurden Mischehen, Mätressen, Konversionen hin, Konversionen her, alles mögliche wurde stillschweigend geduldet. Die feudalistische Sitte, bei Königs- oder Fürstenhochzeiten einen hohen Kleriker, möglichst einen Kardinal, die Trauung vornehmen zu lassen, ist ein peinlicher Rest: man sollte gerade denen einen stotternden, etwas schmuddeligen kleinen Kaplan schicken. Was soll dieses erbärmliche Illustrierten-Getue? Rasch muß ein Autor sein, indem er das alles schon wegwischt, schwerfällig, indem er die fixe und flotte Anpassung verdächtig findet und angesichts der Liturgiereform Rosenkranz und Maiandacht zu mögen beginnt. Wenn die Scharfschützen, die so auf ihn geschossen haben, als er – noch illegal – die Grenze überschritt, *so rasch* fortschrittlich und frei werden, muß er in seiner Bösartigkeit zurück-zurück-zurückschreiten und an seine Großmutter denken, die unter ob-

jektiv nichtigen Geboten subjektiv echte Höllenqualen erduldet hat, wie etwa unter dem Nüchternheitsgebot vor der Kommunion. Bösartig, wie er sein muß, soll er immer und immer wieder auf seine Großmutter kommen, die ihm als bitter und bigott geschildert worden ist. Die flinken Fortschrittler schreiten ihm zu rasch über die Leichen ihrer Mütter und Großmütter hinweg. Freiheit hat er *in sich* genug, sonst ist er kein Schriftsteller. Die Konzilseuphorie, dieses große Aufatmen, lenkt von Bonn ab: dort sitzt der politische Katholizismus, und er rückt kein Quentchen Freiheit heraus, wenn die Katholiken es sich nicht einfach nehmen.

Die peinlichste Figur in Ihrem Bericht, lieber Herr Wallraff, ist denn auch der katholische Pfarrer, dessen Vokabularium und Gebaren Sie beschreiben. Alle Konzilsfreiheiten nützen den deutschen Katholiken wenig, wenn der Herr Wehrbischof (welch ein unmögliches Amt!) sich solche peinlichen Figuren nicht ersparen kann! Das Problem wird dadurch erschwert, daß der deutsche katholische Klerus durch seine Erziehung, seine Auswahl, seinen extrem bourgeoisen Bildungs-, Erziehungs- und Behandlungsgang in eine Exklusivität gedrängt wird, in der ihm der Militärdienst als eine Möglichkeit der »Berührung mit dem Volk« ideal erscheinen mag. Vielleicht wäre es ganz gut, wenn die Theologen wirklich zum Militär müßten, aber – und das ist das Paradoxeste und Peinlichste! – gerade sie sind ja davon befreit! Sie haben also gar keine Möglichkeit, den Betrieb wirklich von innen kennenzulernen, denn was bei »Besichtigungen« – nicht nur von Kasernen, auch von Fabriken und Betrieben – gespielt wird, ist ja der pure Schwindel. Die Theologen bleiben also »unberührt«, rein, sauber: frisch aus der Wäschetrommel der netten kleinen Frau! In anderen europäischen Ländern ist das anders, ist auch die Einstellung des Klerus zum Wehrdienst anders; man macht aus der Frage, ob man ihn ableisten soll oder nicht, keine Gewissens-Turnübung à la Walter Dirks; man weiß, daß der Militärdienst ein nicht einmal notwendiges, also möglichst zu umgehendes Übel ist. Keine Europa-, keine NATO-, keine Abendlandideologie. Man nimmt den Militärdienst hin wie die Steuer (die man eben möglichst nicht hinnimmt), und gewiß kann ein junger Franzose oder Italiener nicht nur mit der Unterstützung, sogar mit der Bestärkung des Klerus rechnen, wenn er einen Weg sucht sich die Sinnlosigkeit zu ersparen. In Deutschland ist das leider anders, und das macht das Problem noch schwieriger, weil selbst ansonsten einsichtige Kleriker unter diesen bourgeoisen Saubermann-Bedrückungen leiden, sich wohl

ganz gern einmal schmutzig machen möchten, und so messen sie dem Militärdienst immer noch eine »erzieherische« Bedeutung zu, die er nie gehabt hat. Auch die Tatsache, daß sie ihr Gehalt für eine saubere Tätigkeit beziehen, es nicht eigentlich »verdienen«, was bedeutet: sich nicht schmutzig machen müssen, drängt sie noch tiefer in ihre bourgeoise Isoliertheit. Vielleicht wäre es möglich, daß junge Theologen eine Art geheimen Orden gründen, dessen Mitglieder als Ersatzleute für wehrunlustige Laien zum Militär gehen: auf diese Weise kämen sie aus der Express-Reinigungs-Isolation heraus und würden ein Werk der Nächstenliebe tun; beides unmöglich: sowohl der Episkopat wie das Verteidigungsministerium würden das verhindern. Man sieht also, wieviel wirkliche Freiheit so ein junger Mensch hat, der Priester werden möchte. In den Ostblockstaaten nennt man die Priester, die zur Kollaboration mit dem System neigen, »fortschrittliche« Priester, vielleicht sollten wir Priester wie den, den Sie schildern, CDU-Priester nennen; fortschrittlich, angepaßt ist der von Ihnen geschilderte ja außerdem: er hat sein Vokabularium mit etwas abständigen Landser-Ausdrücken angereichert, weiß sogar, wie die »Hormone zwitschern«, hat ein primitives politisches Idiotenvokabular, und ich kann nur hoffen, daß dieser Zwitscherer seinem Wehrbischof rechte Freude macht! Nennt man so etwas nicht einen »ganzen Mann«? Hoffen wir, daß seine Hormone nicht zwitschern. Oh, diese nichtige »Modernität«, diese miese Anbiederei.

Es liegt eine gewisse Logik darin, lieber Herr Wallraff, daß Ihr Versuch, den Toren zu spielen, im Irrenhaus endete. Diese Gesellschaft, die doch so mächtig ist, kann Torheit nur als Kunst, nicht als Lebenshaltung dulden, und es gibt offenbar keinen in dieser schamlos von ihrer Macht besessenen »Christenpartei«, der sich unbeliebt, was heißen würde: schmutzig und lächerlich zu machen bereit ist, und dieser schändlichen Komödie, der die Wehrdienstverweigerer ausgesetzt werden, ein Ende machen möchte. Würde es nicht genügen, den harten Ersatzdienst zu verordnen, der schwer genug ist, verglichen mit dem leichten Militärdienst, der nach der Grundausbildung nur noch in einer organisierten Faulheit besteht? Wäre der Ersatzdienst ohne diese Gewissens-Fummelei nicht abschreckend genug? Und wird nicht auch der überflüssig, wenn sich herumgesprochen hat, wie leicht in der Bundeswehr Geld zu verdienen ist? Ihnen verdanke ich die Eruierung der Tatsache, daß ein junger Hauptmann, der mit 32 Jahren entlassen wird, eine Abfindung von rund 80 000 DM erhält. Das ist ein

hübsches mittleres Vermögen, zusätzlich zu dem möglicherweise Ersparten, zusätzlich zu den anderen Vergünstigungen, und ich wüßte keinen Beruf, aus dem ein junger Mensch mit einem solchen Batzen Geld auf der Bank mit 32 Jahren ausscheiden kann. Da komme noch einer und erforsche deren Gewissen, die einen solchen Job ablehnen. Es ist ein gutbezahlter, nicht sonderlich anstrengender und keineswegs diffamierender Beruf, jedenfalls nicht diffamierender als der Beruf des »Linkskatholiken«.
Wie ich aus »zuverlässiger Quelle« erfahren habe, soll es inzwischen in der Bundeswehr schon einen katholischen Moral-Terror geben, der sich ungefähr so äußert: ein Offizier etwa, dessen Ehe geschieden wird, hat nicht nur wenig Aussicht auf Beförderung, er ist fast gezwungen, den Abschied zu nehmen. Das legt den Gedanken nahe, das Verteidigungsministerium und alle entscheidenden Pöstchen darin nach der nächsten Starfighter-Debatte ganz in die Hände des Bundes »Neudeutschland« zu legen. Saubere Führung, saubere Moral – und dann die »saubere« Bombe in diese sauberen Hände. Vielleicht könnte man dann in einer neu zu bedenkenden Liturgiereform die Handwaschung während der Heiligen Messe wenigstens für Deutsche abschaffen. Wozu soll man solch saubere Hände mit schmutzigem Wasser in Berührung bringen? Auch die Beichtstühle müssen dann weg – dafür gibts ja Irrenhäuser, Sanatorien, Kliniken, wo Seele und Leib das weißeste Weiß garantiert wird. Schließlich sind die Irrenhäuser, Sanatorien und Kliniken ja auch nicht viel mehr als Wasch-Anstalten, und wehe dem, bei dem die Flecken nicht herauswollen, jene Flecken, die die wichtigsten Krankheitserreger, Liebe und Religion, hinterlassen haben. Das Endziel ist dann, sobald der Bund »Neudeutschland« das Bundeswehrministerium übernommen hat, nahe: eine saubere, katholische, auch zum schmutzigen Krieg bereite Armee.

Reinhard Lettau
Journalismus als Menschenjagd

Die West-Berliner *B. Z.* veröffentlichte am 21. Januar 1966 einen mit »Peer« unterzeichneten Artikel mit der Überschrift: »Das Gesetz verlangt: Mit Mördern leben«. In diesem Artikel wird ein Beschluß des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe kommentiert, demzufolge Mordverdächtigte nach ihrer Festnahme bis zum Zeitpunkt ihrer gerichtlich festzustellenden Schuld oder Unschuld auf freien Fuß gesetzt werden können. Der erste Absatz des Artikels lautet: »Mit Mördern leben – das ungefähr verlangt ein Beschluß des Bundesverfassungsgerichts von der deutschen Bevölkerung. Dieser Beschluß nämlich räumt auch Mördern nicht mehr und nicht weniger als Haftschonung ein.«

Wenn man längere Zeit in einem angelsächsischen Land gewohnt hat und zum ersten Mal wieder deutsche Zeitungen liest, kommt man bereits über die Dummheit und Brutalität dieses ersten Absatzes kaum hinweg. Man fragt sich: Findet ein Prozeß nicht statt, um die Schuld oder Unschuld eines Bürgers festzustellen? Wie kann man also einen Bürger einen Mörder nennen, ehe er vor Gericht gestanden hat und schuldig gesprochen wurde? Die *B.Z.* und mit ihr ein großer Teil der deutschen Presse weiß es schon vorher. Ist für die *B.Z.* genau wie für die Richter in Kafkas *Prozeß*-Roman Anklage schon identisch mit Schuld? Sollte die *B.Z.*, wenn sie auf sich selbst hörte, dann nicht schleunigst die Schließung der Gerichte fordern? Hört die *B.Z.* auf sich selbst? Liest sie sich selbst? Versteht sie, was dort steht? Haben wir es mit Journalisten zu tun, die sich wünschen, daß der Festnahme eines Verdächtigten auf der Stelle seine Aburteilung durch einen Polizisten folgt? Fragen über Fragen, die nur ein Psychologe beantworten kann. Mir scheint nach wie vor, darauf bestehe ich, daß die Identität von Anklage und Schuld außer dem Angeklagten selbst oder einem Zeugen nur dem lieben Gott bekannt sein könnte. Wer sie sonst behauptet, ist entweder dumm oder unzivilisiert, d. h. im vorliegenden Fall ein Gegner des Rechtsstaats.

Wir stellen also fest, daß wir die Motive für solche Behauptungen nicht klären können. Naivität können wir dem zitierten »Peer« von der *B.Z.* keinesfalls zubilligen, denn im ersten Absatz seines Kommentars findet sich das Wort »ungefähr«. Es heißt dort: »Mit Mördern leben – das ungefähr verlangt ein Beschluß des Bundesverfassungsgerichts.« Dieses »ungefähr« ist logisch kaum zu rechtfertigen. Entweder verlangt er es oder er verlangt es nicht. Gerichtsbeschlüsse erheben keine »ungefähren« Forderungen. Dieses »ungefähr« ist der Ausdruck des schlechten Gewissens des Verfassers. Mit dem »ungefähr« will er sich eine Hintertür offenhalten, durch die er entschlüpfen zu können meint. Das »ungefähr« ist das einzige, was von der zutreffenden Überlegung übrig geblieben ist, daß Anklage und Schuld nicht identisch sind.

Aber der Artikel, mit dem wir uns, da er leider typisch ist, noch etwas länger befassen müssen, kommt zu Folgerungen. »Peer« schreibt: »Ich warte nur auf den Tag, da dieser Beschluß ... in Berlin Schule macht. Da der erste Mörder ... in seine Wohnung zurückkehren darf. Ich bin gespannt, was dann auf Kosten des Steuerzahlers zum Schutze dieses Kapitalverbrechers unternommen werden muß. Denn es ist wohl kaum anzunehmen, daß sich die Bevölkerung mit dem Beschluß des obersten deutschen Verfassungsgerichts bedingungslos abfinden wird. Daß sie tatenlos einen Menschen in ihrer Mitte duldet, der einen anderen Menschen getötet hat.« In diesen sorgfältig formulierten Sätzen wird der, wie es durchgängig heißt, »deutschen Bevölkerung« nicht mehr und nicht weniger als Lynchjustiz zugetraut. Lynchjustiz wird von ihr erwartet. Der Verfasser selbst sagt, daß er dem Tag mit Spannung entgegensieht. Er schreibt natürlich nicht: »Geht und schlagt Mitbürger tot, die eines Kapitalverbrechens angeklagt sind.« Hingegen läßt er durchblicken, daß er Verständnis für so eine Reaktion hätte. Er schreibt, sehr raffiniert, daß Deutsche unter sich gewisse andere Menschen nicht »tatenlos« dulden, daß sie sich mit der Nachbarschaft anderer Menschen nicht »bedingungslos« abfinden. Das sind allerdings Tatbestände, die aus der Vergangenheit bekannt sind. Da braucht man das Vokabular nicht mehr zu untersuchen.

Wenn man genau zusieht, kann man freilich, der Aussage der zitierten Sätze folgend, dem Artikelschreiber nicht nachweisen, daß er sich mit dem Terror selbst identifiziert. Er sagt lediglich, daß er »gespannt« ist, nur »auf den Tag wartet«, an dem ein unter Anklage befindlicher Mitbürger auf freien Fuß gesetzt wird. Er gibt ferner zu verstehen, daß das oberste

deutsche Gericht durch seine Entscheidung die Bürger zur Lynchjustiz provoziert. Wäre es nicht aber eine Selbstverständlichkeit, daß ein zivilisierter Journalist sich von dem gleichen Terror distanziert, dem er eben mit Spannung entgegenzusehen behauptet hat? Stattdessen heißt es am Schluß: »Es hieße, Geduld und Disziplin zu überfordern, wenn man hier bedingungslose Zustimmung zu einem Beschluß erwartet, der einen verfassungsmäßigen Grundsatz so extrem dem Wort nach auslegt.«
Hier, im letzten Absatz, dürftig durch einen Konjunktiv verhüllt, bekennt sich endlich der Schreiber. Übersetzt in einfaches Deutsch wird hier gesagt: »Man darf von der Bevölkerung nicht erwarten, daß sie die Gesetze achtet.« Die Auslegung der Verfassung ist die Aufgabe des Bundesverfassungsgerichts. Genau diese seine Aufgabe und ihre Erfüllung wird dem Verfassungsgericht hier zum Vorwurf gemacht. Und dies in einem Land fast ohne demokratische Tradition, in einem demokratisch sehr labilen Land, dessen Verfassung unantastbar sein sollte.
Es ist schwierig, hier aufzuzählen, in wie vielen Punkten der Artikel gegen die zugegebenermaßen ungeschriebenen Regeln verantwortlichen journalistischen Schreibens verstößt. Eine Liste der auffälligeren Verstöße wird hier nur versucht, damit wir Anhaltspunkte für einige Beobachtungen beim Lesen deutscher Zeitungen haben. Niemand fordert gern verantwortliches Verhalten von jemand anderem. Man zögert, an jemand anderen Forderungen zu stellen. Aber ich glaube doch, daß in diesem Lande hier kein einziger Artikel geschrieben werden sollte, der die unendlich langsame, mühevolle und höchst gefährdete Entwicklung der Bundesrepublik zu einem demokratischen Staat auch nur im geringsten in Frage stellt.
Unkorrekte, falsche Berichterstattung ist der Presse nur sehr schwer nachzuweisen. Bei internationaler wie bei lokaler Berichterstattung ist man fast immer auf den Vergleich mit der Berichterstattung anderer Zeitungen angewiesen. Da meine Beobachtungen in Berlin, also vornehmlich an West-Berliner Zeitungen angestellt wurden, entfällt die Möglichkeit eines Vergleichs; denn die acht West-Berliner Tageszeitungen sind in ihrer Berichterstattung nahezu identisch.[1] Ich versuche daher, mich auf Verstöße zu beschränken, die sofort evident sind, die an der Tagesordnung sind und nicht etwa Ausnahmen, und die zudem in einer Reihe von Zeitungen beobachtet wurden. Daher die Liste.

Der zitierte Artikel behauptet 1. die Identität von Anklage und Schuld. Ein Angeklagter ist schuldig, weil er angeklagt ist. 2. Der Artikel läßt gegenüber dieser Behauptung ein schlechtes Gewissen erkennen, das sich im Vokabular äußert. 3. Der Artikel versucht, die eigene Meinung als feststehende, allgemeine Meinung zu etablieren. 4. Der Artikel kritisiert die Verfassung der Bundesrepublik Deutschland und das Bundesverfassungsgericht. 5. Der Artikel erklärt sein Verständnis für eine Lynchjustiz.
Versucht man, diese Beobachtungen auf einen Nenner zu bringen, so ergibt sich, daß in diesem Artikel ein gestörtes Verhältnis zur Demokratie und zum Rechtsstaat zum Ausdruck kommt. Die Frage, ob die hier spürbare antidemokratische Haltung bewußt verschlüsselt ist, aus Opportunismus oder aus Feigheit, oder ob sie unbewußt zum Ausdruck kommt, könnte nur durch ein persönliches Gespräch mit dem Artikelschreiber, notfalls durch einen Psychoanalytiker beantwortet werden. Als Nebenresultat halten wir aber fest: den Verdacht, daß wir es mit einem unreflektierten Antidemokraten zu tun haben, einem Menschen, der eine historisch nachweisbare deutsche Neigung in die heutige Zeit herübergerettet oder von vornherein in sich vorgefunden hat – die Neigung, Schwächere zu hassen, weil sie schwächer sind, Minoritäten zu verabscheuen, ob sie nun Zigeuner oder Juden, Fremdarbeiter oder Kommunisten, Vorbestrafte, Gammler oder womöglich – Angeklagte sind.

Deutschen Zeitungslesern wird diese Personenliste bekannt vorkommen. Ältere erinnern sich noch an die Zigeuner und Juden, jüngere lesen täglich von den zuletzt erwähnten Personenkreisen. Vor mir liegt ein Kommentar der rechts-opportunistischen Tageszeitung *Die Welt* vom 22. März 1966, in dem unter der Überschrift »Gastarbeiter« berichtet wird, daß sich die »Stimmen mehren, die davor warnen, (den Gastarbeitern) die Tore zu weit zu öffnen. (Diese Stimmen) weisen auf Gefahren einer Überfremdung hin, die in der Schweiz ... schon zu heftigen Reaktionen der eingesessenen Bürger geführt hat.« »In den Chor der Mahner«, so triumphiert die *Welt*, »reihen sich auch manche Gewerkschaftler ein.« Im Vergleich zu dem Artikel in der *B.Z.* begegnen wir hier überlegener journalistischer Geschicklichkeit. Der Kommentator der *Welt* versteht es besser als sein Berliner Kollege, Meinungen zu verbreiten, ohne sie genau als solche zu identifizieren.

Wie operiert der Schreiber dieser Glosse? Er beschwört ominöse, selbstverständlich anonyme »Stimmen«, die von der Gefahr der »Überfremdung« sprechen. Widerspricht er diesen »Stimmen«? Nein, sondern er führt zwei zusätzliche Quellen an, die diesen »Stimmen« Kredit verschaffen sollen, nämlich erstens die »Schweiz« und zweitens »manche Gewerkschaftler«. Zum Beweis für die Richtigkeit einer solchen Behauptung ein Land anzuführen, für das wegen seiner Größe ganz andere Bedingungen gelten, das andererseits kürzlich einen Ausländer vertrieben hat, weil das Dach seines Hauses einige Zentimeter über das des Nachbarn hinausragte, finde ich eigenartig. Provinziell erscheint mir daran der oft zu beobachtende Bezug auf das Ausland. Auf der gleichen Seite, auf der die Berliner Ausgabe der *Bild*-Zeitung praktisch zu Demonstrationen gegen die angeblich »rote Sylvesterschau« in der Kongreßhalle aufforderte, wurde das geringe Ansehen der deutschen Demokratie im Ausland beklagt. Selten sah man Ursache und Wirkung in dieser unschuldigen Vereinigung durch Umbruch. Der *Tagesspiegel* vom 17. März 1966 brachte eine Agenturmeldung, derzufolge sich ein *CDU*-Abgeordneter bei einer Anfrage im Bundestag über die angeblich radikalen Studenten der Berliner Freien Universität auf einen Bericht des ultrakonservativen Berliner Korrespondenten der konservativen *Neuen Zürcher Zeitung* stützte, der wirklich gräßliche Alpträume hinter sich haben muß: er sagt nämlich voraus, daß »die revolutionär Gesinnten im nächsten Semester 3 000 bis 4 000 Studenten auf die Straße« bringen werden.[2] Das verkehrte Verhältnis zum Ausland drückt sich auch in Formulierungen wie »Das deutsche Weltblatt«, dem Untertitel der *Zeit,* oder in Worten wie »Weltstadt« aus. Die Springersche *Berliner Morgenpost* bemüht sich seit Monaten in einer so bezeichneten Artikelserie um die Klärung der Frage: »Berlin – Weltstadt oder Provinz?« Ein Blick auf den Titel dieser Artikelserie genügt, um die Frage zugunsten der zweiten Alternative zu beantworten. Die Worte »Berlin – Weltstadt oder Provinz?« sind über eine Vignette gesetzt, auf der man einen Landmann sieht, der den Acker pflügt, und zwar direkt vor einem riesigen Wolkenkratzer, der aus tausend Fenstern leuchtet.

Provinzialität, wie man sie hier beobachtet, scheint mir nicht so sehr Weltabgeschlossenheit zu sein, als vielmehr gerade ängstliches Starren nach Außen, Weltsucht. Dann ist die Welt dort, wo man selbst nicht ist. Diese Überlegungen würden vom Thema wegführen, wenn diesem Weltdrang

oder wie man es nennen soll, im Innern nicht diese Unsicherheit gegenüber den eigenen Geschäften entspräche und allem, was hier und jetzt, neben einem, fremd ist. So erscheint ein Ausländer in Deutschland exotisch, wunderbar, wenn er auf der Durchreise ist. Aber ein Ausländer, der eben noch mit der Gloriole der Welt, der großen und weiten, umgeben war, verliert jegliche Attraktion, wenn er sich als Nachbar hier niederläßt. Dies gilt für alle Minoritäten, wie z. B. auch Gammler, die aus dem Stadtbild der großen Städte dieser Welt doch nicht wegzudenken sind, aber besonders in Berlin, einer Stadt mit einer großen aufklärerischen Tradition, verfolgt werden.

Die *Berliner Morgenpost* vom 9. März 1966 berichtet selbst unter der Überschrift »Jugendamt soll gegen Gammler einschreiten«, daß »erboste Passanten« ihren jugendlichen Mitbürgern zugerufen haben: »Alle ins Arbeitshaus.« In dem Bericht findet sich kein Wort des Widerspruchs gegen solche Parolen. Der *Abend* vom 9. März 1966 bezeichnet diese Berliner Bürger, die tatsächlich nur dadurch charakterisierbar sind, daß sie aus Gründen, die niemanden etwas angehen, keine Lust haben, zum Friseur zu gehen, als »verwahrloste Jugendliche«. Der *Tagesspiegel* vom gleichen Tage ist etwas differenzierter. Gammler gehören zur »Internationale der beatniks, sind so ungepflegt wie möglich, arbeitsscheu, leicht reizbar, betont krawallfreudig und allergisch gegen Uniformträger«. Für diese Allergie scheint der *Tagesspiegel*, der eben sein 20jähriges Jubiläum feierte, kein Verständnis zu haben. Er fährt fort: »Das ›Recht auf Versammlungsfreiheit‹, die grundgesetzlich verankerte ›Würde und Unantastbarkeit‹ des Menschen überhaupt führen sie täglich im Munde, wenn sie ihren Mitmenschen so sehr auf die Geschmacksnerven gegangen sind, daß sich die Obrigkeit zum Einschreiten gezwungen sieht.«

Die Beispiele für dergleichen Aufforderungen zur Intoleranz, für mangelnden Respekt vor der Meinung und dem Aussehen des Anderen, sind so grob und vielfältig, daß man sich damit begnügen kann, sie aufzuzählen. Aufschlußreich sind z. B. die Berichte über die vorübergehende Festnahme des Sohnes des Regierenden Bürgermeisters, Lars Brandt. Unter der Überschrift »Brandt-Sohn war wieder mal dabei« berichtet der *Kurier* vom 5. März 1966, daß Lars Brandt als »Rotzjunge« beschimpft wurde, »weil er sich schützend vor die Gammler gestellt hatte«. Die *Morgenpost* gleichen Datums berichtet, daß Passanten »dem Sohn des Regierenden Bürgermeisters wegen seines Eintretens für Toleranz Prügel

angeboten« hätten. Sie und die anderen Berliner Zeitungen finden die Tatsache, daß ein Mitbürger in diesem angeblich demokratischen Land physisch bedroht wird, wenn er für Toleranz eintritt, ganz und gar nicht kommentierwürdig. Der *Abend* vom gleichen Tage überschreibt seine Meldung über diesen Vorfall mitleidig-hochnäsig mit dem Schiller-Zitat: »Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort...« Selbstverständliche demokratische Prinzipien zu vertreten, das charakterisiert der *Abend*, den man als eine freiwillige Springer-Zeitung bezeichnen kann, als Jugendleichtsinn. Die *Morgenpost* vom 10. März 1966 spricht von »Mähnenvagabunden«. *Die Welt* vom gleichen Tage greift tief in die Saiten. Diese »Zusammenrottungen«, schreibt sie, boten »übrigens auch eine Gelegenheit zur Einmischung für kommunistische Provokateure«. Sie verschweigt aber, daß genau zwei Tage vorher die Provokationen der von der West-Berliner Presse angestachelten sogenannten Passanten einem Mann Gelegenheit zu antisemitischen Hetzreden gaben, wie man einer Meldung des *Abend* vom Vortage entnehmen kann.

Die Welt liefert ein erschütterndes Beispiel für den Einfluß der Gammler. Das muß man langsam lesen: »Ein junges Mädchen war mit einem sittsam geflochtenen Zopf erschienen, hatte eine Weile zugesehen und dann löste sich die Jugendliche sichtbar auf – mit einer wilden Mähne wurde sie gegenüber den Polizisten renitent.« Der *BDM*-Sprache dieses Satzes entspricht der Schluß dieses sogenannten »Berichtes« der *Welt:* »Hier nämlich (in umliegenden Restaurants) gibt es gute Anhaltspunkte für die Behörden, die Zellen dieses Unwesens zu erkennen und, sofern sie sich gegenüber der Bevölkerung als schädlich erweisen sollten, auszumerzen.«

Viele der Worte dieses freiwilligen Springer-Schreibers, insbesondere aber das letzte Wort, gehören zweifellos zur Vernichtungssprache der deutschen Konzentrationslager. Was aber noch bedeutsamer ist: dieser Artikel, und mit ihm viele andere, zeigt, daß man es sich zu leicht macht, wenn man sagt, in Deutschland stünde es schlecht um die Demokratie, weil die Deutschen leider eine schlechte Regierung hätten. Der Druck kommt von unten. In hunderten von Leserbriefen und in Artikeln wie dem oben zitierten werden »die Behörden« immer wieder angefleht, »einzuschreiten«. In der *Morgenpost* vom gleichen Tage wurden Leserbriefe veröffentlicht, in denen »Durchgreifen« gefordert wird, und zwar gegen »diese dreckigen Elemente«. Vielleicht das schlimmste Zeugnis hierfür findet sich in der *B.Z.* vom 9. März 1966. Dem nun schon üblichen Gammlerartikel ist ein

Photo beigefügt, auf dem man ganz deutlich erkennt, wie ein Passant einem jungen, sogenannten Gammler einen Fausthieb versetzt. Schonenderweise hat aber die *B.Z.* das Gesicht des aggressiven Passanten durch einen schwarzen Querstrich unkenntlich gemacht. Zu diesem Bild paßt dann vorzüglich die Bildreportage der *Bild*-Zeitung vom 23. März 1966, die die jubelnde Überschrift »Europa-Center: ›Leibwache‹ gegen Gammler« trägt. Es wird gemeldet, daß der Eigentümer des weltstädtischen Europa-Centers sich von einem lokalen Karate-Institut eine »Leibwache« von sechs »eisenharten Könnern« engagiert hat, die »für diesen Zweck speziell geschult« wurden. In dem Artikel findet man folgende Formulierungen aus dem Wörterbuch des Unmenschen: Die Privatpolizisten sollen »unmißverständlich durchgreifen«. Ihr »oberstes Gebot« ist »bedingungsloser Einsatz ihrer Kampf-Techniken«. Ihre Kunst »erlaubt den Einsatz aller Mittel«. Der Wind wird den »Gammlern« »notfalls kräftig durch die Knochen pfeifen«. Der Reportage ist ein Bild beigefügt, auf dem einer der Herren einem andern Herrn an den Haaren den Kopf nach hinten reißt. In ihrer Bildunterschrift preist die Zeitung dies als den »Original-Gammlergriff« an. SS-Humor oder Springer-Humor?
Kann man Beispiele von solcher Primitivität noch kommentieren? Verlangt noch jemand von einem, der zwölf Jahre lang keine deutsche Zeitung mehr gelesen hat, daß er sich zu diesen Beispielen äußert, die willkürlich aus einem dicken Stoß ähnlicher Beispiele herausgegriffen sind? Vor diesem Aufmarsch an Barbarei und Unmenschlichkeit, Terror und Menschenjagd versagt einem die Sprache.
Bliebe zu diesem Thema vielleicht noch nachzutragen die sehr leise, lakonische Meldung des *Abend* vom 11. März 1966, derzufolge ein 16jähriger Lehrling, den man gezwungen hatte, sein Beatle-Haar abzuschneiden, Selbstmord beging. An dem Tag, an dem er sich tötete, gab es in West-Berlin keine Zeitung, in der Mitbürger nicht auf das abscheulichste verunglimpft wurden, weil sie eine Frisur hatten wie er.

Nun könnte man sich sagen, und als Zeitungsleser sagt man sich das auch: Sind es nicht immer die berühmten deutschen »Passanten«, die diese Vorfälle provozieren? Das stimmt. Es sind die Passanten. Aber man könnte diese Passanten auch Zeitungsleser nennen. Man könnte auch fragen, wie die Passanten dazu kommen, sich anders zu benehmen als Passanten in anderen, glücklicheren Ländern. Wie kommt es, daß nur Passanten in

einem bestimmten Land in der Mitte Europas so sind wie sie sind? Ist es angeboren? Hat es etwas mit Klima, Ernährung, Längen- und Breitengraden zu tun? Wieder muß ich sagen, daß ich nicht weiß, warum Passanten hier anders sind als woanders. Aber eines kann ich doch sagen. In den angelsächsischen Ländern, die ich kenne, sind nicht nur die Passanten anders, da sind auch die Zeitungen anders.
Daß in diesem Land mit seiner ungefestigten demokratischen Tradition die Zeitungen eine besondere erzieherische Aufgabe haben, wird niemand abstreiten. Daß die deutschen Zeitungen diese Aufgabe, mit wenigen Ausnahmen, etwa der *Frankfurter Rundschau* und der *Süddeutschen Zeitung*, nicht erfüllen, ist vielleicht weniger deutlich zu bemerken. Die hier summierten Stimmen allein müßten aber auch den gläubigsten deutschen Zeitungslesern zu denken geben. Es ist ja eigenartig, daß keine einzige der zitierten Zeitungen jemals ein Interview mit einem Gammler brachte. Die angegriffenen Minoritäten selbst kommen nicht zu Wort. In der Berliner Presse ist mir kein einziger Versuch zu Gesicht gekommen, sich mit diesen Mitbürgern wirklich auseinanderzusetzen, um womöglich zu erfahren, was das für Menschen sind, wie das in der *Zeit* immerhin geschah. Entweder wurden die Tatsachen nicht geprüft oder das Ergebnis dieser Prüfung wurde verheimlicht. Befremdlich ist an diesem Verfahren nicht zuletzt der Mangel an Neugier – einer Tugend, ohne die man sich guten Journalismus nicht vorstellen kann.

Die beobachteten Tendenzen zeigen sich auch in der Prozeßberichterstattung der deutschen Presse. Die *B.Z.* vom 9. März 1966 berichtet unter der Überschrift »Vom Geständnis ist nicht mehr die Rede« über den ersten Tag eines Mordprozesses. Der Artikel beginnt: »›Meine Geständnisse entsprechen nicht der Wahrheit‹. Das sagte gestern vor dem Moabiter Schwurgericht der 23jährige Mechaniker M. B. Der Staatsanwalt wirft dem ... Angeklagten Mord aus niedrigen Beweggründen vor.« So weit, so gut. Es ist bekannt, daß gegenüber der Polizei zu Protokoll gegebene Geständnisse im Prozeß widerrufen werden können und dann als nicht vorhanden betrachtet werden müssen. Die Kriminalgeschichte kennt eine Fülle von Fällen, wo sich gegenüber der Polizei abgelegte Schuldgeständnisse im nachfolgenden Prozeß als falsch herausstellten. Und selbst wenn ein Angeklagter ein gegenüber der Polizei abgelegtes Schuldgeständnis aufrechterhält, kann er deswegen noch nicht als schuldig bezeichnet wer-

den. Aber lesen wir jetzt weiter, was die *B.Z.* vom ersten Prozeßtag berichtet. Sie fährt fort: »Am ersten September 1964 erwürgte B. auf einem Parkplatz in Wannsee seine 19jährige ehemalige Freundin ...«
Dazu kann man nur sagen: War der Reporter der *B.Z.* bei diesem Mord anwesend? Wie kann er sonst eine These, deren Wahrheitsgehalt das Gericht eben erst feststellen will, als Tatsache hinstellen? Der dreiste Indikativ herrscht. Darin müßte jeder zivilisierte Mensch einen Verstoß gegen die Regeln des Rechtsstaats erkennen. Allerdings habe ich bisher vergeblich in deutschen Zeitungen nach Protesten gegen diesen barbarischen Brauch gesucht. Diese Art von Berichterstattung muß doch die Zeitungsleser in jene terroristischen »Passanten« verwandeln, für deren Gewaltaktionen der eingangs zitierte »Peer« von der *B.Z.* so viel Verständnis hat. Sie muss in ihnen doch die Vorstellung kräftigen, daß, wer angeklagt ist, auch bereits schuldig sei. Denn die bösen, ungedeckten Tatsachenbehauptungen werden ja noch feuilletonistisch garniert. In dem zitierten Artikel heißt es weiter: »Allerdings: es wirkte nicht allzu überzeugend, was dieser selbstgefällig auftretende Angeklagte mit dem verkniffenen Mund und der geschwollenen Redeweise dem Schwurgericht da erzählte.«
Zugegeben: in diesem peinlichen Land, in dem heute noch so über andere geschrieben wird, die sich nicht wehren können, – in diesem Land war es fast nie Sitte, gegenüber Schwächeren, Benachteiligten, Fremden, Armen, Erniedrigten oder Schuldigen großzügig zu sein. *Fairness*, Sympathie für den *underdog*, galten, wie man bereits an den Wörtern erkennt, nie, aber wirklich nie als eine deutsche Nationaleigenschaft. Es gehört Mut dazu, dies zu sagen, weil es ein Gemeinplatz ist. Der Erklärungen dafür sind viele; meist erklären sie wenig. Hier, am vorliegenden Fall, ließe sich aber vielleicht ein Grund dafür ablesen, daß es nicht anders werden will. Denn die oben zitierte Art der Charakterisierung eines noch nicht schuldigen oder von mir aus ruhig sogar schon schuldig gesprochenen, von mir aus sogar wirklich abstoßend häßlichen Mitbürgers in einer Zeitung empfinde ich als unmenschlich.
Der Bericht des *Abend* gleichen Datums über den gleichen Fall beginnt mit den Worten: »Geständnisse zu widerrufen, ist seit langem eine gern geübte Methode von Angeklagten in Schwurgerichtsprozessen.« Die *Welt* steht, wie üblich, nicht hintan. Auch sie berichtet am gleichen Tage über den gleichen Prozeß. Auch hier wird der Inhalt der Anklage im Indikativ wiedergegeben. Der Reporter der *Welt* hat dem Angeklagten offenbar

noch lange nach der Tat stille Gesellschaft geleistet: »Abends, kurz vor 23 Uhr, fiel B. über sie her, und erwürgte sie. Dann verknotete er ein Handtuch um den Hals des Mädchens, warf die Leiche in eine Kiefernschonung und fuhr ohne Licht davon.«

Sehr oft belehrt die deutsche Presse schon lange vor einem Prozeß, nämlich gleich nach der Verhaftung eines Mitbürgers, Richter und potentielle Geschworene über die wahren Tatbestände. Der *Abend* vom 16. März 1966 berichtet von der Festnahme eines Kellners. Die Anklagepunkte erscheinen im Indikativ. Ebenso in *Bild* vom 23. März 1966. Von einem Mitbürger, der sich am Vortage bei der Kriminalpolizei gemeldet hatte, weil er, wie er gesagt haben soll, gehört habe, daß man ihn suche, und der daraufhin festgenommen wurde, – von diesem Mitbürger berichtet *Bild:* »Der gelernte Monteur stand erst am Anfang seiner Betrügerkarriere... Mit dem weltmännischen Gehabe des Weitgereisten gab er sich Zechkumpanen als Diplomingenieur aus... So hat er bereits drei seiner Opfer um 1700 Mark geprellt.« Nicht nur wird hier, wie üblich, Anklage und Schuld identifiziert. Mit dem Satz »er stand erst am Anfang seiner Betrügerkarriere« wird zudem von dem gottähnlichen *Bild-Skribenten* gleich über die Zukunft des Mannes entschieden. Da der Springerling Vorstrafen nicht melden kann, werden diese fehlenden Vorstrafen geschwind in die Zukunft verlegt. Damit hat der Verfasser, der übrigens Hans J. Nicolai heißt, über das Leben eines anderen Menschen im voraus und öffentlich entschieden. 3

Die Entdeckung, daß einer ihrer Mitbürger vorbestraft ist, scheint viele deutsche Journalisten besonders zu erfreuen. Ein Beispiel soll genügen. Am 21. März 1966 berichtete die *B.Z.*, eine 50jährige Krankenschwester habe in der Öffentlichkeit »schwere Vorwürfe gegen einen beamteten Arzt in Wilmersdorf und gegen ein von ihm geleitetes Altersheim erhoben«. Der Arzt erstattete daraufhin Anzeige wegen Verleumdung gegen die Krankenschwester. Wir haben also eine anklagende, alte Krankenschwester auf der einen Seite und einen anklagenden, »beamteten« Arzt auf der anderen Seite. Auf wessen Seite schlägt sich nun die *B.Z.?* Sie sollte selbstverständlich vor Klärung des Falles für keine beider Seiten Stellung nehmen. Was sie tut, zeigt uns die Überschrift. Sie zeigt uns auch, warum sie es tut: »Kronzeugin mit Vergangenheit. Ehemalige Zuchthäuslerin erhebt schwere Vorwürfe gegen Altersheimleitung«. Der nun folgende Artikel verrät uns mit keinem Wort den Grund der Vorwürfe

der Krankenschwester, sondern er befaßt sich hauptsächlich mit der sogenannten Vergangenheit der sogenannten Ex-Zuchthäuslerin. Dabei kommt es zu dem Satz: »Verständlich, daß die Vorwürfe dieser Frau gegen den Arzt... heute von der Kripo mit allen Vorbehalten aufgenommen werden.« Hierzu kann man nichts mehr sagen. Das ist Journalismus als Menschenjagd. Man fragt sich, was dabei herauskäme, wenn man mit der gleichen Strenge die »Vergangenheit« aller älteren Mitarbeiter des Hauses Springer durchforschen würde.

Nun könnte man fragen: Warum *Bild, Z.B., Welt, Abend, Tagesspiegel* oder *Kurier?* Nimmt überhaupt jemand diese Zeitungen ernst? Und läßt sich auf dem wichtigeren Felde der Politik nicht mehr und Bedeutenderes gegen sie einwenden? Dazu ein Zitat aus der *Welt* vom 22. März 1966, wo ein Herr Allemann schreibt, »daß die Demokratie für die Deutschen in der Bundesrepublik zur Selbstverständlichkeit geworden ist«. Der dies schreibt, glaubt es wirklich, und er glaubt es mit allen seinen Kollegen von den andern, zitierten Zeitungen, in denen täglich in Leitartikeln oder Kommentaren Bekenntnisse zur Demokratie abgelegt werden. Aber was nützen uns allgemeine Bekenntnisse, wenn im Innern der Blätter, auf den Lokalseiten, die wir beobachtet haben, wenn also dort, wo Demokratie beginnt und sich bewähren muß, nämlich im allerengsten, eigenen Umkreis, die einfachsten demokratischen Grundregeln verletzt werden? Was nützen uns Leitartikel über Toleranz, wenn gegen Minoritäten gehetzt wird?
Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die Berichterstattung der genannten Blätter über den relativen Wahlerfolg der *NPD* in Bayern. In einem »Gespräch« der *B.Z.* vom 24. März 1966 mit dem Vorsitzenden der bayerischen *NPD*, Franz Florian Winter, findet man fast alle jene Techniken wieder, die wir eben bei der Behandlung anderer Minoritäten beobachtet haben. Der West-Berliner *Telegraf* vom 22. Mai 1966 berichtet von »erregten Debatten empörter Berliner« mit Angehörigen der NPD, die am Europa-Center für ihre Partei warben. Was passierte? »Die Proteste der Berliner steigerten sich schließlich zu Tätlichkeiten.«
Dabei wird mir nicht wohl. Im Gegenteil, es ängstigt mich sehr. Denn bin ich nicht durch meine Lektüre zu dem Schluß gezwungen, daß auch dieser physische Terror und die tendenziöse Berichterstattung über die *NPD* den gleichen, unklaren und unreflektierten Motiven entspringt wie die

über Gammler oder Angeklagte, Gastarbeiter oder Kommunisten? Es hat sich nun offenbar herumgesprochen, daß der deutsche Faschismus überhaupt nichts Feines ist oder war. Das ist nun, mit Waffengewalt, demonstriert worden. Angesichts solcher jedermann verständlichen Argumente schrumpft nun die Zahl derjenigen, die noch den Mut haben, Nazis zu sein. Damit haben wir eine neue Minorität. Also auf zur »Tätlichkeit«.
Mit anderen Worten: Herr Allemann hat womöglich Recht. Die Demokratie ist für die Deutschen zur Selbstverständlichkeit geworden. Aber nicht, weil sie sie verstanden haben oder praktizieren, sondern weil sie unwiderleglich über sie gesiegt hat, weil sie rundum mächtig ist. Für Macht hat man Verständnis. Daß dieser Vorgang in deutschen Redaktionsstuben reflektiert wird, bezweifle ich stark. Mir scheint, wir haben es hier mit einem Opportunismus zu tun, der von sich selbst nichts weiß. Die Gefahr, dies ist mein Eindruck als Zeitungsleser, ist hierzulande nicht das Erwachen eines neuen Faschismus. Der ist nicht Mode, und auf Mode gibt man in Deutschland sehr viel. Die Gefahr ist, das erwiesen auch die Wahlerfolge der *NPD*, die Festigung der gegenwärtigen Verhältnisse, die tägliches, anonymes, undemokratisches Verhalten zunehmend fördern, ohne daß diese Tatsache hinreichend reflektiert wird.
Als letztes Beispiel für diese Vermutung sei noch einmal der eingangs erwähnte »Peer« der Berliner *B.Z.* zitiert. Am 4. März 1966 berichtet er über einen eben anlaufenden Prozeß gegen einen Berliner Gastwirt. Dieser »hat Polizeibeamte beleidigt. Mit Schimpfworten, die hier nicht wiedergegeben werden sollen. Der Mann hat den gesetzlichen Tatbestand der Beleidigung eindeutig erfüllt. Davon beißt die Maus keinen Faden ab«. Soweit nichts Neues. In den folgenden Absätzen geschieht aber etwas Neues. »Peer« setzt sich nämlich für den angeklagten Gastwirt ein. Er nimmt ihn in Schutz. Er plädiert für »rein menschliches Verständnis«. Wir erkennen unsern »Peer« nicht wieder. Ist es noch der gleiche »Peer«, der zwei Monate vorher ganz prinzipiell Menschen schuldig sprach, die eben erst angeklagt waren? Was ist geschehen?
Die Antwort finden wir drei Absätze weiter unten. Der interessante Absatz beginnt: »Der Beleidiger ist Jude. Er hat in der Nazizeit Furchtbares erlebt. Er gehört zu jenen, die durch Hitlers uniformierte Schergen verfolgt wurden. Seine Familie wurde ausgerottet.«
Ist es wirklich ein Zufall, daß in dieser Zeitung ein Angehöriger einer Minorität in Schutz genommen wird, von der sich inzwischen herausge-

stellt hat, daß sie zu Unrecht gejagt wurde? Kann man sich da freuen, wenn es sich erweist, daß deutsche Journalisten wenigstens bei einer einzigen Minderheit eine Ausnahme machen? Kann es sein, daß es sich bei ihnen allmählich herumgesprochen hat, daß Juden Menschen sind? Warum werden dann Angehörige anderer Minoritäten nicht in Schutz genommen? Warum nur Juden? Schlechtes Gewissen oder unreflektierter Opportunismus?

Die fremden Truppen, die dieses Land Gott sei Dank besiegt haben, haben für die Einrichtung demokratischer Institutionen gesorgt. Diese Institutionen sind nun da, und sie funktionieren einigermaßen. Aber sie brauchen Menschen, die sie tragen. Die Freiheit, die krank ist, kann nur durch die Freiheit kuriert werden.

Anmerkungen

1 Dies gilt auch für die Tendenz, in der Überschrift einen sekundären, winzigen Bestandteil einer Meldung ungebührlich hervorzuheben, wie im *Tagesspiegel* vom 13. 4. 1966: »Viele Gastarbeiter bei den Ostermärschen«, und vom 21. 5. 1966: »Vietcong unterstützen Rebellion in Da Nang« (Hauptschlagzeile der ersten Seite). – Weitere Aufsätze zur Berliner Zeitungssituation: Vgl. Reimar Lenz, »Foltern für die Freie Welt, Der Vietnam-Krieg im Spiegel der deutschen Presse«, *konkret*, April 1966; Otto Köhler, »Berlin – Hauptstadt ohne Presse«, *pardon*, April 1966; Reinhard Lettau, »Satellitenmentalität«, *Merkur*, März 1966.

2 Vgl. hierzu das Interview mit Prof. Sontheimer, *Spiegel* vom 16. 5. 1966. – Zur Technik der Argumentation mit anonymen »Stimmen« vgl. *Neue Zürcher Zeitung:* »Es gibt *manche* Stimmen, die Ky in Schutz nehmen, und *nicht wenige*, die dem südvietnamesischen Ministerpräsidenten anraten, die rebellischen Städte mit Gewalt niederzuzwingen und solange mit Kriegsrecht zu herrschen, bis Vernunft, *gegenseitige* Toleranz und Achtung wieder eingekehrt sind.« (Zitiert nach der *Welt*, 21. 5. 1966. Hervorhebungen von mir.) Es ist kein Wunder, daß die *Neue Zürcher Zeitung* als die beste Zeitung Deutschlands gilt.

3 In diesen Zusammenhang gehört eine Meldung der *Frankfurter Rundschau* vom 21. 5. 1966, derzufolge ein noch heute gültiges Bayerisches Gesetz vorbestraften Mitbürgern bei Landtagswahlen das Stimmrecht auf Lebenszeit aberkennt.

Dossier 1:
Ein Wirtschaftstag der CDU

Vorbemerkung

Am 8. und 9. Juli 1965 fand in Düsseldorf ein Wirtschaftstag der CDU/CSU statt. Aufsehen erregte er nur dank Bundeskanzler Erhard, welcher dort, mehrmals von starkem Beifall unterbrochen, seine mittlerweile geflügelten Worte über Banausen, Nichtskönner und Pinscher in die Welt setzte. Wie gut der Boden vorbereitet war, auf dem diese und weit üblere, nur weniger bündig formulierte Bemerkungen sprießen konnten, zeigt das Studium der stattlichen Protokolle der Tagung, rund 450 gut bedruckte Seiten im DIN-A-4-Format, herausgegeben vom Wirtschaftsrat der CDU. Die Protokolle geben zwei Plenarsitzungen, sechs Arbeitskreise und einen Herrenabend wieder, allerdings nicht immer im Wortlaut. So mußten die Worte des Bundeskanzlers erst nach den wichtigsten Regeln der deutschen Grammatik geordnet werden, wobei auch allzu extreme Formulierungen gestrichen oder eingeebnet werden konnten, bis sie eine immerhin druckbare und doch kaum weniger kuriose Lesart ergaben.

Aus der Absicht, das Klima solch einer Tagung bekannter zu machen, entstand eine Sammlung exemplarischer Sätze, sämtlich im Wortlaut der offiziellen Protokolle. Da diese Sätze, zusammengenommen, die Kriterien des bundesdeutschen politischen Schauspiels ordentlich und durchschnittlich erfüllen und sich zu Szenen ordnen lassen, darf das Ganze als Stück gelesen und vor zeitgenössischen Kulissen und zeitgenössischem Publikum inszeniert gedacht werden. Die falschen Verse wurden aus diesem Grunde und zur Erleichterung des Lesers gesetzt; außerdem regen sie zur Parodie auf eine aktuelle Form des Dramas an.

Der hier als Beispiel vorgestellte Abschnitt bringt Auszüge aus dem Arbeitskreis VI, »Der Unternehmer in Wirtschaft und Gesellschaft«. Es sprachen vierundzwanzig Redner an einem langen Nachmittag. Die hier verbliebenen Zitate sind nur ein Extrakt. Sie sind, objektiv gesehen, eine

denkbar ungerechte Auswahl, die Auswahl eines Belletristen. Ihr Prinzip war die Häufigkeit der nationalen Topoi.

Viele Sätze wurden, wenn es nicht anders möglich war, aus dem Zusammenhang gerissen. Das schien allerdings legitim bei einem bösartigen Unterfangen wie diesem, das sich nicht um die Zusammenhänge kümmert und auch keinesfalls diese Zusammenhänge zur Diskussion stellen will. Der oft gehörte Einwand, irgendwelche Zitate seien aus einem Zusammenhang gerissen, trifft ohnehin nicht; der Vorwurf falscher Wiedergabe, der da gemeint sein soll, ist erst bei entstellten Gedanken berechtigt, nicht bei bloßen Sätzen und Wörtern. – Über die Zusammenhänge also mag sich, wer will, beim Wirtschaftsrat der CDU e.V., 53 Bonn, Ölbergstraße 13, informieren.

Es wurde allerdings versucht, so weit wie möglich redlich zu bleiben. Die Sätze stehen in der Reihenfolge wie in den offiziellen Protokollen. Montiert wurde nichts. Einzelne Sätze wurden gekürzt. Demonstrativpronomina mußten bisweilen durch bestimmte Artikel ersetzt werden. Verweisadverbien zu streichen verlangte die Grammatik da und dort. Nichts wurde frei hinzugefügt. Übrigens darf man sich darauf verlassen, daß gerade die Stellen, die uns besonders toll und also bösartig entstellt vorkommen (etwa: »Wir sind bei der CDU. Ein Herz muß leben.«), durchweg originalgetreu im Düsseldorfer Zusammenhang wiedergegeben sind.

Da diese Polemik fair sein will, ist der Hinweis nötig, die als übel vermerkten Stellen seien der CDU oder der CSU nicht unverkürzt anzukreiden. Die Parteien und die Wirtschaftler als Gastgeber sind nicht direkt für das haftbar zu machen, was zum Beispiel ein Herr Klingsporn aus Neckarbischofsheim in Düsseldorf zum Besten gab, nicht einmal darf das, was geladene Referenten sagten, wie zum Beispiel Konsul Albrecht Pickert aus Düsseldorf, als offizielle Meinung der betreffenden Parteien interpretiert werden, obwohl sie die Referate z. T. vorher kannten. Hier wird jeder Sprecher nur für seine eigenen Worte verantwortlich gemacht. Die übrigen Damen und Herren – und die Veranstalter doppelt und dreifach – müssen sich allerdings den Vorwurf gefallen lassen, die Sätze, die nüchternen Betrachtern das Gruseln oder den Spott lehren, mit ihrem Schweigen quittiert und allgemein gemacht, mit ihrem Beifall unterstrichen zu haben. Sich wenigstens vom auffälligsten Unsinn zu distanzieren, war dort niemand Manns genug. Die Parteifreunde nahmen, so scheint es, diesen Unsinn, als Bodensatz ihrer Politik, gern inkauf. *F. C. Delius*

Wir brauchen mehr Unternehmer

Johann Philipp Freiherr v. Bethmann, pers. haft. Gesellschafter des Bankhauses Gebr. Bethmann, Frankfurt/Main, Vorsitzer des Arbeitskreises VI

V. BETHMANN
Ich nehme an, Sie sind hierhergekommen, um zu erfahren,
wie eine große Partei über Funktion und Bedeutung,
aber auch über das Verhalten der Unternehmer denkt.
Sie sind als Zuschauer gekommen, um zu sehen, wie
sich Unternehmer selbst und als politisch interessierte Menschen
einschätzen und in der gemeinsamen Sorge darüber,
daß unsere politische Atmosphäre immer wieder von
Vorurteilen und Voreingenommenheit vergiftet wird.

Dr. Dr. Ernst Schneider, Lingner-Werke GmbH, Düsseldorf, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages

SCHNEIDER
Herr Vorsitzer! Meine sehr verehrten Damen und Herren!
Das Motiv meiner heutigen Überlegungen ist die große Sorge,
die mich als Unternehmer befällt, wenn ich sehe,
daß gewisse Tendenzen unserer heutigen
Gesellschaftspolitik immer stärker werden.
Über diese Tendenzen brauche ich
in diesem Kreise nichts weiter auszuführen.
Ich meine, wir müssen der Öffentlichkeit zunächst
eines klarmachen:
den Unternehmer gibt es nicht.
Die Unternehmerschaft als Ganzes bildet
keineswegs eine geschlossene soziale Gruppe.

Sie bildet keine soziale Klasse.
Unternehmer ist gewiß der oberste Chef
eines großen Unternehmens und ebenso der Inhaber
eines kleinen oder mittleren Industriebetriebes.
Aber Unternehmer ist ebenso ein Einzelhandelskaufmann,
der selbst hinter der Theke steht und bei dem
das Risiko abends je nach dem Kassensturz an die Tür klopft. –
Die Gesellschaft, in der wir leben,
ist von den Unternehmern geprägt worden.
Die einzelne unternehmerische Leistung wird oft
vom Gesamtprozeß verschluckt und quasi anonym gemacht.
Wir brauchen mehr Unternehmer.
Das unternehmerische Element in unserer Gesellschaft
muß verstärkt, es darf nicht geschwächt werden.
Unternehmerische Verbände und die Unternehmer als einzelne selbst
müssen diese Aufgabe des Unternehmertums
offensiver als bisher in die Öffentlichkeit tragen.
Gewiß, wir müssen mehr als bisher darum besorgt sein,
daß Persönlichkeiten aus dem unternehmerischen Bereich
im politischen Leben tätig sind.
Aber auch das genügt nicht.
Die innere Politik insgesamt muß sich
in viel höherem Maße ihrer Verantwortung
gegenüber der unternehmerischen Wirtschaft bewußt werden.

V. BETHMANN
Herr Dr. Schneider, Sie haben nicht aus einer
egoistischen, enghorizontigen Sicht gesprochen,
sondern aus Sorge um das Ganze.
Beifall

Dr.-Ing. E.h. Alfred Fr. Flender, Inhaber der Firma A. Friedr. Flender & Co, Bocholt, Stellvertretender Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Selbständiger Unternehmer

FLENDER
Der selbständige Unternehmer jeglicher Größenordnung,

ja schlechthin jeder Selbständige hat –
das ist seine Würde und Bürde –
seit eh und je für sich selbst gestanden und einstehen müssen.
Die Selbständigen sind – das kann ich nicht oft genug
wiederholen – die eigentlichen Garanten für die Freiheit
unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung.
Wenn heute die Gewerkschaften die Ausweitung der
Mitbestimmung in den Betrieben fordern, so müssen wir
Selbständigen mit aller Deutlichkeit sagen,
daß eine Mitbestimmung für die Betriebe der Selbständigen
von der Sache her eindeutig abgelehnt werden muß.
Beifall und Bravorufe

Albrecht Pickert, Konsul, Düsseldorf

PICKERT
Herr Vorsitzender, meine sehr verehrten Damen und Herren!
Die negative Einstellung einer um die Macht
kämpfenden intellektuellen Schicht –
nicht nur bei uns hier in Deutschland –
beruht auf einer sich verführerisch gebenden Gesinnungsethik.
Doch ist diese Gesinnung,
die zum Teil in der Tradition des Humanismus,
zum Teil des Materialismus bzw. Marxismus wurzelt,
in keiner Weise durch die Verpflichtung zur Verantwortung
gebändigt oder gelenkt.
Der Intellektuelle kommt vom Rationalen her,
die Sphäre der Wirtschaft ist
in hohem Maße irrational.
Das Unwägbare, das nicht zu Berechnende
bestimmt die Beziehungen zwischen den Menschen.
Der Herrschaft der Intellektuellen,
ihrer häufig unheilvollen Herrschaft,
kann nur begegnet werden, wenn wir
in unserer modernen Welt wieder die Kraft zum Ideal aufbringen.
Die erschreckende Fehlbeurteilung junger evangelischer Pfarrer,
welche die Fabrik als furchtbare, bedrückende Welt hinstellten,

hat letzten Endes ihre Ursache in einem rationalen Akt,
weniger in ethisch-religiöser Verpflichtung.
Die große Erziehungsaufgabe, die dem Unternehmer
in seinem Betrieb gestellt wird, kann nur gelöst werden,
wenn es ihm gelingt, eine Basis wirklichen Vertrauens herzustellen.
Auch hier gilt es wieder, das Irrationale dem Rationalen,
dem dialektisch oft Überlegenen, gegenüber durchzusetzen.
Die Unübersichtlichkeit unserer pluralistischen Gesellschaft
droht manchmal klare, einfache
Entscheidungsbereitschaft zu untergraben.
Aus dieser Unübersichtlichkeit erwächst fast notwendig
der Mangel an einer asketischen Grundhaltung des Unternehmers,
die unserer christlichen Kultur und damit unserer
gesamten geistigen Tradition zugrunde gelegen hat
und noch heute zugrunde liegt.
Wir müssen das erkennen, und wir müssen es anerkennen.
So liegt auf uns die Verantwortung für eine Neubildung der
Sozialsprache, d. h. der Sprache von Mensch zu Mensch,
um die wir Unternehmer uns
im vollen Bewußtsein unseres eigenen Wertes
täglich und mit echter Passion bemühen müssen.
Starker Beifall

Anton Kaiser, Inhaber der Fa. Gebr. Kaiser und Kellermann, Welschen Ennest

KAISER
Es ist eine Tatsache, daß ein Teil der Unternehmer
durch die Entwicklung im »Dritten Reich«, wo
wir alle
keine Absatzsorgen hatten,
durch die Entwicklung nach dem »Dritten Reich«, wo der Job
weiterging, und auch aus den anschließenden Zeiten,
die uns keine Absatzsorgen brachten,
vielleicht derartig verwöhnt ist
und sie ihren Betrieb mehr oder weniger als Job betrachten,
daß dadurch zum Teil eine Verzerrung des Unternehmerbildes vorliegt.

Prof. Dr. Elisabeth Noelle-Neumann, Institut für Demoskopie, Allensbach

NOELLE-NEUMANN
In den letzten 15 Jahren ist nichts in Deutschland
geschehen, um das marxistische Bild des Unternehmers
als Ausbeuter nennenswert abzutragen.
Es sah einmal eine Zeit lang so aus, als baue sich dieses Bild ab,
aber die neuen Umfragen zeigen im Gegenteil eine Rekonstruktion
des marxistischen Unternehmerbildes, der Leistung ohne Arbeit.
Das negative Unternehmerbild wird Sie, glaube ich, überraschen.
An der Spitze steht nervös.
Zurufe: Bitte?
NOELLE-NEUMANN
Nervös!
Unruhe
Also nicht, wie Sie vielleicht denken könnten, egoistisch, brutal,
rücksichtslos, sondern eine Eigenschaft, die Sie gleich aus anderen
Eigenschaften heraus besser verstehen werden.
Auf dem zweiten Platz steht – vielleicht für Sie mindestens
ebenso verblüffend –: »Sie haben in der Politik überall ihre Hand drin.«
Wer näher hineinschaut und weiß,
wie schwer es einem Unternehmer fällt,
ein Bundestagsmandat zu erhalten, der wird sich sicher
über diese Vorstellung der Bevölkerung etwas wundern.
Auf dem dritten Platz heißt es: »Die meisten sind Millionäre!«
Lachen
Die unbekannte unternehmerische Wirklichkeit ist die,
daß das Unternehmen überhaupt nur gedeihen kann,
wenn es einen oder mehrere Menschen hat,
die sich selber für das Gedeihen zurückstellen.
Das ist die Voraussetzung für das Gedeihen des Unternehmens.

Rudolf Schlenker, Vorsitzer der Geschäftsleitung der Firma H. F. & Ph. F. Reemtsma, Hamburg

SCHLENKER
Ein fast mystisches Ansehen genießt nur der Besitz an
Grund und Boden zum Zwecke landwirtschaftlicher Produktion.
Besitz an Geld, Wertpapieren, Produktionsanlagen
hat fast traditionell einen Beigeschmack. –
Die Unternehmer selbst haben wenig unternommen,
um mit ihrer Tätigkeit stärker
in den Erkenntnisraum ihrer Betrachter zu treten.

Dr. Lily Joens, Inhaberin der Firma W. H. Joens & Co, GmbH, Düsseldorf, Präsidentin der Vereinigung von Unternehmerinnen

JOENS
In keiner anderen Industrienation der freien Welt wird die
Auseinandersetzung über die Unternehmerwirtschaft und mit den
Unternehmern in so gehässiger Weise geführt wie gerade bei uns.
Zuruf: Sehr richtig!
JOENS
Ein moderner Industriestaat, der eine gesunde,
dynamische Wirtschaftsentwicklung zum Ziel hat,
ist schlecht beraten, wenn er die spezifisch unternehmerischen
Initiativen und verantwortungsbewußten Kräfte
unterdrückt und stranguliert und in Ketten legt.
Ihre Mitwirkung ist nötig, wenn wir zu einer harmonischen,
ausgeglichenen formierten Gesellschaft kommen wollen.
Anhaltender Beifall

Wilhelm Lorch, Verleger, Bad Homburg v. d. H.

LORCH
Es ist heute außerordentlich schwierig,
in einer mit Werbe- und public-relations-Aktionen,
mit Gemeinschaftsaktionen aller Art angefüllten Zeit
neue Gedanken und neue Bilder durchzusetzen.

Es ist nicht so zu machen,
daß wir einen neuen public-relations-Auftrag geben.
Dazu ist das Problem zu komplex,
dazu ist die Generation zu kritisch,
die jetzt mit uns geht,
eine Generation, die in rund 30 oder 40 Jahren
dreimal ihre Leitbilder verloren hat:
1918, 1933 – das vergessen wir gelegentlich,
wo auch ein großer Teil der Werte hinweggewischt
und diese neu angekündigt und gesetzt wurden – und 1945.
Diese Generation ist kritisch.
Sie glaubt sehr schwer.
Sie muß zum Teil rational überzeugt werden.
Meine sehr verehrten Damen und Herren,
ich bin Verleger, ich bekenne mich dazu ja zu sagen
auch zu den Massenmedien dieser Zeit!
Stehen Sie zu den Massenmedien,
den Zeitungen mit Millionenauflage –
ich will keine Schleichwerbung machen –,
zu dem ungeheuren Phänomen Fernsehen,
das wir alle noch gar nicht in seiner Wirkung ganz begriffen haben,
stehen Sie dazu im einzelnen, wie Sie wollen;
aber wissen Sie bitte alle,
daß diese Medien von einem ungeheuren Einfluß sind und daß,
wer heute im öffentlichen Bewußtsein erscheinen und Einfluß haben will,
sich dieser Medien bedienen muß.
Ich kann Ihnen aus meiner Erfahrung sagen,
es liegt an uns, auch über diese Medien
gute und richtige und echte Erkenntnisse zu verbreiten.
Die Presse ist nicht böswillig.
Was sie will, ist gutes Material.
Entwickeln wir Menschen, die das Material liefern.
Damit fängt es an.
Entwickeln wir Menschen, helfen wir Menschen weiter,
uns so zu sehen, wie wir sind.
Beifall

V. BETHMANN
Vielen Dank, Herr Lorch, für diesen wirklich wesentlichen Beitrag.

Paul Meyer, Vorsitzender des Vorstandes der A. Hagedorn & Co. AG, Düsseldorf

MEYER
Was ist überhaupt ein Unternehmer?
Ein Unternehmer geht quer durch die Bevölkerung.
Es wurde vorhin schon erwähnt:
der Schausteller ist Unternehmer,
jeder Handwerker ist Unternehmer,
es ist in meiner Position
der Leiter einer Aktiengesellschaft Unternehmer.
Deshalb muß natürlich auch das Unternehmertum
in der reinen Bildungsweite,
in der Vermögensweite,
in der Erziehungsweite
und was damit alles zusammenhängt,
sehr differenziert sein.
Alles, was ein Unternehmer tut,
ist eigene Initiative, ist Tätigkeit.
Man kann also bei der Vielseitigkeit des Unternehmertums
nicht von dem Unternehmer sprechen.
Ich wehre mich ganz entschieden
gegen jede Verallgemeinerung, Vergröberung.
Ja, ich will nicht einfach sagen:
der Unternehmer, der Verkäufer, der usw. usw.
Das ist in den letzten Jahren in der Presse so eingerissen –
dafür wird der Verleger sorgen –,
daß man nur schaudern kann,
wenn es immer heißt der Unternehmer.
Was ist ein Unternehmer und was tut ein Unternehmer?
Ich darf ein Bild gebrauchen.
Ich vergleiche einen Unternehmer mit einem Katalysator.
Der Unternehmer hat einen Stoff, hat oder sucht Kapital
und hat Arbeitskraft zur Verfügung;

aus diesem Stoff, aus der Arbeit und aus dem Kapital,
macht er etwas.
Aber dieses Machen ist die Idee,
das ist der Geist,
ist die Funktion des Katalysators.
Dieses Bild ist zwar sehr vielen von Ihnen nicht gebräuchlich.
Aber ich glaube, ich habe mich verständlich gemacht.
Die Funktion eines Katalysators ist dasselbe wie
die Funktion eines Unternehmers,
der Geist, die Initiative, die Idee,
die uns auf die Beine bringt.
So ist die Produktion des Unternehmers Geist.

V. BETHMANN
Herr Meyer, darf ich an die Zeit erinnern.

MEYER
Zwei Minuten noch, dann bin ich fertig.
Entschuldigung, danke sehr.
Heiterkeit
Ich muß also einige Notizen weglassen.
Vereinzelter Beifall
Die Unternehmerfunktion ist die Funktion desjenigen,
der eine Wirtschaft treibt.
Wir leben in einem Organismus,
in einer Wirtschaft, die einen Organismus darstellt.
Die Funktion des Organismus ist die Unternehmerfunktion,
die sichert, daß der Organismus auch reibungslos läuft.
Ich hoffe, einen kleinen Beitrag
zum Bild des Unternehmers geleistet zu haben.
Beifall

Hans-Otto Matthey, Wuppertal

MATTHEY
Hier möchte ich – heute wohl überhaupt zum erstenmal –
das Wort CDU aussprechen.

Das habe ich heute nachmittag hier noch nie gehört.
Ich bin der Ansicht, eine staatstragende Partei wie die CDU
sollte es nicht zulassen, daß eine Verzerrung des Unternehmerbildes
in diesem Massenmedium Fernsehen so vorgetragen wird,
oder wenn schon, dann den Unternehmern
Gelegenheit gegeben wird, das objektiv zu korrigieren.
Beifall und Lachen

V. BETHMANN
Jetzt hat sich Herr Klingsporn gemeldet.

Kurt Klingsporn, Inhaber der Fa. Kristall-Verarbeitung Neckarbischofsheim, Neckarbischofsheim

KLINGSPORN
Jeder Betrieb muß leben,
und leben kann nur ein Organismus und keine Organisation.
Es ist nicht wahr,
daß der Unternehmer der Kopf des Unternehmens ist,
sondern er ist das Herz des Unternehmens.
Wenn das Herz nicht da ist,
kann das Unternehmen nicht weitergehen.
Es kann noch einige Zeit vegetieren,
dann geht es zugrunde.
Das ist der Unterschied.
Hier kommt noch etwas,
was nur aus der christlichen Sicht gesehen werden kann.
Wir sind bei der CDU.
Ein Herz muß leben.
Wer die Aufgabe als Unternehmer,
die ihm gestellt ist, nicht liebt
und wer seine Mitarbeiter nicht liebt
und wer seinen Betrieb nicht liebt,
der wird nicht zu den Leistungen kommen,
die vollbracht worden sind.
Die Leistungen des Aufbaus sind

mit dem Herzblut der Unternehmer
gemacht worden und nicht mit dem Verstand.
Hier ganz neue Wege aufzuweisen,
daß auch der Unternehmer als Mensch –
er will gar keinen Ruhm –
anerkannt und gewürdigt wird
und nicht als vitaler Ausbeuter,
das wäre ein kleiner Trost für die vielen Opfer,
die der Unternehmer bringen muß.
Unsere Betriebe und auch der meine
sind nicht nur mit Fleiß und Schweiß aufgebaut.
Sie sind mit Blut und Tränen erstellt.
Das soll man auch einmal öffentlich sagen.
Solange es gut geht, sind sie alle da.
Sobald die leiseste Krise kommt, ist niemand mehr da,
der für uns ein Wort einlegt.
Während die Arbeiterschaft wie Pech und Schwefel zusammenhält
und trotz aller anderen Dinge immer wieder zusammenfindet,
geht leider der Unternehmer meistens einen einsamen Weg
und bringt nicht den Mut und die Kraft
zur nachbarschaftlichen Händereichung auf
und zum gemeinsamen Handeln.
Wenn uns nicht – das möchte ich
zum Schluß noch einmal sagen – die Kraft zuströmt,
die aus dem Wort der Schrift
»und hätte der Liebe nicht« zu erkennen ist,
dann werden sehr ernste Gefahren kommen.
All diese Manipulationen am Rande des Problems helfen nicht.
Hier hilft nur das Wort von Mensch zu Mensch
und die Bindung in einer christlichen Liebe.
Lebhafter Beifall

V. BETHMANN
Vielen Dank, Herr Klingsporn, für diesen Beitrag, der, wie ich meine,
eine ganz wesentliche Ergänzung zu unseren Überlegungen darstellt.

K. SCHMID
Wir haben in Stuttgart in diesen Tagen einen Vortrag
über Neid in der Wirtschaft gehabt.
Da wurde in der Diskussion herausgestellt, daß ein gerader Weg
von der Demagogie der Hexenverbrennung
zu der Demagogie der Judenvernichtungen und
zu der Demagogie der Verzerrung des Unternehmerbildes führt.
Unruhe
Es ist sehr stark und im ersten Augenblick nicht verständlich.
Aber es ist eben so, daß Sie, wenn Sie die Ressentiments
für sich gewinnen wollen, ein Bild brauchen,
das an der Misere des Menschen voller Ressentiments Schuld trägt.
Ich möchte diesen Punkt noch in diesen Bereich hineinstellen,
daß eben die Notwendigkeit, einen Beelzebub zu haben,
zu dieser Verzerrung beigetragen hat.
Beifall

V. BETHMANN
Vielen Dank, Herr Schmid.

Fritz Conzen, Inhaber der Firma F. G. Conzen, Düsseldorf

CONZEN
Meine Damen und Herren, auf die Gefahr, daß Sie mich steinigen:
ich habe gemerkt, ich bin Unternehmer; denn ich bin nervös geworden,
und zwar deswegen, weil ich meine, daß heute nicht zum Ausdruck
gekommen ist, daß wir kurz vor der wirklich entscheidenden Wahl
stehen und daß wir nicht selbstzufrieden in diese Wahl hineingehen sollten.
Beifall
Ich habe das Gefühl, wir müssen uns sehr, sehr, sehr am Riemen reißen.
Wir müssen sehr aufpassen, sonst könnte es am 19. September,
wenn wir uns nicht alle – jeder einzelne – mit der Presse,
mit dem Rundfunk, mit dem Fernsehen gut stellen,
mit jedem Lokalredakteur und mit jedem kleinen Mann,
ins Auge gehen.
Ich selbst bin optimistisch genug.
Aber die Reden heute

haben mir zum Teil darin keine besondere Stärke gegeben.
Entschuldigen Sie bitte, aber ich meine,
auch bei der CDU sollte man sehen, wie das Gefühl ist.
Ich habe das aus verschiedenem Mund hier gehört,
nur hat es bisher noch keiner so kraß gesagt.
Aber da ich aus Düsseldorf bin, habe ich ja Narrenfreiheit.
Beifall und Heiterkeit

V. BETHMANN
Herr Conzen, Sie haben gar keine Veranlassung, sich zu entschuldigen,
im Gegenteil, wir sind sehr froh, daß dieser Beitrag gekommen ist.
Ich persönlich begrüße ihn sehr.
Daß Sie als letzter gesprochen haben,
darüber bin ich sehr glücklich. Danke schön.

Zuruf: Ein praktischer Vorschlag!

V. BETHMANN
Wollen Sie etwa doch noch sprechen?

Zuruf: Diese Ausführungen geben mir den Mut dazu.
Bitte, halten Sie vor den Belegschaften Reden.
Ich glaube, das ist schon ein kleiner praktischer Beitrag.
Machen Sie es so, wie es ein kleiner Unternehmer
in meiner Heimatstadt tut, der seinen Arbeitern sagt:
»Geht zur Wahl! Ich weiß, daß Ihr SPD wählt,
bete aber, daß die CDU an der Regierung bleibt!«
Heiterkeit und Beifall

V. BETHMANN
Vielen Dank. Es war wirklich eine Steigerung.
Ich wollte dieses Zitat auch bringen.
Es ist doch charakteristisch für einen Unternehmer.
Herr Professor Briefs, ich darf Sie bitten, das Wort zu ergreifen.

Prof. Dr. Götz Briefs, Georgetown University, Washington DC

BRIEFS

Von großer Bedeutung in der Verzerrung des Bildes vom Unternehmer
ist die eigentümliche Anwandlung
der demokratischen Idee zum Demokratismus.
Dieser Demokratismus wittert Herrschaft in allen Formen
gesellschaftlicher Existenz, ob das nun der Staat, die Kirche,
die Erziehung, die Familie oder natürlich das Militär sei.
Unverkennbar ist heute die Neigung,
die Demokratie zur verbindlichen Weltanschauung zu steigern.
Dieser Demokratismus ist eine eminente Gefahr
für die Freiheit und Würde des Menschen
und für alle menschlichen sozialen Gebilde,
weil hier der Demos als Hypostase unterstellt wird,
sozusagen als absolute Person,
bei der allein Freiheit und Selbstbestimmung liege,
während die Individuen bestenfalls abgeleitete Rechte besitzen könnten.
Demokratismus ist die logische Vorform zum totalen Kollektiv. –
Wie die Dinge heute liegen,
sind die Würfel gegen den Unternehmer geladen.
Vielleicht, das sei nicht vergessen,
ist ein neues »Opium für das Volk« entstanden,
das Opium, daß man, gebannt im bloßem Raum und bloßer Zeit,
das Heil in Raum und Zeit finden müsse und finden könne
Vergessen wir nicht: die Dinge von Mensch und Gesellschaft
haben eine Dimension jenseits von bloßem Raum und bloßer Zeit.
Wenn das Heil nur in Raum und Zeit gesucht wird, läge die Gesellschaft
unter dem Status und unter der Würde des Menschen als Person;
das ist der höhere Wert, den die Wirtschaft zu achten hat.
Starker Beifall

V. BETHMANN

Meine Damen und Herren, ich kann es mir nicht versagen,
noch ein paar Worte von mir aus zu sagen.
Wenn wir Unternehmer sagen, verstehen wir darunter
den »unternehmerischen Menschen« schlechthin

in allen Stufen unserer tiefgegliederten Wirtschaft.
Die Unternehmerwirtschaft funktioniert nur,
wenn Unternehmer da sind und wenn diese
für ihre Entscheidungen den nötigen Spielraum haben.
Damit sind alle auf die unternehmerischen Menschen angewiesen.
Die Unternehmer selbst sind die schlechtesten Verfechter ihrer Sache.
Sie sind krasse Individualisten,
häufig politisch instinktlos, von Natur unsolidarisch.
Trotzdem müssen sie etwas für ihr Ansehen tun.
Die Unternehmer sollten sich das Wort
von Goethe zu Herzen nehmen, das dieser den Meister
in dem Gedicht »Rechenschaft« sprechen läßt:
»Nur die Lumpe sind bescheiden.
Brave freuen sich der Tat.«

Dossier 2:
Kommentare zur deutschen Frage

Der *Katechismus zur deutschen Frage,* eine Schrift von Hans Magnus Enzensberger, Walter Euchner, Gert Schäfer und Dieter Senghaas, ist im *Kursbuch 4* veröffentlicht worden. Die Redaktion hat sich damals an eine Reihe von Personen im In- und Ausland, deren Stimme politisches Gewicht hat, mit der Bitte gewandt, jenen Text kritisch zu kommentieren. Das Ergebnis dieser Enquete wird auf den folgenden Seiten bekannt gemacht.

Es haben sich geäußert:

der Herausgeber des *Spiegel,* Rudolf Augstein (Hamburg),

der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Kohl und Stahl Hans Dichgans MdB (CDU; Düsseldorf),

der Direktor des Centre d'Etudes des Relations politiques in Dijon, Senator Léo Hamon (Gaullistische Partei; Paris),

der Staatssekretär für gesamtdeutsche Fragen in der DDR, Joachim Herrmann (SED; Berlin),

der Landesbischof von Thüringen, D. Moritz Mitzenheim (Eisenach),

der Direktor des Center for the Study of American Foreign and Military Policy an der Universität Chicago, Professor Hans J. Morgenthau (Chicago),

der Direktor des Instituts für Außenhandel und Überseewirtschaft an der Universität Hamburg, Professor Karl Schiller MdB (SPD; Bonn),

das Mitglied des ZK der Kommunistischen Partei Italiens, Sergio Segre (Rom), und

der Vorsitzende des Ostausschusses der deutschen Wirtschaft, Otto Wolff von Amerongen (Köln).

Die bereits angekündigten Kommentare von Sebastian Haffner, Gunnar Myrdal und Alfred A. Schulz sind ausgeblieben. Diese Autoren konnten ihre Zusagen aus verschiedenen Gründen nicht einhalten. Der Außenminister der Volksrepublik Polen, Professor Adam Rapacki, hat uns zur Veröffentlichung seiner Antwort nicht autorisiert.

Die Redaktion dankt allen, die Beiträge zur Verfügung gestellt haben. Da das letzte Wort nicht den Autoren, sondern den Lesern des Katechismus zusteht, wird auf eine Schlußbemerkung verzichtet. Zwei Fragen, die von den Kritikern aufgeworfen werden, und die sich auf die redaktionelle Seite der Publikation bezieht, sollen jedoch beantwortet werden.

Die Katechismus-Form hat ihre Vorbilder in der europäischen Aufklärung. Auskunft über diese Vorgeschichte gibt Karl Markus Michel in seinem Buch *Politische Katechismen,* sammlung insel, Band 15, Frankfurt 1966. Die Tradition solcher Schriften ist ironisch: sie nimmt keinerlei Katholizität in Anspruch und dient nicht der Etablierung von Doktrinen, sondern deren Destruktion. Das Verfahren setzt allerdings ungläubige Leser voraus.

Professor Schiller beanstandet, daß die Redaktion in ihrer Ankündigung die Namen einiger Personen bekannt gemacht hat, die es abgelehnt haben, den *Katechismus* zu kommentieren. Er setzt offenbar voraus, daß die Nennung den Genannten einen Vorwurf machen soll. Das ist nicht der Fall.

Wir verzeichnen, daß die Publikation in der DDR ausführlich referiert und erörtert worden ist. In der Bundesrepublik hat sie zu nennenswerten Diskussionen nicht geführt. In Frankreich ist der Text insgesamt, in Italien auszugsweise veröffentlicht worden. Von Seiten der Regierungsparteien ging uns eine einzige Antwort, im Umfang einer Schreibmaschinenseite, zu. Alle befragten Gewerkschaftler haben es abgelehnt, sich zu äußern. Wir verzeichnen dieses Echo, wir interpretieren es nicht.

Die Redaktion

Antworten auf einen Katechismus

Frage: Wozu haben die Deutschen, die erwachsen sind, jetzt allein Zeit?
Antwort: Das Reich, das zertrümmert ward, wiederherzustellen.
Frage: Und die Kinder?
Antwort: Dafür zu beten, daß es ihnen gelingen möge.

Heinrich von Kleist,
Katechismus der Deutschen
Abgefaßt nach dem Spanischen, zum Gebrauch
für Kinder und Alte (1809)

Um Richtung und Wert einer schriftlichen Arbeit zu ermessen, empfiehlt es sich manchmal nachzuschauen, was die Gegner dazu meinen. Mich hat neugierig gemacht, was der auf den Anti-Nonkonformismus erpichte Klaus Harpprecht zum »Katechismus zur deutschen Frage« zu sagen wüßte. Würde er der gleichberechtigten Kooperation zwischen Bundesrepublik und DDR widersprechen, dem Einfrieren der Rüstung auf den jetzigen Stand, der allmählichen Verminderung des Kriegspotentials, dem Verzicht auf die Hallstein-Doktrin, der – späteren – Bildung paritätisch zu ersetzender Kommissionen und schließlich gemeinsamer Behörden in der früheren Hauptstadt, denen von beiden Regierungen begrenzte Aufträge erteilt würden?
Harpprecht äußerte sich im Hessischen Rundfunk. Aber, ch gelindes Wunder, er widersprach all diesen Produkten des Nonkonformismus nicht. Allenfalls beklagt er, daß die vier Autoren fast ganz auf moralisches Pathos verzichten, daß sie dem Anschein nach nicht einmal unter der Zumutung litten, die Koexistenz mit einem Staat zu versehen, »der sich in seinen Anfängen auf das Verbrechen gründete und ihm bis heute keineswegs konsequent entsagt hat« (beruhigend zu erfahren, daß die Bun-

desrepublik den Hitler-Verbrechen, die an der Wiege unseres Staates wie an der des östlichen Pate standen, konsequent entsagt hat).
Harpprecht wirft den Autoren einen Mangel an intellektueller Aufrichtigkeit vor, weil sie Unterschiede in der sittlichen Qualität der Ordnungen hüben wie drüben nicht andeuten. Wie, wenn die Autoren solche Unterschiede, solche »moralischen Differenzen« nicht sähen, wenn sie den Ostpolitikern pauschal soviel und sowenig politische Honorigkeit zugute hielten wie denen im Westen? Was, im übrigen, wäre beschickt, wenn die Kollektiv-Autoren jeder ihrer 76 Antworten ein tränenseliges Gottsei's-geklagt beigegeben hätten? Zur Sache weiß Harpprecht nur zu bemängeln, der Katechismus spreche zu wenig von den europäischen Organisationen, er maure die deutsche Teilung in die Ideologie des Nationalstaates ein. Mithin sei das »Kursbuch«-Konzept ein »reaktionärer Entwurf«.
Wie, keine anderen Beanstandungen? Kein Aufbegehren mehr gegen Verhandlungen aus einer Position, die als eine der Stärke nicht wohl umschrieben werden kann? Wo doch das »Kursbuch«-Konzept in jeder Zeile den Geist europäischer und allerdings auch internationaler Kooperation atmet, soll tatsächlich die Abwesenheit jenes obligaten Lippendienstes gerühmt werden, der genug Verwirrung in Europa gestiftet hat?
Nein, vom Standpunkt intellektueller Aufrichtigkeit her läßt sich keine Angriffsposition gewinnen. Wenn schon der Gegner nicht das Konzept selbst ad absurdum führt, sondern die von Emotionen freie Aura bemängelt, können die Autoren mit dem Inhalt zufrieden sein. Intellektuelle Aufrichtigkeit läßt sich offenbar nicht mehr beweisen, wenn man verteidigt, was sie angreifen.
Eine andere Frage ist, ob die schicke Aufmachung einer Studie, die naturgemäß nur konsequente Redlichkeit und wenig umstürzend Neues enthalten kann, ihrer Verbreitung denn dienlich sei.
Ein Katechismus gibt Glaubenswahrheiten, die der erwachsene Täufling sich einprägen kann, er ist ein Mittel autoritärer Unterweisung. Auch die politische Abart des Katechismus muß einprägsame Antworten bereithalten (»Wer sind deine Feinde, mein Sohn?« – »Napoleon, und solange er ihr Kaiser ist, die Franzosen.« – »Ist sonst niemand, den du hassest?« – »Niemand, auf der ganzen Welt.«). Politik im Mitteleuropa unserer Tage kann aber kaum eindeutige Antworten vorweisen, wo schon die Fragen oft genug konditional unterwandert sind. So nehmen sich denn einige der

Katechismus-Antworten als veritable Aufsätze aus, bis zu sechs Druckseiten lang.

Unter Nummer 73 fragt der Katechismus: »Welche Bedingungen muß die Sowjet-Union erfüllen, ehe die amerikanischen Truppen ganz aus Europa zurückgezogen werden können?«

Und er antwortet: »Sie muß den größten Teil ihrer Truppen aus Westrußland in den Ural und nach Sibirien verlegen, die Abschußrampen für Mittelstreckenraketen in Osteuropa und Westrußland beseitigen und der Kontrolle dieser Maßnahmen durch eine Boden- und Luftinspektion zustimmen. Die genannten Bedingungen wären der Preis den die Sowjet-Union für eine Sicherheitsordnung in Europa zu erlegen hätte.«

Sie »muß«, wie aber, wenn sie nicht will? Sind wir sicher, daß die Sowjet-Union solche Einschränkungen ihrer Bewegungsfreiheit hinnehmen würde?

Fragen, die etwa lauten »Welche weiteren Schritte bieten sich an?« (Nummer 47) oder »Versuch eines Interessen-Katalogs« (Nummer 12) oder »Wie beginnen?« (Nummer 65) sind als Notbehelfe, die den Satzfluß unterbrechen sollen, zu leicht identifizierbar. Auch scheinen mir Suggestivfragen wie Nummer 10 »Kann eine Darstellung des Möglichen für sich stehen?« ebenso der Prägnanz wie des Sinns zu ermangeln. Die kürzeste Frage Nummer 2 »Ist eine solche Regelung möglich?« (eine Regelung der Hinterlassenschaft Hitlers nämlich), trifft auf die kürzeste aller denkbaren Antworten: »Ja.«

Das Autoren-Kollektiv ist hier wohl Enzensbergers Designer-Talent unterlegen. Daß die Lösung der Deutschen Frage angebracht und wünschbar ist, wird ja niemand bestreiten. Daß die Deutsche Frage gelöst werden kann, wenn »die Deutschen« und »die deutschen Regierungen« es wollen, scheint ebenso klar. Aber eben an dieser Voraussetzung fehlt es. Man muß kein Guttenberg sein, um auf den Einwand zu verfallen: »Das ist ja gerade die Crux, daß die Ost(Mittel)-deutschen und ihre Regierung keinen eigenen Willen haben, keinen haben können und keinen haben dürfen.« Auch Enzensberger muß uns den Nachweis schuldig bleiben, daß die SED-Regierung ein eigener Wille zur Regelung der Deutschen Frage überkäme, wenn nur die Bundesregierung sich diesen Willen in unbezweifelbarer Reinheit aneignete.

Daß vier mehr oder weniger harmlose Katechismus-Fragen (Beispiel Nummer 71 »Ist die hier vorgeschlagene Inspektion der Militärs zuzu-

muten?«) ganz ohne Antwort bleiben, muß ich einem ziemlich nutzlosen Hang zur Extravaganz zuschreiben, der durch kabarettistischen oder super-ironischen Anstrich auflockern will, wo er doch nur verwirrt. Was die Autoren zusammengetragen und erarbeitet haben, muß so ernsthaft genossen werden, wie sie es aufbereitet haben. Kinkerlitzchen helfen nur dem, der ohnehin nicht zu Ende liest.

Ich habe schon angedeutet, daß wenig Neues in den Vorschlägen zu finden ist (und zu finden sein kann). Sie bieten eine wohldurchdachte Auswahl. Revolutionär (und konsequent) scheint mir der folgende Passus aus der Antwort auf die Frage Nummer 46 »Was ergibt sich für Berlin?«: »Die Bundesregierung hält den Berliner Amtssitz des Bundespräsidenten nicht länger aufrecht. Sie zieht alle ihre Behörden, die nicht der Kooperation mit der DDR dienen, aus Westberlin zurück. Die DDR stimmt dem Ausbau der Zufahrtswege von der Bundesrepublik nach Westberlin zu Lande, zu Wasser und in der Luft zu.«

Wie die DDR dagegen gesichert werden kann, daß ihre Bürger ihr davonlaufen, weiß auch der Katechismus nicht. Die Frage Nummer 49 »Welche strafrechtlichen Konsequenzen sind für den Fall zu bedenken, daß sich die Bürger beider Staaten in beiden Staaten frei bewegen können?« läßt der Katechismus weise ohne Antwort.

Enzensberger und seine drei Politologen gehen davon aus, daß (Antwort auf Frage Nummer 36) »in der Gegenwart ein einheitlicher deutscher Staat nicht zu verwirklichen ist«. Will man Enzensberger, dem erklärten Zufallsdeutschen, verübeln, daß er einen einheitlichen deutschen Staat irgendwann, wenn die Gegenwart zu Ende ist, für möglich hält, ja angesichts der sonst nicht zu lösenden Entwicklungen nolens volens für erstrebenswert? Wenn richtig ist, daß Deutschland ohne eine Annäherung zwischen Ost- und Westeuropa nicht wieder zusammenwachsen kann, so ist doch gleichfalls richtig, daß den Deutschen eine spezielle Rolle in diesem Prozeß zukommt, daß sie ihn unter nationalen Aspekten lähmen und fördern können. Was die vier Autoren im »Kursbuch« vorschlagen, ist europäische Politik.

Die Schwäche des Konzepts sehe ich woanders. In den Präliminarien seines Katechismus meint Enzensberger, für die friedliche Stabilisierung der Situation in Mitteleuropa sei die Mehrheit der Herrschenden in der DDR, aber nur die Minderheit der Herrschenden in der Bundesrepublik zu haben. Nun ist aber die militärische Stabilisierung, wenngleich eine

Voraussetzung, so doch noch keine Lösung für die politischen Probleme. Der Katechismus nennt ausdrücklich »eine Lösung«, was in Wahrheit doch nur die Übereinkunft wäre, den Status quo nicht mehr durch militärischen Druck von seiten der Bundesrepublik in Frage stellen zu lassen. Dieser Stabilisierung werde Frankreich erheblichen Widerstand entgegensetzen, meint der Katechismus – wieso eigentlich? Die Franzosen sind derzeit die konsequentesten Verfechter einer militärischen Stabilisierung, die für sich noch keine Lösung ist und auch noch keine verspricht.
Unter der Antwort auf Frage Nummer 25 sagt der Katechismus, vieles weise darauf hin, »daß die Bevölkerung der DDR auf dem Wege ist, ein Selbstbewußtsein zu entwickeln, das von dem der Bevölkerung in der Bundesrepublik abweicht, und das sich zum Teil bewußt von der bundesrepublikanischen Mentalität distanziert«.
Dies, so scheint mir, ist die Deutsche Frage.
Der sechsjährige Arthur Rimbaud wollte Klavier spielen, hatte aber kein Klavier. So ritzte er in den Küchentisch Tasten und fing an zu üben. Solch einer Fingerübung gleicht der Katechismus der Deutschen Frage. Da die Berufspolitiker ihr Instrument nicht bedienen, müssen intellektuelle Gedankenspieler auf dem fühllosen Holz probieren.

Hamburg, im Februar 1966 *Rudolf Augstein*

Unser Verhalten zur Wiedervereinigung erstarrt in Formeln und Riten. Wir wahren unsere Rechte und Forderungen. Wir weisen die Mächte des Potsdamer Abkommens auf ihre Pflichten hin. Bei Verhandlungen mit Mitteldeutschland kämpfen wir mit aller Macht darum, bestimmte Prozeduren und Formalitäten durchzusetzen oder zu vermeiden. Wir kämpfen um Wortfolgen, bei denen die befürchteten Gefahren streitiger Abweichungen dem Laien kaum noch begreiflich zu machen sind. Zuweilen hat es den Anschein, als ob die Wiedervereinigung von der Anzahl der Bundestagssitzungen in Berlin, von der Verhinderung größerer Parlamentsbauten in Bonn abhängen könnte. Die Gefahr dieser Entwicklung liegt nicht nur in ihrer Unfruchtbarkeit, sondern auch in den psychologischen Rückwirkungen auf uns selbst: Wer sich an diesen Proklamationen und Riten beteiligt, glaubt das seinige für die Wiedervereinigung getan zu haben.

Vielleicht kommen wir weiter, wenn wir uns nüchtern mit den Rechtsfolgen einer künftigen Wiedervereinigung befassen. Im Bereich des öffentlichen Rechts: Wie sichern wir das Selbstbestimmungsrecht unserer mitteldeutschen Mitbürger? (Sie könnten den Wunsch haben, das eine oder andere in einer Form zu behalten, die von der unsrigen abweicht.) Im Bereich des Strafrechts: Welche Vorgänge aus den letzten 20 Jahren sollen verfolgt, welche amnestiert werden? Im Bereich des bürgerlichen Rechts: Welcher Rechtszustand soll der maßgebliche sein? Vielleicht könnten wir sogar einen ersten Haushaltsplan entwerfen, mit einer Vorschätzung der Beträge, die wir unseren mitteldeutschen Mitbürgern zur Verfügung stellen wollen, und mit Überlegungen zur Deckung dieser Ausgaben.
Wenn wir in dieser Weise die Wiedervereinigung als ein normales Sachproblem behandeln und die Gesamtaufgabe in eine Reihe realistischer Sachfragen auflösen, so könnte das dazu führen, daß auch in Mitteldeutschland die realistischen Sachfragen sehr viel lauter gestellt werden. Leistet das kommunistische Wirtschaftssystem für die Steigerung des Massenwohlstands mehr als das System der Marktwirtschaft? (Offensichtlich nicht.) Wieso kann man von Demokratie und Wahl sprechen, solange der sogenannte Wähler niemanden anders wählen kann als Herrn Ulbricht? (Jede Wahl setzt mindestens 2 Alternativen voraus.) Darf man auf Mitbürger schießen, die nur ihr Recht zur Auswanderung wahrnehmen wollen, ein jahrhundertealtes Grund- und Menschenrecht, das selbst die dort verkündete Verfassung ausdrücklich garantiert?

Bonn, im Dezember 1965 *Hans Dichgans MdB*

Im Ganzen stimme ich allen Darlegungen Ihres Textes zu; besonders beeindruckt hat mich die interessante Analyse der rechtlichen Situation, die Sie mit Ihren Antworten auf die Fragen 24 bis 28 geben.
»Die deutsche Frage« ließe sich für mich definieren als »die Gesamtheit der Probleme, die sich aus der nationalen Situation Deutschlands ergeben und noch keine befriedigende Lösung gefunden haben, insbesondere weil die augenblickliche Situation vielen Beteiligten nicht akzeptabel oder nicht dauerhaft erscheint«.
Die Analyse, die Sie von den Positionen und Interessen der verschiedenen

Länder in Bezug auf die Zukunft Deutschlands im allgemeinen und seine Wiedervereinigung im besonderen zu geben versuchen, erscheint mir indes allzu schematisch, abstrakt, und eben dadurch sogar irreal: zweifellos kommt Ihre Analyse bei der Darlegung der amerikanischen Position der Wirklichkeit am nächsten, namentlich dort, wo sie den Widerspruch zwischen dem amerikanischen Wunsch nach europäischer Stabilisierung und dem nach guten Beziehungen mit der Bundesrepublik aufdeckt. Hingegen scheint mir Ihre Analyse der französischen Position von der Wirklichkeit sehr weit entfernt, und da ein Franzose natürlich auf dieser »französischen Frage« beharrt, werde ich darauf zurückkommen; aber man kann, glaube ich, ganz allgemein sagen, daß alle Länder (außer vielleicht China, doch einschließlich Frankreich) ein großes Interesse nicht nur an der Erhaltung des Friedens, sondern auch an fortschreitender Entspannung haben und daß dieses Interesse sich einer Vorliebe für (oder Abneigung gegen) eine bestimmte Lösung des Deutschlandproblems gesellt und mit dieser verbinden möchte, mag dabei auch eine Diskrepanz bestehen zwischen dem realen Wunsch nach bedingungsloser Entspannung und dem Verlangen, diejenige der Lösungen des Deutschlandproblems nicht preiszugeben, die dem betreffenden Land als die vernünftigste oder ungefährlichste erscheint.

Einzig die Bundesrepublik hat eine von den anderen Ländern verschiedene Position, insofern sie in der Tat jeder Entspannung feindlich gesinnt ist, deren Vorbedingung nicht eine Lösung der »deutschen Frage« in der Richtung ist, die der BRD die einzig annehmbare dünkt. Ihre Antwort auf die Frage 6 ist hier absolut richtig: alle anderen Länder (außer vielleicht China, ich wiederhole es) möchten zugleich die Entspannung fördern und eine bestimmte Lösung der deutschen Frage geltend machen, und sie bemühen sich, gegensätzliche Bestrebungen miteinander zu versöhnen. Einzig die Bundesrepublik bemüht sich nicht um eine solche Versöhnung, denn sie bringt faktisch immer wieder die Entspannung ihrer eigenen Lösung zum Opfer. Und da es sich erweist, daß die von der BRD vorgeschlagene Lösung vollkommen irreal ist und nicht weiterführen kann, tendiert die Bundesrepublik dazu, die Entspannung zu blockieren.

Die von Bonn geforderte Lösung beruht in der Tat auf der Verkennung so mancher Realität: es stimmt nicht, daß es auf dem allerorts als deutsch anerkannten Boden, von der Oder bis zur französischen Grenze, nur einen staatlichen Organismus gibt; es gibt deren zwei. Es stimmt nicht, daß man

in der Epoche der atomaren Abschreckung und im Gleichgewicht des Schreckens hoffen kann, eines der Lager ohne Krieg und zugleich ohne Gegenleistung zum Rückzug zu zwingen. Es stimmt nicht, daß man hoffen kann, in irgendeiner Verbesserung der wirtschaftlichen Beziehungen, in irgendwelchen Kredithilfen eine Gegenleistung zu finden, die ausreicht, die kommunistische Welt zur Preisgabe ihres Einflusses auf etwa 18 Millionen Menschen und ein mächtiges Industriepotential zu bewegen: Ostdeutschland ist ein zu wichtiger Einsatz für einen solchen Tausch; und das ganze Deutschland könnte hier mit Bedauern das Wort einer Figur unseres zeitgenössischen Theaters übernehmen: »Ich bin zu groß für mich.« (Ich stimme in diesem Zusammenhang Ihren Antworten auf die Fragen 17, 18 und 30 zu.) Es stimmt also nicht, daß die Bundesrepublik vernünftigerweise darauf hoffen darf, eine sogenannte Wiedervereinigung zu erreichen, welche Sie in der Analyse der Frage 23 mit Fug und Recht als »Anschluß« bezeichnen.

Es ist nicht wahr, daß die Bundesregierung, indem sie sich weigert, die deutschen Ostgrenzen anzuerkennen, für zukünftige Verhandlungen einen Trumpf von irgendwelchem Wert in der Hand behält; im Gegenteil ist wahr, daß dieser Trumpf jede Verhandlung der östlichen Länder mit einem Partner erschwert, der sich darin gefällt, auf diese Weise eine drohende Vorstellung von sich selbst zu nähren (wozu die Vergangenheit allein schon genügt hätte); und es ist auch nicht wahr, daß man von Gleichheit des Rechts und der Situation zwischen Deutschland und den anderen westlichen Ländern sprechen kann (Frage 77), weil es keine Rechtsgleichheit gibt zwischen Ländern einerseits, die den territorialen Status quo akzeptieren und keine territorialen Ansprüche in Bezug auf ihre Nachbarn stellen, und einem Land andererseits, das den territorialen Status quo nicht akzeptiert und sich sogar jeder internationalen Vereinbarung widersetzt, die diesen Status konsolidieren würde.

Und man ändert nichts an diesen Tatsachen, wenn man sich (Frage 28) auf die Verpflichtung der Alliierten beruft, die Wiedervereinigung Deutschlands herzustellen: diese Verpflichtung, selbst wenn sie theoretisch besteht, ist eine »unvollkommene Verpflichtung« im juristischen Sinn des Wortes, insofern sie keine Sanktion, nicht einmal einen bestimmten Gegenstand hat, da jedes der betreffenden Länder seine eigene Vorstellung über die Bedeutung dieser Verpflichtung zur Wiedervereinigung haben kann und keinerlei Entscheidungsregel vorgesehen ist, mit der sich

irgendeine Meinung gegenüber einer anderen durchsetzen ließe: in dieser Sache ist praktisch nichts aus den Diskussionen über die Viermächteverantwortung zu gewinnen.

Ich bin nicht sicher, ob es in erster Linie die auf den Seiten 11 und 12 (Frage 13) von Ihnen analysierten besonderen Interessen sind, die Deutschland in die offensichtliche Absurdität gebracht und darin belassen haben, welche in dem Glauben besteht, die Integration in die westliche Allianz und zugleich die Wiedervereinigung erreichen zu können. Die Verantwortungen sind hier in Wahrheit geteilt. Indem die deutschen Politiker die westliche Integration anstrebten und nicht zu sagen wagten, daß sie für den Augenblick auf die Wiedervereinigung verzichteten, haben sie zwar ihrem Volk nicht die Wahrheit gesagt (es sei denn, sie hätten begonnen, sie vor sich selbst zu verbergen); aber warum nicht zugeben, daß die drei Westmächte an dieser Illusion mitgewirkt haben, indem sie zu verstehen gaben, sie würden die Integration verwirklichen und gleichzeitig die Wiedervereinigung betreiben? Wirksame psychologische Waffe im Kalten Krieg, Traum des *roll back*, der eine zeitland nicht unvernünftig schien (Ihre Antwort auf die Frage 2): die deutsche Haltung erscheint gegenwärtig als ein Fortleben des Kalten Kriegs, dessen Themen sich in einem einzigen Land verewigen, das auf diese Weise mehr und mehr von allen anderen abrückt.

Warum hält sich der Irrealismus in Deutschland länger als anderswo? Sehr wahrscheinlich deshalb, weil die deutsche Frage für die Deutschen selber besonders schmerzlich ist und weil jede Entscheidung, da sie notwendig große Opfer von Deutschland forderte, für die Deutschen schwieriger ist als für die anderen; aber mag auch die psychologische Schwierigkeit eine reale sein, so reicht sie dennoch nicht aus, die intellektuelle Routine zu entschuldigen, mit der alle deutschen Parteien übereinstimmend Thesen verteidigen, von denen viele vernünftige Deutsche im privaten Gespräch sagen, daß sie ihren grundlegenden Irrealismus erkennen.

Die Welt steht also vor der Situation eines großen Landes, das mächtig ist durch den Einfluß, den es ausübt, wie durch die Furcht, die es einflößt (und Sie weisen hier mit Recht auf den Unterschied zur Teilung dieses oder jenes asiatischen Landes hin), und das sich weigert, die Realität zu sehen, sich an illusionäre Ziele klammert und sich mit der gegenwärtigen Teilung nicht abfindet, ohne indes in irgendeiner Weise etwas beizutragen, das der Einheit dienlich sein könnte, und das sich schließlich als Brems-

klotz für jede Vorwärtsbewegung erweist (Frage 20), woraus folgt, daß der Widerstand Deutschlands gegen den einzigen Weg, der wirklich die Annäherung an das zu bringen vermag, was es so lautstark fordert, zugleich widersprüchlich und unüberwindbar erscheint.
Ich weiß nicht, ob eine solche Situation lange währen kann; ein Sprichwort meines Landes meint zwar, daß »nur das Provisorische von Dauer« sei, und der Erfolg des Vernünftigen ist sicherlich nicht immer der wahrscheinlichste; und doch bezweifle ich, daß ein solcher Zustand sich lange hinziehen kann, ohne in vielen Ländern einem Gefühl der Gereiztheit gegenüber einem Deutschland Vorschub zu leisten, das die allgemeine Hoffnung auf Entspannung durchkreuzt und dem es gelingt, alle anderen zu verärgern, ohne sich selbst zu befriedigen.
Ich gebe zu, daß man angesichts der Schwierigkeit, sich zu rühren – nicht nur in Deutschland – den Entschluß fassen kann, gar nichts zu tun, das heißt im Widerspruch zu verharren. Wir Franzosen haben uns dafür entschieden, etwas anderes vorzuschlagen, und das werde ich näher erläutern; doch zweifellos ist hier der Ort, zunächst zu erklären, warum Sie die Position Frankreichs (S. 8) falsch analysieren. Ich sagte bereits, daß wir mit allen übrigen Nationen den Wunsch teilen, die Entspannung zu fördern; wir hegen diesen Wunsch wahrscheinlich mehr als andere, weil wir, wiederum mehr als andere, die Erinnerung an die Greuel des Kriegs und die Invasion bewahren und uns des Unglücks bewußt sind, das augenblicklich über unser Land kommen würde. Diesem Wunsch nach Entspannung fügen wir den bei uns offensichtlich stärker als anderswo ausgeprägten Willen nach einem Europa hinzu, das von den beiden Supermächten, den Vereinigten Staaten und der UdSSR, unabhängig ist, was nur durch ein gewisses Nachlassen der internationalen Spannung zu erreichen wäre.
Im übrigen stimmt es, daß wir einer Wiedervereinigung Deutschlands nicht um jeden Preis, nicht zu jeder Bedingung zustimmen können; wer aber in Moskau, London oder Washington ist denn bereit, eine bedingungslose Wiedervereinigung Deutschlands zu erwägen? Und wenn wir meinen, daß für den Machtzuwachs, den Deutschland aus seiner Wiedervereinigung gewönne, seine Nachbarn gewisse kompensierende Garantien fordern müssen, so ist dies ein Verlangen, glauben Sie mir, das nicht nur wir haben: ich würde es eher ein universelles Verlangen nennen, was Sie als den französischen Wunsch nach Hegemonie über Europa bezeichnen; erlauben Sie einem Franzosen sich zu wundern, wenn er einen Deutschen

den Wunsch nach Hegemonie derart definieren sieht. Wir für unseren Teil akzeptieren die Vielfältigkeit eines Europa, in dem jede Nation innerhalb der Grenzen ihrer Bevölkerung sie selbst ist, und wir haben den Eindruck, daß Frankreich in einem solchen Europa, aufgrund einiger Qualitäten, die wir die Schwäche haben, uns zuzuschreiben, einen gewissen moralischen Einfluß ausüben könnte, ohne irgendjemanden zu unterdrücken; würde alle Welt die gleiche Geisteshaltung annehmen und der Geschichte das Urteil überlassen, wären die Dinge vielleicht einfacher.
Die Wahl unserer Politik konnte sich also auf unser Verlangen stützen, die Entspannung zu fördern und die Voraussetzungen einer Annäherung zwischen Ost und West zu schaffen; desgleichen auf den Wunsch nach einem Europa, das nicht mehr auf den Zustand zweier Fragmente reduziert ist, die beide den Schutz einer Supermacht erheischen: der UdSSR und der Vereinigten Staaten; wir meinen, daß in der Verwirklichung einer solchen Annäherung, einer solchen Emanzipation Europas die Voraussetzung für eine Wiedervereinigung Deutschlands liegt, die wiederum beitrüge zur westöstlichen Annäherung und zur europäischen Unabhängigkeit.
In Wirklichkeit gibt es in der deutschen Frage nur zwei Lösungen. Die eine entspricht der Logik und ist für die Welt tragbar: die Anerkennung einer deutschen Teilung mit dem beiderseitigen Verzicht darauf, die auf der Basis des Status quo erreichte Entspannung zu hemmen; die andere Lösung ist die langsame, doch stetige Annäherung an die Wiedervereinigung, die sich nur erreichen läßt, wenn man aufhört, die deutschen Grenzen anzufechten, und akzeptiert, daß die eine wie die andere Hälfte gegenüber den »Großen Beschützern« mehr Autonomie erlangt, und wenn die deutschen Politiker aufhören, sich gegenseitig zu ignorieren.
Franzosen könnten immerhin bei der Wahl zwischen diesen beiden politischen Möglichkeiten zögern und sich sagen, daß ihnen eine Teilung Deutschlands gewisse Bequemlichkeiten bringe (Sie glauben sogar, zu Unrecht, daß dies tatsächlich unsere Meinung sei – aber ich wiederhole, daß wir uns glücklicherweise entschlossen haben, diese Versuchung der Bequemlichkeit zu verwerfen), aber ich verstehe nicht, wie es für einen vernünftigen Deutschen irgendeinen Zweifel geben kann und folglich wie er zögern kann, diesen Weg der konstruktiven Eskalation zur Wiedervereinigung einzuschlagen. Unsere Wahl bedeutet also so wenig, die deutsche Teilung zu verewigen, um eine französische Hegemonie sicherzustellen,

daß wir im Gegenteil eine Perspektive der Wiedervereinigung Deutschlands vorschlagen, eine reale und nicht illusionäre, um zu einem unabhängigen Europa vorzustoßen, in welchem wir uns auf uns selbst verlassen und unseren Einfluß selbst behaupten können.
Eine solche Entwicklung kann sich nicht mit einem Mal vollziehen, sie braucht Zeit und das, was Sie sehr richtig eine »konstruktive Eskalation« nennen, mit deren Hilfe ein neues Klima entsteht (Frage 57 und 58); nur diese Zeit vermag die Entwicklungen zu bringen, von denen wir wissen, daß sie notwendig sind: in der Meinung und der Macht sowohl der Vereinigten Staaten wie Großbritanniens, der UdSSR und Deutschlands (Frage 10), denn mag die deutsche Wiedervereinigung nicht allein Sache der Deutschen sein (Frage 6), so ist sie doch auch die Sache der Deutschen.
Was ist also von seiten der BRD wie der DDR erforderlich für das, was Sie eine »aktive Politik der Koexistenz« nennen? Unterscheiden wir das, was notwendig und unvermeidlich ist, von dem, was kontingent ist. Die Anerkennung des irreversiblen Charakters der Realität, das heißt der Tatsache der Oder-Neiße-Linie, ist eine notwendige Voraussetzung für eine gewisse Normalisierung oder, wenn Sie lieber wollen, eine gewisse Liberalisierung der Situation in der DDR. Diese Normalisierung, diese Liberalisierung kann auf verschiedene Weise erreicht werden, es gibt nicht nur einen Weg, doch das Prinzip muß sein, jedes neue Nachlassen der Feindseligkeiten nach der schon erreichten Milderung zu bemessen und vor allem stets einer DDR den Vorzug zu geben, in der die Deutschen – Ihre Landsleute – ein leichteres Leben haben, selbst wenn dadurch das Regime weniger hassenswert wird, anstatt ein verabscheuenswertes Regime zu akzeptieren (wenn nicht gar zu wünschen), selbst wenn Ihre Landsleute dadurch ein sehr hartes Leben haben.
In militärischer Hinsicht hingegen scheint es mir sicher, daß die atomare Bewaffnung Deutschlands unbedingt ein Wahnsinn ist, der jeglichen Fortschritt zur Entspannung verhindert, der Spannung wieder Auftrieb gibt und wahrscheinlich definitiv jede Chance zur Wiedervereinigung zunichte macht. In diesem Sinne wäre es für Deutschland das beste, wenn es eine Zone von sekundärer militärischer Bedeutung würde; (ich für meinen Teil hätte keine Bedenken, wenn in einer solchen Zone Beobachtungsposten aufgestellt würden).
Ich glaube, man muß auch die Entwicklung der Techniken und der inneren Probleme in den Vereinigten Staaten berücksichtigen, die es der So-

wjetunion und Amerika eines Tages vielleicht als möglich und zugleich wünschenswert erscheinen lassen, daß Amerika seine auf dem Kontinent stationierten Truppen zurückzieht oder zumindest reduziert und daß gleichzeitig die Sowjetunion sich bereiterklärt, als Gegenleistung ihren Machteinfluß auf die Volksdemokratien einschließlich der DDR zu lockern.

Zeigen wir hier wie sonst Verständnis für die allgemeine Bewegung, die die einzig vernünftige ist, doch hüten wir uns vor jedem Dogmatismus, was das Kontingente betrifft; wir dürfen nicht glauben, daß nur *unsere* technischen Lösungen die einzig richtigen sind. Mögen auch die Schritte, die Sie empfehlen, tatsächlich geeignet sein, von der »aktiven Koexistenz« zur »effektiven Wiedervereinigung« in den Beziehungen der beiden Deutschland zu führen, so sind diese Schritte, wie ich meine, dennoch nicht die einzig möglichen, um dieses Resultat zu erzielen. Ein bestimmter Geist, der natürlich unabdingbar ist, kann sich in verschiedenen Schritten äußern, und ich möchte nicht sagen, daß man entweder alles tun muß, was Sie vorschlagen, oder gar nichts: auch andere Techniken können gültig sein. Ich würde immerhin sagen, daß das militärische Problem verschiedene Lösungen beinhalten kann; die von Ihnen empfohlenen sind nicht unvernünftig (abgesehen von den Bedingungen, die Sie in Ihrer Frage 73 an die UdSSR stellen, und die ich für völlig unrealisierbar halte, es sei denn, die UdSSR erführe eine totale Wandlung).

So sieht der Weg aus, den wir zu beschreiten gedenken und mit dem wir der Sache des Friedens, der Unabhängigkeit Europas und zudem noch der deutschen Wiedervereinigung zu dienen hoffen. Dieser Weg, ich wiederhole es, ist schwierig, wir können ihn nicht alleine gehen und wir schlagen ihn der Öffentlichkeit – insbesondere der deutschen Öffentlichkeit – als den einzigen vor, der ihre tiefen Bestrebungen zu befriedigen vermag, wobei wir uns darüber im Klaren sind, daß diese Öffentlichkeit noch lange nicht reif genug ist, um ihn zu akzeptieren. Wir werden also nicht müde werden, das zu sagen, was uns vernünftig erscheint, und die Unlogik derer aufzudecken, die gegensätzliche Dinge zu verfolgen trachten. Politische Kreise in Deutschland mögen zwar Lösungen, die ihre Routine stört, nicht schätzen; doch um sich Thesen zu widersetzen, wie sie insbesondere auf der Pressekonferenz des Präsidenten der französischen Republik im Februar 1965 entwickelt wurden, muß man etwas Kohärentes und Realistisches vorzuschlagen haben: wenn die Deutschen die »atlan-

tischsten« aller Europäer sein wollen, haben sie heute keinerlei Chance, wiedervereinigt zu werden, es sei denn, daß eines Tages die Amerikaner es müde werden, ebenso »orthodox« und unbeweglich zu sein wie die Deutschen.
Deutschland ist ein großes Land und die Deutschen sind ein großes Volk, und der Präsident der französischen Republik hat Ihnen das 1963 mit Recht gesagt, denn wie anders könnte man schließlich einem Volk das Gefühl für seine Verantwortung und seine Pflicht beibringen, die Wirklichkeit so zu sehen, wie sie ist, als indem man dieses Volk den Einfluß ermessen läßt, den es auf das Schicksal der Welt auszuüben vermag? Ihr Deutsche hattet stets einen großen Einfluß (manchmal leider zum Schlimmsten), ihr habt auch heute das Recht, auf einen Einfluß Anspruch zu erheben, um eure legitime Wiedervereinigung zu betreiben. Ihr habt jedoch nicht das Recht, dem Frieden der Welt dadurch im Wege zu stehen, daß ihr euch weigert, die Welt so zu sehen, wie sie ist.
Wir Franzosen sehen jedenfalls, ich wiederhole es, so wenig Nachteile in einer befriedigenden Lösung der deutschen Frage durch die Wiedervereinigung der beiden Deutschland innerhalb der Grenzen, in denen sie heute leben, daß wir vorschlagen, gemeinsam und ohne Dogmatismus, aber auch ohne chimärische Ideen, auf jedem Weg voranzuschreiten, der wirklich zur Unabhängigkeit Deutschlands führt, wenn er nur ebenso wirklich auch zur Emanzipation Europas und zur Festigung des Friedens durch die Annäherung von Ost und West beiträgt.

Paris, im Dezember 1965 *Léo Hamon*

Ich begrüße es, daß Sie und Ihre Mitarbeiter mit dem »Katechismus zur deutschen Frage« den Versuch unternommen haben, aus Ihrer Sicht Möglichkeiten einer Entspannung und Verständigung in Deutschland darzustellen. Die Deutsche Demokratische Republik steht, wie ich in meiner Erklärung vom 13. Januar dieses Jahres betonte, jedem Vorschlag, jeder Idee aufgeschlossen und mit Sympathie gegenüber, die darauf gerichtet sind, Wege zu öffnen, um die Kluft in Deutschland zu überwinden und die Lage in Deutschland zu entspannen. Deshalb habe ich auch Ihren »Katechismus«, der sich in großen Teilen durch Sachlichkeit und nüchter-

nen Realismus auszeichnet, mit Interesse gelesen. Ich darf Ihnen versichern, daß ich in ihm einen wertvollen Beitrag zur Diskussion um eine Alternativpolitik der Vernunft und des Realismus sehe.

Worum geht es heute in Deutschland? Geht es heute in Deutschland um die Entscheidung: Sozialismus oder Kapitalismus? Selbstverständlich kann sich auch Deutschland – wie jedes andere Land – in unserem Jahrhundert nicht der Antwort auf diese Frage entziehen, die von der Geschichte auf die Tagesordnung gesetzt ist. Die ökonomische und soziale Entwicklung hat Probleme aufgeworfen, die von der Menschheit und auch von uns Deutschen auf die Dauer nur durch eine grundlegende gesellschaftliche Erneuerung gelöst werden können. Schon heute existieren in Deutschland zwei Staaten mit unterschiedlicher Gesellschaftsordnung – der eine mit der alten, kapitalistischen, der andere mit der neuen, sozialistischen. Ich persönlich bin überzeugt, daß sich eines Tages auch die Bevölkerung Westdeutschlands unter keinem anderen Zwang als dem der geschichtlichen Notwendigkeit und im wohlverstandenen eigenen Interesse für den Sozialismus entscheiden wird. Gerade deshalb ist der unter großen Schwierigkeiten begonnene und sich erfolgreich vollziehende Aufbau der sozialistischen Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik, sind die dabei gesammelten Erfahrungen von gesamtnationaler Bedeutung.

Aber lassen wir diese Fragen einer näheren oder ferneren Zukunft beiseite. Heute geht es um die Lösung der Fragen von heute Heute geht es darum, wie in Deutschland eine friedliche Entwicklung gesichert, wie neues Unheil verhütet werden kann. Es geht ganz einfach darum, die Lehren aus dem zweiten Weltkrieg und der so folgenschweren terroristischen Herrschaft der Rüstungsmonopole zu ziehen und zu sichern, daß Deutschland niemals mehr Ausgangspunkt eines neuen Krieges wird. Den Frieden sichern – das aber heißt in Deutschland: das friedliche Zusammenleben der beiden deutschen Staaten organisieren. Die deutsche Spaltung kann nicht überwunden werden, indem sich einer der deutschen Staaten den anderen einverleibt, indem ein deutscher Staat dem anderen seine gesellschaftliche Ordnung aufzuzwingen versucht. Die Normalisierung der Beziehungen zwischen ihnen, die Entwicklung ihrer Zusammenarbeit auf den verschiedensten Gebieten, ihre allmähliche Annäherung – das ist die Voraussetzung sowohl für die Sicherung des Friedens in Deutschland wie für die spätere friedliche Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten.

Ihr Katechismus enthält eine gründliche Untersuchung der Hemmnisse, die einer solchen Entwicklung entgegenstehen. Sie nennen die gegen die Deutsche Demokratische Republik gerichtete »militärische Formierung« der Bundesrepublik, die auf den »Griff nach der Verfügungsgewalt über nukleare Kriegsgeräte« abzielt. Sie zitieren die Ansprüche der Bundesregierung auf die Grenzen von 1937, die Gebietsforderungen an die Volksrepublik Polen und die Tschechoslowakische Sozialistische Republik. Und Sie verweisen auf die Anmaßung der Bundesregierung, sie allein vertrete ganz Deutschland.

In der Tat verhindern diese politisch-militärischen Aktionen und Doktrinen der Bundesregierung jeden Fortschritt beim Abbau der Spannungen in Deutschland, ja, sie vertiefen und zementieren die deutsche Spaltung. Mehr noch: Solange sich Bonn einer besseren Einsicht, einer Wandlung in diesen grundlegenden Fragen versperrt, vermögen auch sogenannte kleine Schritte nicht vom Fleck zu führen. Welchen Nutzen könnten kleine Schritte haben, wenn die Bundesrepublik den verhängnisvollen großen Schritt zur atomaren Verfügungsgewalt betreibt? Welchen Nutzen könnten kleine Schritte haben, wenn die Bundesregierung als einzige europäische Regierung weiterhin nach Revision der bestehenden Grenzen trachtet? Wie sollten kleine Schritte vereinbar sein mit einer politischen Grundkonzeption, die den wie immer gearteten Anschluß der Deutschen Demokratischen Republik zum Hauptziel erklärt?

Alle bisherigen »kleinen Schritte« – nehmen Sie die Passierscheinabkommen, die Rentnerreisen usw. – gingen auf Initiativen der Regierung der DDR zurück, wurden durch ihre Verständigungsbereitschaft, ihren bis an die Grenze des Vertretbaren gehenden Verzicht auf Fragen des Prestiges möglich. Aber wie wurde diese Haltung erwidert? Hat sich irgend etwas an der Politik Bonns, an der feindseligen Haltung uns gegenüber geändert? Im Gegenteil, es wurden Maßnahmen zur Verschärfung der Situation getroffen. Nach diesen Erfahrungen oder, wenn ich es emotionell ausdrücken will, Enttäuschungen, kann niemand weitere Vorleistungen in Form »kleiner Schritte« von uns verlangen.

Umgekehrt aber würden nicht nur kleine, sondern ganz beträchtliche Schritte zur Überwindung der Spannungen und zur Verständigung der beiden deutschen Staaten möglich, wenn die von der Bundesregierung errichteten Barrieren beseitigt werden. Mit vollem Recht fordern Sie daher im Katechismus den Verzicht auf atomare Verfügungsgewalt, die

Anerkennung der Grenzen, die Respektierung der Deutschen Demokratischen Republik, die Aufnahme enger offizieller Kontakte und direkter Verhandlungen zwischen den Regierungen der beiden deutschen Staaten. Das sind die elementarsten Forderungen der Vernunft, die Grundgedanken jedes halbwegs realistischen Programms bilden müßten, das einem echten Fortschritt in der deutschen Frage dienen will. Mir scheint der Hauptmangel der Situation in Westdeutschland darin zu bestehen, daß es noch keinen Zusammenschluß aller an Frieden und Verständigung interessierten Kräfte um ein solches für alle annehmbares Minimalprogramm gibt.

In der Deutschen Demokratischen Republik sind Vernunft und Realismus Regierungsprogramm. Manchen der von Ihnen geäußerten Gedanken werden Sie in ähnlicher Form auch in den sechs Vorschlägen begegnen, die der Vorsitzende des Staatsrates, Walter Ulbricht, in seiner Neujahrsbotschaft dem Bundestag unterbreitet hat. Aber der Unterschied: Diese Vorschläge sind keine mehr oder weniger private Proklamation, sondern regierungsoffizielle Richtlinie des gesamten Handelns unseres Staates. Sie stellen ein reales Programm der friedlichen Koexistenz in Deutschland dar. (Abgedruckt im *Kursbuch 4*, S. 72.)

Leider müssen wir immer wieder feststellen, wie wenig solche konstruktiven Vorschläge der Deutschen Demokratischen Republik in der Bundesrepublik bekannt sind (ohne Zweifel ist diese erschreckende Unkenntnis eines der Hauptübel, die die Westdeutschen daran hindern, sich frei für eine Politik der Vernunft zu entscheiden).

Nach allem, was Sie schreiben, zu urteilen, sind auch Sie der Meinung: die Verwirklichung solcher Vorschläge brächte niemandem Schaden oder Verlust, allen aber Nutzen und Gewinn. Wären erst einmal die Haupthindernisse auf dem Wege zur Entspannung und Normalisierung der Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten beseitigt, dann ließen sich auch viele andere Fragen leichter regeln. Ich darf Sie daran erinnern, daß ich in meiner Erklärung vom 13. Januar d. J. einige der Probleme genannt habe, die die Bürger beider deutscher Staaten bewegen und einer sachlichen gemeinsamen Erörterung wert wären:

Könnte nicht angesichts der Fragen, die durch die technische Revolution auf die Tagesordnung gesetzt sind, ein Meinungsaustausch über die Rechte der Arbeiter und Angestellten zwischen sachkundigen Vertretern beider deutscher Staaten für beide Seiten von Nutzen sein?

Könnte man nicht auf dem Gebiet des Handels und der wirtschaftlichen Zusammenarbeit zu weiterreichenden Beziehungen kommen, für die auf beiden Seiten offenkundig Interesse vorhanden ist?
Sollte man nicht über Fragen der modernen Bildung zwischen den zuständigen Ministern oder den Jugendorganisationen beider deutscher Staaten direkte Gespräche führen und den Austausch von Informationen und Erfahrungen vereinbaren, anstatt über das Bildungssystem der DDR und seine Erfolge lediglich aus der Ferne zu orakeln?
Und könnte man nicht auch auf der Ebene der privaten Beziehungen und Interessen manches klären, wenn die Bundesregierung den von uns vorgeschlagenen Gedanken des friedlichen Zusammenlebens der deutschen Staaten zum Prinzip ihrer Deutschlandpolitik machen würde?
Das sind nur einige Probleme. Sie führen weitere an. Bislang hat jedoch die Regierung in Bonn weder die geringste Bereitschaft zu einem solchen friedlichen Zusammenleben erkennen lassen noch auch nur den bescheidensten Gedanken für ein ähnlich konstruktives Programm mit dem Ziel der Entspannung in Deutschland geäußert. Warum ist das so?
Sie sprechen in Ihrem Katechismus an einer Stelle von den herrschenden Kräften des Finanz- und Industriekapitals, die nach außen wie nach innen militant operieren, auf eine forcierte Aufrüstung mit dem Fernziel einer Annexion der Deutschen Demokratischen Republik und auf eine vollständige Integration der Bundesrepublik in eine antikommunistische Allianz drängen. Ohne Zweifel: Wer die Niederlage des Hitler-Staates rückgängig machen will, wer die eindeutig revanchistische Zielsetzung einer Veränderung der bestehenden Grenzen verfolgt, wer nach Eroberung anderer Staaten oder von Teilen ihrer Territorien strebt und im eigenen Land die Gesellschaft im Dienste dieser aggressiven Absichten und Aufgaben formieren möchte, ist an Schritten zur Entspannung und zu friedlichem Zusammenleben nicht interessiert. Die tiefere Ursache für den gegenwärtigen Stand der deutschen Dinge liegt also – und das muß man in aller Klarheit erkennen, aussprechen und in Rechnung stellen – letzten Endes darin, daß in der Bundesrepublik die gleichen Rüstungsmonopole die Regierungspolitik maßgeblich bestimmen, die schon die Raubzüge Hitlers inspirierten, die schon einmal Deutschland in einen antikommunistischen Kreuzzug trieben, der zum furchtbarsten Unheil der deutschen Geschichte führte.
Sie sprechen im »Katechismus« auch von einem »progressiven« Flügel des

westdeutschen Kapitals. Sie setzen das Wort »progressiv« selbst in Anführung. Tatsächlich war bisher von einem solchen Flügel kaum etwas zu bemerken. Existiert er wirklich, so ist sein Einfluß auf die Regierungspolitik der Bundesrepublik offenbar äußerst gering. Dabei könnten auch verantwortungsbewußte Kräfte des Bürgertums bei der Entwicklung einer realistischen nationalen Politik in der Bundesrepublik durchaus eine positive Rolle spielen. Solche Kräfte hatte auch der Staatsratsvorsitzende der Deutschen Demokratischen Republik, Walter Ulbricht, im Auge, als er bereits vor über fünf Jahren erklärte:

»Ich bin der Meinung, daß es auch für den westdeutschen Kapitalisten im wahrsten Sinne des Wortes gesünder, bekömmlicher und in jeder Hinsicht zweckmäßiger ist, auf eine friedliche Entwicklung hinzuarbeiten und jenen Kräften aus der eigenen Klasse Einhalt zu gebieten, die in engstirniger Verblendung Katastrophenpolitik betreiben, deren Opfer nicht zuletzt die kapitalistische Klasse und ihre Herrschaft wären.«

Die Haltung dieser Kreise zu den Lebensfragen der Nation würde sicherlich auch von der Arbeiterklasse in Westdeutschland berücksichtigt werden, wenn sie eines Tages über die Mittel und Wege der Einbeziehung der kapitalistischen Unternehmer in den Prozeß der gesellschaftlichen Umwandlung zum gemeinsamen Nutzen zu befinden hat.

Es gibt in Ihrem Katechismus auch einige Gedanken, denen ich nicht zu- Bundesrepublik sehr klar sehen, beurteilen Sie – möglicherweise infolge ungenügender eigener Anschauung oder Kenntnis – in bezug auf die Deutsche Demokratische Republik völlig falsch. Offenbar sind Sie nicht in der Lage, aus der Ferne und unter dem Trommelfeuer der gezielten Desinformation den historischen Prozeß des Aufbaus der neuen Gesellschaftsordnung gerade in unserer Republik – die gewaltige Leistung der Beseitigung von Ausbeutung, Krisen, sozialer Ungerechtigkeit, Bildungsprivilegien, menschlicher Verkrüppelung und rüstungsindustriellen Kriegsinteressen – in seinem Wesen zu erfassen. Sicher könnten Kontakte und Diskussionen, die der sachlichen Information dienen, dazu beitragen, das Bild, das viele Westdeutsche sich fälschlich von der Deutschen Demokratischen Republik machen, richtigzustellen und zu klären. Gerade deswegen wäre die Beseitigung der Staatsschutzbestimmungen des kalten Krieges so wichtig, die westdeutsche Bürger an solcher sachlichen Information hindern.

Sie sprechen zum Beispiel in schematischer Übertragung der Klassifika-

tion, die Sie für das westdeutsche Kapital vorgenommen haben, von »zwei Flügeln« der in der Deutschen Demokratischen Republik führenden gesellschaftlichen Kräfte. Sie erfinden einen, der »auf eine forcierte Aufrüstung mit dem Fernziel einer Annexion der Bundesrepublik« dränge. Abgesehen davon, daß Sie diese Behauptung selbst nicht zu belegen vermögen, scheint mir, daß Sie in diesem Punkt jenen Raum geben, die ihren Antikommunismus mit einer angeblichen »kommunistischen Bedrohung« zu begründen pflegen, was bekanntlich schon einmal der Kriegsreifmachung unseres Volkes diente. Aber es ist doch allgemein bekannt, daß die Deutsche Demokratische Republik – und das trifft für *alle* gesellschaftlichen Kräfte ohne Ausnahme zu – nicht nach Atomwaffen strebt, sondern im Gegenteil für einen allgemeinen Atomwaffenverzicht beider deutscher Staaten, für gemeinsame Abrüstungsmaßnahmen, für Verhandlungen, für friedliche Koexistenz eintritt. Imperialismus und Entspannung, Imperialismus und Frieden – das reimt sich tatsächlich nicht. Aber Sozialismus und Entspannung, Sozialismus und Frieden – das sind keine Gegensätze, das gehört zusammen. Es sollte sich herumgesprochen haben, daß Marxisten die sozialistische Ordnung nicht als Exportartikel betrachten, für den man Märkte mit Gewalt erschließen könnte.

Sie befinden sich auch in offensichtlichem Widerspruch zu den Tatsachen, wenn Sie die Wirtschaft der Deutschen Demokratischen Republik als noch nicht »lebens- und konkurrenzfähig« bezeichnen. Zweifellos haben es die Bürger der Deutschen Demokratischen Republik auf Grund der ungleich ungünstigeren Startbedingungen nach 1945 und des erbarmungslosen kalten Krieges der Bonner Regierung schwerer gehabt als die Westdeutschen, eine leistungsfähige Wirtschaft aus eigener Kraft aufzubauen. Heute aber müssen selbst diejenigen, die uns »Brüder und Schwestern« jahrelang blockierten, auf industriellen Zusammenbruch und auf Mißernten in der Deutschen Demokratischen Republik spekulierten, zugeben, daß die DDR zu den führenden Industriestaaten gehört und die leistungsfähigste Landwirtschaft des sozialistischen Lagers besitzt. Wollen Sie gerade jetzt die propagandistischen Ladenhüter aus der Konkursmasse der »Politik der Stärke« übernehmen? Das wäre doch für eine realistische Politik wenig vorteilhaft.

Ist es nicht auch inkonsequent, wenn Sie einerseits die gegen die DDR gerichtete Alleinvertretungsanmaßung der Bundesregierung richtig als »Bürgerkriegstheorie« charakterisieren und andererseits unseren Schutz-

maßnahmen gegen einen solchen Bürgerkrieg totales Unverständnis entgegenbringen? Wenn Sie einen Abbau unserer Schutzmaßnahmen vorschlagen, dann möchte ich Sie fragen: Was muß denn zuerst beseitigt werden – die Bürgerkriegspolitik Bonns oder die Schutzmaßnahmen, die wir dagegen getroffen haben? Wie würde es denn heute in Deutschland und in Europa aussehen, wenn diese Mauer, von der Sie mit soviel Unverständnis sprechen, nicht gebaut worden wäre? Was hätten dann wohl jene Leute getan, die so massiv die Beseitigung der Deutschen Demokratischen Republik und die Ausdehnung ihrer eigenen Herrschaft über ganz Deutschland fordern? Ich will Ihnen nicht zu nahe treten – aber möglicherweise hätten Sie in diesem Falle nicht einmal mehr Gelegenheit gehabt, Ihren Katechismus zu veröffentlichen!? Ich rede schon gar nicht davon, um wieviel schneller sich Wirtschaft und Lebensstandard der Deutschen Demokratischen Republik gerade seit 1961 zum Wohle der Bevölkerung entwickelt haben, nachdem die Löcher verschlossen wurden, durch die der größere Teil Deutschlands die Ausblutung des kleineren kraft ökonomischer Gesetze organisierte.

Unbegreiflich ist es schließlich für mich, daß Sie sich in Ihrem deutschen Problemen gewidmeten Katechismus in die inneren Angelegenheiten der Sowjetunion einmischen wollen und Forderungen stellen, die an den Anspruch des Herrn Hallstein vom März 1952 auf Ausdehnung seiner Befugnisse bis zum Ural erinnern. Hier verlassen Sie auch die Pfade der elementaren Logik. Warum denn soll der Abzug amerikanischer Truppen aus Europa, das erwiesenermaßen nicht Staatsgebiet der Vereinigten Staaten von Amerika ist, dadurch bedingt werden, daß die Sowjetunion den europäischen Teil ihres Staatsgebietes der Verteidigungsmöglichkeiten beraubt, daß sie auf fremdes Geheiß ihre Truppen und bestimmte Waffensysteme hinter den Ural zurückzieht? Sollte nach dieser »Logik« der Abzug der amerikanischen Aggressionstruppen aus Vietnam auch erst dann möglich sein, wenn die Sowjetunion ihre Truppen aus ihrem asiatischen Staatsgebiet gleichfalls an den Ural zurückzieht? Sie wollen doch wohl nicht die Lösung der deutschen Frage von der Entwaffnung der Sowjetunion abhängig machen, die unter der deutschen Aggression am meisten zu leiden hatte? Mit einer solchen Forderung könnten Sie auf Beifall aus Kreisen rechnen, an deren Zustimmung Ihnen sicher nicht gelegen ist.

Doch alle Meinungsverschiedenheiten können mich nicht davon abhalten,

Ihnen und den Mitverfassern des Katechismus noch einmal meine Sympathie für Ihren Realitätssinn in deutschen Dingen, für Ihr nationales Verantwortungsbewußtsein, für Ihren persönlichen Mut auszudrücken. Unterschiedliche Weltanschauungen, denen Sie und ich angehören, mögen uns in vielen Fragen trennen; das gemeinsame Streben nach Frieden, nach Entspannung in Deutschland, nach vernünftigen Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten als Vorstufe ihrer späteren Wiedervereinigung eint uns, wie ich glaube, im entscheidenden Punkt.

Was ist zu tun? Sie bezeichnen das Problem, ob die deutschen Regierungen bereit sind, sich zu verständigen, als die deutsche Frage. Meiner Meinung nach muß man diesen Begriff weiter fassen: Die deutsche Frage – das ist die Frage der Sicherung des Friedens in Deutschland und Europa, das beinhaltet die Beendigung der Politik der Revanche und der atomaren Rüstung, die Beschneidung der Macht der Rüstungsindustrie und des expansionistischen Finanzkapitals in Westdeutschland. Aber Sie haben recht: eine Kernfrage des deutschen Problems ist heute ohne Zweifel das Verhältnis der Bundesrepublik zur Deutschen Demokratischen Republik, die Herstellung normaler Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten. In welchen Formen sich diese normalen Beziehungen entwickeln, welche Organe und Institutionen zu schaffen sind, bleibt zu diskutieren. Sie haben dazu einige erwägenswerte interessante Vorschläge gemacht. Wahrscheinlich ist es nicht entscheidend, ob Botschafter oder Regierungsbeauftragte eingesetzt werden. Bei gutem Willen von beiden Seiten ist es immer möglich, eine Einigung herbeizuführen. Entscheidend aber ist, daß endlich Verhandlungen auf Regierungsebene aufgenommen werden und das Eis in den gesamtdeutschen Beziehungen zum Schmelzen gebracht wird.

Die Diskussion über die Deutschlandfrage ist in Gang gekommen. Leider wird sie in Westdeutschland nur von inoffizieller Seite konstruktiv geführt. Ich kann Ihnen meine Sorge nicht verhehlen, was aus solchen vernünftigen Gedanken, wie Sie sie äußern, in der Bundesrepublik wird. Wieviele Bürger der Bundesrepublik werden Ihren Katechismus kennenlernen und so die Möglichkeit erhalten, ihre Meinung dazu zu äußern? Und wo würden sie diese Meinung vertreten können? Auf öffentlichen Veranstaltungen, im Rundfunk, im Deutschlandfunk zum Beispiel, im Fernsehen oder wenigstens in den Zeitungen, die nicht zum Springer-Konzern gehören? Denn werden jene Zeitungen der Springer-Presse, die 80 Prozent der westdeutschen Leser beeinflussen, jemals über Ihre oder

unsere Gedanken sachlich informieren oder gar den Lesern ihre Spalten zu einer positiven Meinungsäußerung zur Verfügung stellen? Wird weiterhin alles, was aus der DDR kommt und was in Westdeutschland zur Verständigung der beiden deutschen Staaten getan wird, als »kommunistische Propaganda«, als Teufelswerk verketzert – oder wird der riesige Apparat des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen, der pausenlos die verschiedenartigsten Druckerzeugnisse gegen die Deutsche Demokratische Republik produziert, endlich auch einmal wenigstens einen Bruchteil seiner Kapazität der Verbreitung vernünftiger Gedanken widmen?
Gegenwärtig ist die Lage doch so: Von den verschiedensten Seiten, aus den verschiedensten politischen Lagern werden – so wie von Ihnen – Gedanken und Vorschläge zugunsten einer Politik der Vernunft und der Entspannung geäußert. Die Bundesregierung geht darüber hinweg und lehnt nach wie vor jede Aufgabe revanchistischer Forderungen und atomarer Ambitionen ebenso ab wie die Aufnahme von Verhandlungen. Die Frage lautet also: Wie kommt man weiter, wie kann ein Anfang gemacht werden? Würden Sie es – und damit möchte ich meine Anmerkungen zum »Katechismus« schließen – unter diesen Bedingungen nicht auch für nützlich halten, ein Gremium für die offene Aussprache der Deutschen in Ost und West zu schaffen, wie dies das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands in seinem offenen Brief an die Mitglieder und Freunde der Sozialdemokratie in Westdeutschland vorgeschlagen hat? Ich zitiere:

»Um endlich eine Bresche in die Barrieren zu schlagen, die den Weg zur Überwindung der deutschen Spaltung blockieren, schlagen wir vor, noch im Jahre 1966 ein Gremium für die offene Aussprache der Deutschen aus Ost und West zu schaffen. Es sollte die Möglichkeit bieten, die vielfach noch gegensätzlichen Standpunkte und Auffassungen offen darzulegen und gemeinsam nach Lösungsmöglichkeiten zu suchen. Es könnte abwechselnd in der Deutschen Demokratischen Republik und in der westdeutschen Bundesrepublik beraten. Seine paritätische Zusammensetzung sollte möglichst alle Schichten des Volkes in der DDR und in Westdeutschland erfassen.
Als Teilnehmer an dieser großen gesamtdeutschen Beratung schlagen wir vor:
Vertreter der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Vertreter der

Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und Vertreter der Kommunistischen Partei Deutschlands;
Vertreter des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes aus der DDR und des Deutschen Gewerkschaftsbundes aus Westdeutschland;
Vertreter der Christlich-Demokratischen Union aus der DDR und Vertreter der Christlich-Demokratischen Union aus Westdeutschland;
Vertreter der Liberal-Demokratischen Partei aus der DDR und Vertreter der Freien Demokratischen Partei aus Westdeutschland;
Vertreter der Demokratischen Bauernpartei aus der DDR und Vertreter der Bauernverbände aus Westdeutschland;
Vertreter der National-Demokratischen Partei aus der DDR und Vertreter der Christlich-Sozialen Union aus Westdeutschland;
Vertreter der Deutschen Friedensunion Westdeutschlands und des Friedenskomitees der DDR;
Vertreter des Demokratischen Frauenbundes aus der DDR und Vertreter der westdeutschen Frauenverbände;
Vertreter der Freien Deutschen Jugend aus der DDR und Vertreter der Jugendverbände aus Westdeutschland.«

Wäre das nicht wirklich eine Möglichkeit, eine Bresche in die Barrieren zu schlagen, die den Weg zur Überwindung der deutschen Spaltung blokkieren?
Niemand in Deutschland sollte den Ernst der Situation unterschätzen. Es wäre verhängnisvoll zu glauben, daß nur fern in Vietnam Gefahren einer militärischen Eskalation drohen. Die bundesdeutschen Verfechter und Organisatoren einer expansionistischen Politik sehen das blutige Geschehen in Asien keineswegs als »Pause« an, sondern erblicken darin die Möglichkeit, durch weitgehendes Engagement am schmutzigen Krieg der USA die eigenen aggressiven Pläne schneller voranzubringen, in den Besitz der atomaren Mitverfügung zu gelangen und jeder Entspannung massiv entgegenzuwirken. Das aber bedeutet: Friede und Glück der Menschen sind auch in Deutschland bedroht, wenn die gegenwärtige Bonner Politik der atomaren Bewaffnung, der Ansprüche auf fremdes Staatsgebiet, des Engagements am USA-Krieg in Vietnam nicht schnellstens gestoppt wird.
Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß auch in Westdeutschland die vernünftigen Kräfte, die für Entspannung und Annäherung eintreten, Einfluß auf die offizielle Politik gewinnen werden. Ebensowenig werden wir

in unseren Anstrengungen nachlassen, durch den erfolgreichen Aufbau des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik diesen Prozeß zu unterstützen. Je eher die Vernunft, der Sinn für die Realitäten siegt, desto besser wird es für die Westdeutschen und für die ganze Nation sein.

Berlin, den 5. März 1966

Joachim Herrmann
Staatssekretär für gesamtdeutsche Fragen

Ihren »Katechismus zur deutschen Frage« habe ich mit großem Interesse gelesen. Es ist wohl nicht meines Amtes, daß ich als Bischof zu speziellen Fragen der politischen Technik Stellung nehme. Es liegt mir aber sehr daran, Ihnen zu sagen, daß ich Ihren mutigen Vorstoß begrüße. Ich fasse ihn auf als einen umfassenden Anstoß zum neuen Durchdenken der Probleme, die unserem Volk seit 20 Jahren als Aufgaben gestellt sind, und die von den verantwortlichen Politikern bis heute noch niemals ernsthaft aufgegriffen wurden. Aus meiner täglichen Arbeit weiß ich, wieviel menschliches Leid durch die festgefahrenen Verhältnisse in dem zweigeteilten Deutschland, das Eltern von Kindern, Brüder von Brüdern trennt, erwachsen ist. Viele Menschen haben sich in ihrer Verzweiflung an mich gewandt, und immer wieder habe ich mich bemüht, mit Einzelmaßnahmen, Gesuchen, Befürwortungen zu helfen. Es ist an der Zeit, über die karitativen Bemühungen um den Einzelfall hinaus zu vernünftigen allgemeineren Lösungen vorzustoßen. Drei Voraussetzungen sehe ich, die erfüllt werden müßten, um zu Ergebnissen zu gelangen.

1
Alle Deutschen in der Bundesrepublik und in der Deutschen Demokratischen Republik müssen nüchtern den Tatsachen ins Auge sehen, die als Ergebnisse und Folgen des von uns verschuldeten verlorenen Krieges nun einmal gegeben sind. Darauf zu spekulieren, daß diese Folgen durch politische Tricks, durch »Geschäfte« oder durch einen dritten großen Krieg korrigiert werden könnten, halte ich für absurd und lebensgefährlich.

2
Es ist unerläßlich, von der Tatsache auszugehen, daß es zwei selbständige deutsche Staaten gibt. Ich begrüße, daß Ihr Katechismus dieses Faktum nicht in Frage stellt und insbesondere in den Ziffern 25 und 26 unmißverständlich ausspricht, daß schon nach den Regeln des klassischen Völkerrechts an dem Staatscharakter der Deutschen Demokratischen Republik, an ihrer Fähigkeit, Völkerrechtssubjekt zu sein, nicht gezweifelt werden kann. Es ist erforderlich, daß verantwortliche und zuständige Männer aus beiden deutschen Staaten in ein verbindliches Gespräch miteinander eintreten. Ich halte es für eine vorsätzlich verbreitete Irrlehre, die da immer wieder behauptet, wer die Zweistaatlichkeit Deutschlands anerkenne, zementiere die Trennung der Deutschen voneinander. Das Gegenteil dürfte richtig sein. Nur wenn die beiden deutschen Staaten unter gegenseitiger Respektierung ihrer verschiedenen Strukturprinzipien bemüht sind, um der Menschen willen einen vernünftigen modus vivendi auszuhandeln, dürfte ein allmählicher Abbau der Spannungen und ein Zusammenwachsen, an dessen Ende die Wiedervereinigung stehen könnte, möglich sein.

3
Es ist mir seit langem deutlich, daß das Hauptmotiv für den ideologischen Kampf, der in der Bundesrepublik gegen die Deutsche Demokratische Republik geführt und geschürt wird, ein antisozialistischer und antikommunistischer Komplex ist, der fast den Charakter einer Kernneurose gewonnen hat. Es gehört doch einfach auch zur Analyse unserer Weltsituation, festzustellen, daß rund die Hälfte der Menschen in einem sozialistischen oder kommunistischen Staat leben. Diese Tatsache kann nicht durch einen »Kreuzzug« verändert werden. Man muß die geistige Auseinandersetzung zwischen den sozialistisch-kommunistischen und anders organisierten Staaten entgiften. Jede Fanatisierung im Sinne einer neuen Kreuzzugsideologie ist weltpolitisch hoffnungslos antiquiert und außerdem eine unchristliche Torheit.
Es gibt sehr viele Fragen, über die Vertreter aus beiden deutschen Staaten baldigst in ein verbindliches Gespräch kommen sollten. Mir liegt jeder Germanozentrismus fern, aber ich meine, daß ein vernünftiges Miteinanderumgehen der beiden deutschen Staaten ein Modell dafür sein könnte, wie auch in Europa Differenzen und Spannungen nicht durch Gewalt oder

durch Drohung mit Gewalt, sondern durch das vernünftige Sachgespräch geregelt werden könnten. Taschkent war ein Beispiel. Möchten ihm bald andere folgen.
Wir Deutschen sollten weniger übereinander, aber viel mehr verantwortlich und verbindlich miteinander reden. Das gebietet die Vernunft, das wäre eine sachgemäße Anwendung christlich-ethischer Prinzipien im politischen Raum.

Eisenach, den 22. Februar 1966 *Landesbischof D. Moritz Mitzenheim*

Seit wenigstens fünfzehn Jahren ist es meine Überzeugung, daß die westliche Einstellung gegenüber der deutschen Wiedervereinigung und der deutschen Frage ganz allgemein an einem inneren Widerspruch krankt. Der gründet auf der Annahme, daß Deutschland durch die militärische Integration in die anti-sowjetische Allianz des Westens seinen nationalen Zielen näherkommen werde. Ich hatte schon immer das Gefühl, daß diese Haltung dem Warten auf ein Wunder gleichkomme. In Wahrheit können die deutschen Ziele nur in Kooperation mit der Sowjet-Union erreicht werden. Denn es ist die Sowjet-Union, die bisher der Erreichung dieser Ziele im Wege stand und die ihnen den Weg bahnen kann, wenn sie nur will. Man muß sie dazu bringen, es zu wollen. Das kann nicht durch Akkumulation militärischer Stärke in Westdeutschland und im Westen überhaupt geschehen, da die militärische Stärke der Sowjets der des Westens die Waage hält. Es kann nur durch eine friedliche Regelung der noch ungelösten Streitfragen in Mitteleuropa erreicht werden. Die Desintegration des Sowjetblocks hat Möglichkeiten eröffnet, aus welchen Vorteil zu ziehen der Westen noch erstaunlich säumig war. Es erforderte freilich einen radikalen Wandel in den Vorstellungen und der Politik, die Westdeutschland und die ganze westliche Welt bisher verfolgt haben. Ihr Artikel deutet, ob man nun mit allen seinen Vorschlägen übereinstimmt oder nicht, auf einen solchen Wandel hin.

Chicago, den 30. Dezember 1965 *Hans J. Morgenthau*

1
Mit Ihren Analysen und Vorschlägen zur Lösung der deutschen Frage veranstalten Sie einen rechtlichen und politischen Kahlschlag in Stufen, und zwar ganz überwiegend auf dem rechtlichen und politischen Terrain der Bundesrepublik einschließlich West-Berlins. Ein solches Vorgehen erscheint mir weder wünschenswert noch erfolgversprechend.

2
Sie selbst haben in Ziffer 9 einen »totalen und perfekten Lösungsvorschlag«, der mit einem »projektierten Prozeß« verbunden ist, mit Recht kritisiert. Ich stimme Ihnen zu, wenn Sie die »konstruktive Eskalation« sozusagen als die Quintessenz sinnvollen politischen Vorgehens auffassen. Nur kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Sie selbst in Ihren konkreten Vorschlägen diesen klugen Rat zu »kleinen Schritten« nur allzu oft in den Wind schlagen.

3
Ich halte ein pragmatisches und offensives Vorgehen für aussichtsreicher. Als Beispiel dafür nenne ich die sieben Fragen, die der Vorstand der SPD in seiner »Offenen Antwort« vom 18. März 1966 an die SED gerichtet hat. Sie lauten:

Frage 1: Wie soll denn in Deutschland offen und unbefangen diskutiert werden, wenn auf Menschen geschossen wird, weil sie aus dem durch Minenfelder, Mauer und Drahtverhaue abgetrennten Teil ihres deutschen Vaterlandes ausbrechen wollen? Oder weil sie einfach nur von Deutschland nach Deutschland wollen – zu ihren Angehörigen, ihren Freunden, ihren Landsleuten.
Frage 2: Ist die SED bereit, nicht nur ausgewählten Funktionären, sondern jedem Mitglied ihrer Partei und allen »Bürgern der DDR« – nicht nur Rentnern, sondern auch jüngeren Menschen – zu erlauben, die Bundesrepublik zu besuchen und sich hier ein eigenes Urteil über die tatsächliche Lage zu verschaffen?
Frage 3: Ist die SED bereit, im Bereich ihrer Verantwortung dazu beizutragen, daß den Menschen im gespaltenen Deutschland das Leben leicht gemacht wird?

Frage 4: Ist die SED bereit, ihre feindselige und schikanöse Haltung gegenüber Berlin aufzugeben?
Frage 5: Ist die SED zu einer freimütigen Diskussion in beiden Teilen Deutschlands bereit?
Frage 6: Ist die SED bereit, das Spielen mit dem Kriege aufzugeben?
Frage 7: Will sich die SED für praktische Erleichterungen im geteilten Deutschland einsetzen?

4
Der Inhalt der sieben Fragen der SPD sollte Ihnen wohl zeigen, daß Ihr in Ziffer 78 angedeutetes Bild der SPD nicht zutrifft. Die ersten Reaktionen deuteten darauf hin, daß hier Ansätze zu einer »konstruktiven Eskalation« vorhanden sein könnten. Auch wenn erstmal die Absage der SED auf »Chemnitz und Hannover« erfolgt ist, wird die SPD in ihren offensiven Bemühungen nicht nachlassen.

5
Als weiteres praktisches Beispiel eines solchen Vorgehens nenne ich die Passierscheinabkommen in Berlin, zusammen mit der dort verwendeten »salvatorischen Klausel« (... unbeschadet der »unterschiedlichen politischen und rechtlichen Standpunkte und der nichterzielten Einigung über die Orts-, Behörden- und Amtsbezeichnungen«). Auch wenn hier neuerdings Schwierigkeiten eingetreten sind: Diese Aktionsrichtung wird für uns bestehen bleiben.

6
Ein weiterer Ansatz zur Verbesserung der Verhältnisse wäre die Anwendung dieses Berliner Modells auf den Personenverkehr über die Demarkationslinie durch Verhandlungen auf Kommunal- und Landratsebene. Siehe dazu auch Ihre Ziff. 45.

7
Auch die Weiterentwicklung und Ausdehnung der Interzonenhandelsabkommen wären ein Schritt zur Erleichterung der innerdeutschen Kommunikation.

8
Zum Stil Ihrer streitbaren Schrift noch zwei Bemerkungen:
a) Warum überschreiben Sie Ihre Vorschläge mit dem Wort »Katechismus«? Ich meine, zur Zeit ist niemand in der Lage, zur deutschen Frage ein »Religionsbuch zum ersten Unterricht« – so Kluge zum Wort »Katechismus« (Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Aufl. bearbeitet von W. Mitzka. Berlin 1960, S. 357) –, gleichermaßen ein Wiedervereinigungs-Vademecum, zu schaffen. Sie unterstreichen doch selbst in Ziffer 75 die »Bescheidenheit« Ihrer Vorschläge!
b) Auf Seite 55 erwähnen Sie Namen einiger Männer, die es abgelehnt haben, sich zu Ihren Vorschlägen zu äußern. Zu einer wahrhaft freien Diskussion in einem freien Veröffentlichungsorgan gehörte doch bisher, daß man »still« ablehnen konnte. Der Plakatierung der Namen der Schweiger wohnt eine unangebrachte Polemik inne.

Hamburg, im Juli 1966 *Karl Schiller*

Der Titel – wenn ich ehrlich sein soll – irritiert mich etwas.

(Gewiß kennen wir viele Laien-Katechismen aus der Zeit vor und nach Henri de Saint Simons *Catéchisme politique des industriels:* Und doch muß ich hier an die Frage von Heine denken: »Wozu jetzt noch der Talmud?«)

Mehr noch, er stimmt mich nachdenklich.

(In der Politik involviert das Verlangen nach einem Katechismus die Vorstellung eines *diligens pater familias,* der ihn erläutern soll. Aber ich traue diesen ›Familienvätern‹ nicht. Am Ende sind sie vor lauter Eifer doch anders als das, wofür sie gelten. Sie werden, wenn nichts Schlimmeres, intolerant. Hierfür brauchen wir nicht nach Belegen in der Geschichte zu suchen. Meine Generation – wir, die heute um die vierzig sind – liefert eine Überfülle von Beispielen. Ich bin mir natürlich darüber im klaren, daß hier die Dinge genau umgekehrt liegen. Die besorgten Familienväter

waren schon an der Macht, als wir sie kennenlernten: zuerst waren sie Volksaufwiegler, Demagogen, Jongleure, Dogmatiker, dann allerdings aufgeblasene Übermenschen, Versager, systematische Unheilbringer, für deren Untaten Europa noch den Preis bezahlen muß. Ich war sechs, sieben Jahre alt und diese Jongleure steckten mich in die Hampelmann-Uniform eines *balilla*[1] und ließen mich jeden Samstagnachmittag mit einem Gewehr in der Hand herumspazieren. Mit zwölf Jahren wurde ich dann von allen Schulen Italiens ausgeschlossen, auf Grund der Rassengesetze. In den Jahren, in denen der Widerstand gegen den Faschismus sich formierte, war meine einzige menschliche Erfahrung die Begegnung mit den alten Gegnern des Regimes, die zwanzig Jahre Kerker, Mißhandlungen, Emigration und den Spanienkrieg hinter sich hatten. Inzwischen waren wir 17, 18 Jahre alt geworden und hatten – wie konnte es anders sein – keine Ahnung von der Politik. Aber niemand gab uns einen *Katechismus.*

Der Grund wurde mir später klar, als ich gegen Ende des Krieges an einem Bücherstand den *Traité de la Tolérance* von Voltaire fand: die Übersetzung hatte der damalige Parteisekretär der P.C.I., Palmiro Togliatti, besorgt. Er schrieb im Nachwort, daß Voltaire und die anderen großen Zeitgenossen »vor allem wußten, daß es ihre Aufgabe war, Millionen Menschen von einem erdrückenden geistigen Joch zu befreien. Deshalb waren sie klar, verständlich und überzeugend.« Er führte weiter aus, daß »zwischen dem Rationalismus der Aufklärung und dem Marxismus zweifellos ein großer Unterschied bestehe. Unsere Auffassung von der Welt und der Geschichte fußt nicht nur auf jenen rationalistischen Ansätzen, die beim Materialismus des 18. Jahrhunderts maßgebend waren. Unsere Lehre stellt etwas ganz Originelles dar, denn wir finden in der Wirklichkeit selbst und in ihrer Entwicklung das Motiv und den Impuls zur Erneuerung der Welt. Aber wie könnten wir in den Vertretern der Aufklärung, die erfüllt waren von einem zuversichtlichen Glauben an den Menschen und seine Fähigkeiten, und die ihr ganzes Wissen einsetzten, um das Zeitalter der Erneuerung für die Menschheit einzuleiten – wie könnten wir in diesen Menschen etwas anderes als unsere Vorgänger sehen? Es war notwendig, sich vom Rationalismus durchtränken zu lassen, wollte man dem Denken und Handeln der Menschen den Weg in ein neues Zeitalter bahnen.« Können sich die Menschen in der Bundesrepublik rationalistisch durchtränken lassen, wenn sie von einem Katechismus ge-

führt werden? Ich bin nicht im Stande, diese Frage zu beantworten. Sie dürfte müßig sein: müßig und langweilig wie dieser ganze lange Exkurs.)

Worum es hier geht, ist nicht *die Methode*, sondern *die Sache selbst*.

(Erlauben Sie bitte noch einen Exkurs. Während der Nachkriegszeit war ich sechs Jahre lang als Korrespondent der *Unità* in Deutschland. Ich bin überall herumgekommen und habe überall viele, viele Freunde: in der DDR und in der Bundesrepublik. Aus Deutschland habe ich mitgebracht: meine Frau, viele Kisten voll Bücher, Erfahrungen und Erinnerungen; darüber hinaus auch eine gewisse Reizbarkeit gegenüber dem großen Chaos, als das der italienische Alltag, im Vergleich zu dem *geordneten* Leben in den beiden Teilen Deutschlands, zunächst erscheinen muß. Ich fühlte mich wie von einer *rationalen* in eine *irrationale* Welt versetzt. Aber ich täuschte mich wohl, denn zum großen Teil liegen die Dinge ja gerade umgekehrt. Eine Bestätigung hierfür ist auch in diesem Katechismus zu finden. Das Novum in der Bundesrepublik, etwas, das uns täglich begegnet, freilich zunächst nur bei der Elite, ist ein Verlangen nach der rationalistischen Durchtränkung, nach einem Eintauchen in die Wirklichkeit, so wie sie ist und nicht wie sie die Hallstein-Doktrin hinstellt. Wenn es darum geht, die Entscheidung zu treffen zwischen *solchen* Doktrinen und diesem Katechismus – und hierum geht es wohl – zwischen den Zerrbildern und einem neu gewonnenen Sinn für die Wirklichkeit, dann ist die Frage der Ausdrucksmittel unwichtig. Wichtig ist die Existenz dieses Verlangens, eines Verlangens, das sich langsam überall durchsetzt. Denken wir an den wachsenden Widerstand in den USA gegen die Vietnampolitik Präsident Johnsons. Eine neue Linke ist im Begriff, sich in den verschiedenen Ländern zu formieren. Man könnte meines Erachtens sagen, daß ein neuer Sinn für die Rationalität entsteht. Wir erleben das Ende der Krise, die zusammenhing mit dem Umdenken zu Beginn der 60er Jahre, als sich herausstellte, daß viele Entwicklungen nicht so einfach und geradlinig verliefen, wie man vorher angenommen hatte.)

Und jetzt zum Thema. Punkt für Punkt (auch wenn das Ganze sich leider in die Länge ziehen wird).

1

Die Kernfrage ist also die Existenz zweier deutscher Staaten. Eine Entspannung in Europa ist einfach ausgeschlossen, solange man dieser Tatsache nicht Rechnung trägt. Die Verantwortung dafür liegt allerdings nicht nur in Bonn. Sie liegt auch bei den Regierungen der Partnerländer der Bundesrepublik in der Nato, die sich bisher weigerten, den von ihr verfolgten Kurs zu desavouieren. Ich denke dabei an Italien. Wir haben heute in Italien eine Regierung der linken Mitte, die aus Christdemokraten, Sozialisten, Sozialdemokraten und Republikanern zusammengesetzt ist. Mindestens fünfzig Prozent der Minister und Staatssekretäre dürften davon überzeugt sein, daß es zwei deutsche Staaten gibt und daß es eines Tages zur Anerkennung dieser Tatsache kommen wird. Aber sie wagen nicht, etwas in dieser Richtung zu unternehmen. Angeblich, um die Verbündeten in Bonn und in Washington nicht zu brüskieren, und weil sie nicht dem Druck der Linken weichen wollen. An dieser Stelle möchte ich eine kritische Bemerkung machen. Man kann wohl nicht behaupten, daß die politischen Gruppen in Westdeutschland, die sich dieser Realität bewußt sind und sich konsequent danach verhalten, in der Außenpolitik Europas bisher eine große Wirksamkeit entfaltet hätten. Ich könnte mir vorstellen, daß es sinnvoll wäre, wenn die Verfasser dieses Katechismus und andere Persönlichkeiten, die mit ihnen einer Meinung sind, nach Rom gingen, um ihn Pietro Nenni, dem stellvertretenden Ministerpräsidenten, den Parteiführern und den Vertretern der Presse zu übergeben. Ich spreche von Italien, aber das Gleiche gilt meines Erachtens auch für die anderen Länder. Es wird viel gesprochen von der Freizügigkeit innerhalb des gemeinsamen Marktes, vor allem im Hinblick auf die Gastarbeiter. Aber wäre es nicht an der Zeit, im gleichen Rahmen einmal die Freizügigkeit des rationalen Denkens gesetzlich zu regeln? Heute fliegt man innerhalb von eineinhalb Stunden von jedem beliebigen Ort Europas zu den Hauptstädten der sechs EWG-Länder. Wenn es aber darum geht, die Öffentlichkeit zu mobilisieren, um einigen Thesen zum Durchbruch zu verhelfen, deren Verbreitung uns wünschenswert erscheint, dann fühlen wir uns in die Zeiten Goethes und Heines zurückversetzt, als die Reisenden auf die Postkutsche angewiesen waren. Goethe und Heine ließen sich trotzdem nicht vom Reisen abhalten.

2
Ich halte diese Regelung für notwendig; denn: was wird aus Europa werden, falls sie nicht zustande kommt?

3
Ja, *das* ist die deutsche Frage. Aber diese Frage betrifft auch Europa: Wird Europa für seinen Frieden und seine Sicherheit sorgen, oder wird es sich weiterhin zufriedengeben mit dem Bau seiner Wolkenkratzer, seiner Fabriken, seiner Universitäten, seiner Motels, am Rande eines Vulkans, der jeden Augenblick ausbrechen kann?

4
Zweifellos ist Deutschland zur Anomalie, zum Sonderfall geworden. Aber stimmt es wirklich, daß sich das Epizentrum heute ganz verlagert hat, oder behält Europa nicht seine volle Bedeutung als Ort der Begegnung und der Konfrontation? Das zu unterschätzen, wenn man z. B. vom Paradigma spricht, könnte uns unter Umständen dazu führen, der Versuchung des abstrakten Räsonnements zu erliegen: alles wird dann auf eine Frage des Bewußtseins reduziert.

5
Auch Korea und Vietnam werden nicht »für ewig« geteilt bleiben. Das kann man mit größerer Bestimmtheit für Asien als für Europa sagen.

6
Ich bin hundertprozentig mit Ihren Ausführungen einverstanden.

7
Ebenfalls einverstanden. Diese Forderung richtet sich an uns alle und wir sollten uns mehr dafür einsetzen, ihr eine konkrete Gestalt zu geben: für die deutsche Öffentlichkeit, soweit sie sich dieser Forderung bewußt wird, und die Öffentlichkeit der übrigen Länder, die die gleichen Sorgen haben. Wir sollten Anstrengungen machen, uns gegenseitig besser kennenzulernen, und versuchen, etwas geschlossener vorzugehen. Die zwanzigste Wiederkehr des Tages, an dem der zweite Weltkrieg zu Ende ging, wäre eine gute Gelegenheit gewesen für einen gemeinsamen Beginn. Sie wurde jedoch nicht wahrgenommen.

8
Es klingt alles überzeugend, mindestens im Formellen. Sie sehen jedoch die Dinge allzu optimistisch, vor allem im Hinblick auf die Nachbarn. Es fehlt nicht an einem tiefen Interesse für eine Politik der friedlichen Koexistenz in Europa, aber es gibt noch viele Hindernisse auf dem Wege zu einer solchen Politik. Bisher fehlte – im Rahmen der vorhandenen Möglichkeiten – ein Druck der öffentlichen Meinung im europäischen Maßstab. Nur in den einzelnen Ländern gab es einen solchen Druck. Täglich kommen die Minister und Staatssekretäre, und die Botschafter der EWG-Länder am Verhandlungstisch zusammen. Täglich finden Rundgespräche und Tagungen statt, etwa der Weinexperten oder der Tierärzte aus den EWG-Ländern. Warum laden nicht einmal Intellektuelle aus der Bundesrepublik ihre Kollegen aus Frankreich, England, Italien, Belgien usw. zu einem Rundgespräch ein? Diese Initiative würde bestimmt ein großes Echo in Europa finden.

9 10 11
Der größte Widerspruch besteht m. E. darin, daß die Fürsprecher der politischen Stagnation (einer Stagnation, deren Gefahren wir schon unter Punkt 6 gesehen haben), sich noch heute darauf berufen können, daß die jetzige Politik der Bundesregierung von der großen Mehrheit der westdeutschen Wähler gutgeheißen wird und daß die Opposition keine Alternative anbietet. Damit begründen sie ihre Abneigung gegen Schritte, die sie in einen offenen Widerstreit mit der Bundesregierung bringen würden. Gibt es einen Ausweg aus dieser Situation? Gewiß, diese These ist nicht stichhaltig: sie legitimiert nur die Passivität und die Unterordnung der Politik der einzelnen europäischen Staaten gegenüber Bonn. Und dennoch entbehrt sie nicht einer gewissen Grundlage. Widerlegt kann sie nur von der Bundesrepublik selbst werden. Bis jetzt ist kein Schritt in dieser Richtung unternommen worden, das steht außer Diskussion. Eine von Herrn Willy Brandt und seiner Partei getragene Initiative, im Sinne der einzelnen Punkte des Katechismus, hätte in verschiedenen Ländern, auch von offizieller Seite, einen starken Anklang gefunden.

12
Als Beispiel für die italienische Haltung zur deutschen Frage möchte ich nicht so sehr die Kommunisten, Sozialisten oder Sozialproletarier zu

Worte kommen lassen, sondern einen führenden Vertreter der Democrazia Cristiana, Prof. Giuseppe Vedovato, den stellvertretenden Vorsitzenden des außenpolitischen Ausschusses der italienischen Abgeordnetenkammer. Professor Vedovato schrieb neulich in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Rivista di studi politici internazionali* (Juli-September 1965) unter dem Titel *Realtà del problema tedesco:* »Der endgültige Charakter der Oder-Neiße-Linie steht für alle außer Zweifel, nur nicht für die Regierung in Bonn. General de Gaulle hat den Mut gehabt, sich mit aller Offenheit zu diesem Thema zu äußern. Auch Außenminister Segni nahm Stellung dazu, und zwar in einer Erklärung vor den Vereinten Nationen, die nicht sehr klar formuliert war und in Italien keine starke Beachtung fand. Dort hieß es, daß ›eine Korrektur der Grenzen, *auch der provisorischen*‹ nur durch den Krieg zu erzwingen sei. Aber weder Washington noch London haben bis jetzt, aus Angst, die Gunst der Bundesrepublik zu verlieren, den Mut aufgebracht, laut auszusprechen, was sie wirklich denken. Leider muß man zur gleichen Zeit beobachten, wie in Deutschland einige nationalistische Gruppen, die weitgehend nazistisch orientiert sind, einen ständig wachsenden Einfluß gewinnen und unter den Demokraten dieses Landes Unruhe stiften. Der Druck dieser Gruppen hielt neben wahltaktischen Überlegungen bis jetzt die Bonner Regierung davon ab, die Hinfälligkeit des Münchner Abkommens zu deklarieren (das von Hitler selbst verletzt und dann von allen anderen Unterzeichnern, einschließlich Italien, gekündigt worden war) und sich mit der Oder-Neiße-Linie einverstanden zu erklären.«

13

Die Behauptung, es gäbe einen Flügel innerhalb der SED, der auf eine forcierte Aufrüstung »mit dem Fernziel einer Annexion der Bundesrepublik drängt«, scheint mir völlig aus der Luft gegriffen zu sein, auch wenn gleichzeitig betont wird, daß die offizielle Politik die entgegengesetzte Richtung einschlägt. Welchen Namen kann man im Zusammenhang mit diesem Flügel nennen? Ich kenne von meinen Berliner Jahren her die DDR ziemlich gut. Ich habe weder die Existenz eines solchen Flügels feststellen können, noch sind mir Äußerungen bekannt geworden (sei es öffentlich oder privat), die auf solche Fernziele hingedeutet hätten. Ich will nicht die Möglichkeit bestreiten, daß es dort Irrenhäuser gibt, wo Verrückte sitzen, die über eine Annexion der Bundesrepublik spintisieren.

Gibt es nicht auch soundsoviel Verrückte, die fest daran glauben, Napoleon zu sein? (Leider gibt es in der Bundesrepublik Leute, die über eine Annexion oder Befreiung der DDR spintisieren und trotzdem frei herumlaufen, anstatt in einem Irrenhaus zu sitzen. Manche von ihnen bekleiden sogar hohe Stellen.)

14 15
Die Aufstellung der Länder und Gruppen, von denen Widerstände gegen eine Friedensregelung zu erwarten sind, scheint mir ein bißchen schematisch zu sein. Wenn es zu einer solchen Regelung käme, bzw. die ersten Schritte in dieser Richtung unternommen würden, dann sähen aller Wahrscheinlichkeit nach Befürworter und Gegner anders aus als heute.

16 – 30
Die Analyse ist beispielhaft und beweist Mut (auch wenn man zu dem einen oder anderen Punkt Einwände geltend machen könnte). In diesen Betrachtungen kommt eine Besinnung auf den Ernst der angeschnittenen Frage deutlich zum Ausdruck. Gleichzeitig sind sie geeignet, Zuversicht zu erwecken. Hier werden alle Klischees der offiziellen Politik durchbrochen. An ihre Stelle tritt etwas Neues und Wertvolles, nämlich eine politische Alternative; mehr noch, es wird der Beweis erbracht, daß Westdeutschland nichts verlieren würde, falls es zu einer realistischen Politik überginge. Es könnte vielmehr nur gewinnen. Ein unschätzbarer Gewinn würde dabei auch Europa zuteil, das dann mit seiner Vergangenheit fertigwerden könnte und endlich in der Lage wäre, seine echte Einheit zu erreichen. Nur eine solche Perspektive kann den Europagedanken legitimieren: alles andere ist entweder vollkommen illusorisch, oder aber es führt nicht zur Einigung, sondern zur Teilung.

31–61
Natürlich kann man auch andere Wege ins Auge fassen; entscheidend ist jedoch die Tendenz, nicht die abstrakte Festlegung vertraglicher Bestimmungen *a priori*. Diese Tendenz, die uns zu einer friedlichen Lösung führen kann, ist zweifellos identisch mit der, die im Katechismus artikuliert wird. Die Umkehrung des bisherigen Kurses würde nicht nur Deutschland, sondern die ganze europäische Politik betreffen. Damit wäre die Grundlage geschaffen für die Überwindung der beiden militärischen Blök-

ke, für die Auflösung der NATO und des Warschauer Paktes, sowie für die Schaffung eines kollektiven Sicherheitssystems. Für Europa würde das den Beginn einer neuen Epoche bedeuten: nicht nur im Hinblick auf die vergangenen zwanzig Jahre, sondern auf die gesamte Entwicklung seit dem Aufkommen der nationalen Staaten. Während einer Übergangsperiode könnte man an Maßnahmen des Disengagement und der Entnuklearisierung denken, als erste Schritte auf dem Wege zu umfassenderen Abmachungen, die sich mit der Abrüstung befassen sollten. Auch die innenpolitischen Verhältnisse würden davon nicht unberührt bleiben. In diesem Zusammenhang von einer Erneuerung Europas zu sprechen, wäre sicher keine Utopie.

62 – 74
Auch im Hinblick auf die militärischen Vorschläge könnten andere Wege aufgezeigt werden. Von primärer Bedeutung – um das Schlimmste zu vermeiden und die Voraussetzungen für ein besseres Klima zu schaffen – wäre eine Einigung über die Non-Proliferation der atomaren Waffen. Sollte dies Ziel vereitelt werden, in offener oder versteckter Form, würde sich die Lage schlagartig verschlechtern. Jegliche Initiative auf dem Wege zur nuklearen Rüstung würde automatisch entsprechende Gegenmaßnahmen des anderen Blockes nach sich ziehen. Dadurch würde die Sicherheit des einzelnen Staates (bzw. des Staatengebildes) keineswegs gestärkt, sondern nur die Sicherheit aller gefährdet. Indessen liegen Vorschläge für das atomare Disengagement in großer Zahl vor. Konkrete Vorschläge wurden z. B. von der DDR gemacht, und nicht von ihr allein. An Vorschlägen fehlt es bestimmt nicht, vielmehr fehlte es bis heute an politischem Willen, wie die Haltung der Bundesrepublik in Fragen der Nuklearpolitik deutlich gezeigt hat. Hierin liegt der Reibungspunkt, das Hauptproblem.

75 – 80
Ich halte diese Punkte für besonders anfechtbar (abgesehen von 77 und zum Teil 78). Sie tragen die Spuren schematischen Denkens und klingen ein bißchen nach Zukunftsmusik. Die Verfasser erstreben eine Systematisierung um jeden Preis – in Italien würden wir sagen, sie stecken die Geschichte in eine Zwangsjacke. Und dennoch findet man auch hier viele Ansätze zum Nachdenken. Diese letzten vier Seiten durchzieht, wenn

auch untergründig, ein Gefühl von Pessimismus und Voluntarismus. Man kann zwischen den Zeilen die Geschichte Westdeutschlands der letzten Jahre lesen, mehr noch, ein gut Teil der Geschichte Deutschlands seit Heine. Da ist einerseits die Überzeugung, im Besitz des Schlüssels zu sein, aber auch ein Gefühl der Einsamkeit und der Leere. *Vox clamans in deserto?* Ich möchte das verstanden wissen als Ausdruck tiefen Respekts. Wir alle in Europa verdanken einen Teil unseres Wesens der deutschen intellektuellen Avantgarde von vorgestern, von gestern und heute. Es gehörte immer Mut dazu, in Deutschland gegen den Strom zu schwimmen. Aber ist uns mit dem Respekt, mit der Hoffnung gedient, daß die Gedanken, die im Katechismus angesprochen werden, oder doch zumindest der größere Teil von ihnen, ein Echo finden und durch eine »offene und öffentliche Diskussion« verbreitet werden? Sollten wir Europäer nicht mehr von uns verlangen? Und besteht die Spaltung Deutschlands wirklich erst seit 1945? »Deutschland ist ein gespaltenes Land. Ein Teil von ihm sind wir«, schrieb Tucholsky 1929. Zwischen Elbe und Rhein besteht heute eine Teilung in der Teilung – die Teilung Tucholskys und die Teilung von 1945. »Ein Teil von ihm sind wir«, auch wenn wir keine Deutschen sind, auch wenn wir außerhalb Deutschlands leben. Das trifft in dem Maß zu, in dem wir Deutschland als unser Problem auffassen, nicht nur als Problem des Friedens in Europa, sondern als Problem der Freiheit, der Kultur, des Fortschritts, indem wir uns bewußt werden, daß es unbedingt notwendig ist, ein neues und besseres Verhältnis zu jenen Menschen in Deutschland zu gewinnen, die nicht nur die Bürde der Vergangenheit tragen, sondern sich auch an die Probleme der Gegenwart machen und den Kampf nicht scheuen. Sie gehen den Kampf mit Elan und Großmut an, weil sie wissen, daß sie Mut auch für diejenigen aufbringen müssen, die heute keinen Mut haben, vielleicht aber morgen.

Auch deshalb hat mich der Titel irritiert – und nachdenklich gestimmt. Ich denke dabei an einen Missionar, der zu den Missionsgebieten aufbricht, zu andersgearteten Menschen, die er katechisieren will. (Mich hat dieses Sendungsbewußtsein bei einem großen Teil der deutschen Linken immer schmerzlich berührt. Oft, und nicht nur in der Nachkriegszeit, führte es zu einer Art von Gegensatz zwischen einer aufgeklärten Minderheit und einer irregeleiteten Mehrheit und verlieh schließlich den verdienstvollen Aussagen dieser Minderheit einen Ton eher der Verzweiflung als der

Überzeugung.) Dieser Titel wirkt einschränkend, zum Teil auch frustrierend; er paßt nicht zu seinem Text, der weder abstrakte intellektuelle Spielerei ist, noch den Entwurf eines utopischen Sonnenstaates enthält, vielmehr einen nüchternen, trockenen, rationalen Appell. Dieser Appell gilt nicht nur für Deutschland, sondern ebenso für Italien und einige andere Länder Europas.

Zwanzig Jahre nach Kriegsende geht es nun darum, durch die Schulung des rationalen Denkens [2] einen Zugang zur Wirklichkeit zu gewinnen.

Rom, im März 1966 *Sergio Segre*

1 Angehöriger der faschistischen Jugendorganisation in Italien (Anm. d. Üb.).
2 Im Text: *»bagno razionalistico«*, nach dem oben erwähnten Wort von Palmiro Togliatti (Anm. d. Üb.).

Sie haben mich als Vorsitzer des Ostausschusses der Deutschen Wirtschaft angesprochen. Da einerseits Funktion und Person untrennbar sind, andererseits der Ostausschuß grundsätzlich zu politischen Fragen keine Stellung nimmt, möchte ich davon Abstand nehmen, auf Ihre Vorschläge einzugehen. Ich darf jedoch hinzufügen, daß der Ostausschuß durch die von ihm geübte Trennung zwischen Handel und Politik dazu beigetragen hat, das »Klima« zwischen Ost und West zu verbessern. Anfang der 50er Jahre galt es, die abgerissenen Handelsbeziehungen wieder anzuknüpfen; da wir damals – wie allerdings auch heute – keine diplomatischen Beziehungen mit den Ostblockstaaten hatten, wurde dieses Problem einem Selbstverwaltungsorgan der Wirtschaft übertragen – eben jenem Ostausschuß. Die daraus entstandenen vielfältigen persönlichen Kontakte sind der »Klimaverbesserung« zuzuordnen. Und weiterhin: der sogenannte Interzonenhandel fällt nicht in die Zuständigkeit des Ostausschusses; diesen Handel hat weder die Bundesregierung noch die Wirtschaft als Außenhandel betrachtet. Der Ostausschuß ist jedoch nur für Außenhandelsfragen mit den Ostblockstaaten zuständig.
Eine persönliche Bemerkung hier am Rande: es ist freilich schwer, diesen Handel heute als Binnenhandel zu bezeichnen. Ich helfe mir bei Vorträgen immer damit, daß ich ihn als Handel sui generis bezeichne.

Zu einem Punkt, der nicht direkt mit der deutschen Frage verbunden ist, möchte ich jedoch eine Anmerkung machen: Unter Punkt 13 – Interessenkalkul – gehen Sie davon aus, daß aufgrund der Tatsache, daß die BRD ein »kapitalistischer Staat« sei, in erster Linie das Finanz- und Industriekapital die herrschende gesellschaftliche Macht darstellt und daher die Interessen dieser Gruppe entscheidend für die Politik seien. Hier möchte ich darauf hinweisen, daß wir in der Bundesrepublik in einer ausgesprochen pluralistischen Gesellschaft leben, und die Politik nicht von Interessengruppen sondern politischen Parteien betrieben wird. Man macht es sich zu einfach, wenn man die BRD mit einer Gruppe des Volkes gleichsetzt.

Das gleiche gilt für die Bezeichnung der Bundesrepublik als kapitalistischer Staat. Wie Sie wissen, beruht die Wirtschaftsordnung der BRD nicht nur auf privatem Eigentum und Kapital, sondern es gibt zahlreiche Komponenten, die mindestens ebenso stark eine Rolle spielen. Ich will sie hier nicht nennen, da sie leider als Schlagworte bzw. Wahlslogans zu sehr abgenutzt sind.

Ob es innerhalb der Industrie und des Finanzwesens tatsächlich eine Zweiteilung in einen progressiven und einen militanten Flügel hinsichtlich der deutschen Frage gibt, möchte ich ebenso dahingestellt sein lassen wie die Frage, falls es eine solche Zweiteilung geben sollte: welche Gruppe das Übergewicht habe.

Zum Schluß möchte ich jedoch nicht versäumen, Ihnen zu versichern, daß ich Ihre Initiative, die deutsche Frage von Grund auf und weniger emotionell als rational neu zu überdenken, sehr begrüße.

Köln, den 15. Dezember 1965 *Otto Wolff von Amerongen*

Anmerkungen der Redaktion

Hans Frick, geboren 1930 in Frankfurt am Main, wurde 1963 im zweiten Band der *Vorzeichen* mit einem Prosatext vorgestellt. 1965 erschien sein Roman *Breinitzer*. Der Text, den wir bringen, ist der Anfang eines neuen Romans, den Frick als eine »Studie über Fanatismus« bezeichnet.

Heiner Müller, geboren 1929 in Eppendorf (Sachsen), lebt heute in Berlin (Ost). Theaterstücke: *Der Lohndrücker* und *Die Korrektur* (beide mit Inge Müller, 1956/57); *Die Umsiedlerin oder Das Leben auf dem Lande* (1956/61); *Der Bau* (1963/66); *Philoktet* (1958/66); *Herakles 5* (1964/66). Die beiden letzten Stücke sind in diesem Jahr in der edition suhrkamp erschienen. *Der Lohndrücker* wurde seit 1958 in der DDR weder neu verlegt noch aufgeführt. Das Gedicht *Oedipus, Tyrann* kommentiert eine Neubearbeitung der Tragödie des Sophokles, mit der Heiner Müller beschäftigt ist.

Heinrich Bölls *Brief an einen jungen Nicht-Katholiken* ist an Günter Wallraff gerichtet. Er bezieht sich auf dessen »Tagebuch aus der Bundeswehr«, dem er als Vorwort dienen soll. Das Buch wird im kommenden Frühjahr unter dem Titel *Atomblitz von links* bei Rütten und Loening erscheinen.

Eine erheblich erweiterte Fassung des Dossiers über den *Wirtschaftstag der CDU* von F. C. Delius wird unter dem Titel *Wir Unternehmer* noch in diesem Jahr im Verlag Klaus Wagenbach in Berlin herauskommen.

Dossier 2: Der Kommentar Léo Hamons wurde von Eva Moldenhauer übersetzt, derjenige Sergio Segres von Ettore Brissa.

Luigi Nono macht uns darauf aufmerksam, daß das Libretto seiner Oper *Intolleranza 61*, von dem im *Kursbuch 5* (Seite 29) die Rede war, auf einer Idee von Angelo Maria Ripellino basiert; Emilio Vedova hat lediglich das Bühnenbild und die Kostüme entworfen.

Planung II

Begriff und Institut des Plans

Herausgegeben von Prof. Dr. Joseph H. Kaiser, Universität Freiburg

Planung ist heute anerkannt als ein Instrument rationaler Wirtschaftspolitik und als ein Schlüsselbegriff unserer Zukunft. Vor Jahresfrist noch fast ein Tabu und häufig mit Hilfe einer ausweichenden Terminologie verdrängt, verlangt heute alle Welt danach: Unbestritten ist das Postulat einer koordinierten Planung der öffentlichen Haushalte, der Infrastruktur und der Raumordnung. Wo die Marktkräfte zur Steuerung nicht mehr voll ausreichen wie im Agrar- und Energiebereich, hat öffentliche Planung mindestens temporär eine die autochthonen Steuerungsmechanismen ergänzende, offiziell akzeptierte Funktion.

Während mit »Planung I« die Verwaltungsrechtswissenschaft im Jahre 1965 eine Wendung vollzog, indem sie »ihr Interesse der Erscheinung des Wirtschaftsplanes und anderen Planungen zukehrte, die vornehmlich vom Faktor »Zeit« bestimmt sind« (Ipsen), wurde in der wirtschaftspolitischen Praxis der Plan zu einem etablierten Institut in der Marktwirtschaft.

Um Plan und Planungsverfahren zu begreifen und zu verbessern, gilt es die Erfahrungen zu nutzen, die in längerem Zeitraum und jüngst unter Einsatz großer Forschungsmittel vor allem im militärischen Bereich erworben wurden. Hier wie in der Unternehmungsplanung spricht die westliche Welt eine gemeinsame Sprache, hat gemeinsame Verfahren und Begriffe entwickelt und weiß solche Errungenschaften von einem in den anderen Planungsbereich zu übertragen.

Planung II – ca. 350 Seiten, Format 15,3 x 22,7, Balacronemband ca. DM 35.–
Mit Beiträgen von

Joseph H. Kaiser, Einleitung; *Albrecht Graf von Schlieffen,* Begriff und aktuelle Elemente militärischer Planung; *Harald Jürgensen/Erhard Kantzenbach,* Ansatzmöglichkeiten gesamtwirtschaftlicher Planung; *Hans Peter Ipsen,* Rechtsfragen der Wirtschaftsplanung; *Fritz Gygi,* Rechtsfragen der Wirtschaftsplanung; *Roger Houin,* La Planification Française; *Placido Cesareo,* Die Entwicklung der Wirtschaftsplanung in Italien; *Joseph H. Kaiser,* Planung in der Wirtschaftskrise; *Sabino Cassese,* Begriff und Instrumente der Planung in Italien; *Toyowo Ohgushi,* Planungskompetenzen in Japan; *Eberhard Günther,* Das GWB als Instrument der planenden Verwaltung; *Wolfgang Albert,* Bundesausbauorte – Beispiel für Planung in der regionalen Wirtschaftspolitik der Bundesregierung; *S. F. L. van Wijnbergen,* Das niederländische Raumordnungsgesetz; *Hans Gerber,* Rechtsfragen der Planung im Hochschulwesen; *Ernst August Kern,* Skizzen zur Methodik und zum System der Planung.

Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden

Mitarbeiter der Hefte 1-6

Kursbuch 1

Samuel Beckett
Jürgen Becker
Pentti Saarikoski
Tadeusz Różewicz
Martina Werner
Peter O. Chotjewitz
Uwe Johnson
Karl Markus Michel
Peter Weiss
Martin Walser

Kursbuch 2

Frantz Fanon
Carlos Fuentes
Fidel Castro
Joan Robinson
Roland Barthes
Hans Magnus Enzensberger

Kursbuch 3

Michel Foucault
Carlo Emilio Gadda
Ror Wolf
Paavo Haavikko
Lars Gustafsson
August Strindberg
Lorenz Oken
Dietrich Werner
Willem F. Hermans
Heinz Häfner
Donald Barthelme
Giesela Elsner
Christian Enzensberger

Kursbuch 4

Volker Braun
Fritz Rudolf Fries
Jochen Ziem
Franco Fortini
Günter Herburger
Wolfram Flößner
Jochen Lobe
Martin Walser
Bernd Peschken
Karl Markus Michel

Kursbuch 5

Edoardo Sanguineti
Helmut Heißenbüttel
Lars Gustafsson
Alexander Bryan Johnson
Ferdinand de Saussure
Rudolf Carnap
Jurij Tynjanow
Roman Jakobson
Manfred Bierwisch
Jerry A. Fodor
Jerrold J. Katz
Claude Lévi-Strauss
Roland Barthes

Kursbuch 6

Lawrence Ferlinghetti
George Mohr
Jan Myrdal
Detlef Kantowsky
Bo Gustafsson
Maurice Dobb
Peter Weiss
Hans Magnus Enzensberger

Peter Härtling

Janek

Porträt einer Erinnerung
181 Seiten, Leinen DM 16.80

»Eine solche Leichtfüßigkeit und Lebhaftigkeit, ein solches Allegro und mitunter preziöses Stakkato, solche präzise Knappheit und Verkürzung ist selten bei deutschen Autoren. Die deutsche Literatur ist durch dieses Buch um ein bedeutendes Sprachkunstwerk reicher.«

H. Scheffel / Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Seit 1960 sind wenige deutsche Romane erschienen, die in gleicher Weise literarische Ansprüche und kombinationsfreudige Leselust befriedigen.«

J. Hoffmann / Christ und Welt

»Eine an sich einfache Handlung, durchwaltet von der Erzählkunst Peter Härtlings, eines Autors, der sich seiner Mittel nun sicher geworden ist und sie anzuwenden weiß. Wiedererinnerte Zeit, wiedererinnertes Leben – ›Janek‹ ist das Buch vom Rausch des Sich-Erinnern-Müssens.«

K. Krolow / Tagesspiegel

»Hier ist ein Schriftsteller dabei, jenseits von sensationellen Aktualitäten seinen eigenen künstlerischen Weg zu finden. In den besten Teilen dieses Buches stellt sich die völlige Kongruenz zwischen Sache und Sprache her.«

W. Hädecke / Hessischer Rundfunk

Außerdem erschienen von Peter Härtling
Niembsch oder Der Stillstand. Eine Suite. 2. Auflage. 176 Seiten, Leinen DM 16.80 / *Im Schein des Kometen.* Roman. 243 Seiten, Leinen DM 14.80
Vergessene Bücher. Hinweise und Beispiele. 253 Seiten, Paperback DM 13.50
Palmström grüßt Anna Blume. Essay und Anthologie der Geister aus Poetia. 196 Seiten, Leinen DM 12.80 / *Spielgeist, Spiegelgeist.* 56 Seiten, Pappband DM 7.80 / *Yamins Stationen.* 2. Auflage, broschiert DM 14.80

Henry Goverts Verlag

Rückgabe spät

Im Jahr 1961 erschien bei Suhrkamp unter dem Titel ›Illuminationen‹ eine erste Auswahl aus den Schriften Walter Benjamins für diejenigen Interessenten, denen die zweibändige Ausgabe der ›Schriften‹ ihres Preises wegen nicht erreichbar war. Nun folgt

Walter Benjamin: Angelus Novus

Suhrkamp Hausbuch 1966 · 546 Seiten · Leinen DM 15.–

Die zweibändige Ausgabe der ›Schriften‹ ist vergriffen; sie wird in der bisherigen Form nicht wieder aufgelegt, dafür ist eine auf drei Bände angelegte vollständigere und in ihrem Wortlaut gesicherte Ausgabe in Vorbereitung, die jedoch kaum vor 1970 erscheinen wird. Um dennoch den Freunden Benjamins die Möglichkeit zu geben, möglichst viele Texte schon vorher kennenzulernen, hat sich der Verlag zu diesem zweiten Auswahlband entschlossen. ›Angelus Novus‹ sollte eine von Benjamin geplante Zeitschrift heißen; außerdem existiert ein Aufsatz mit diesem Titel (in ›Illuminationen‹) über ein Bild von Paul Klee. Der neue Band enthält Lesestücke, Essays und Kritiken, wovon etwa ein Drittel bisher im Suhrkamp Verlag noch nicht publiziert wurden. Die Kenntnis Benjamins wird über das in den ›Schriften‹ Geleistete hinaus erweitert.

Von Walter Benjamin liegen im Suhrkamp Verlag vor:

Angelus Novus. 546 Seiten, Leinen DM 15.– (Herbst 1966)
Briefe. Zwei Bände. Etwa 800 Seiten, Leinen ca. DM 48.– (Herbst 1966)
Illuminationen. Ausgewählte Schriften. 445 Seiten, Leinen DM 8.80
Ursprung des deutschen Trauerspiels. 272 Seiten, kart. DM 10.50
Berliner Kindheit um 1900. 183 Seiten. Bibliothek Suhrkamp DM 5.80
Einbahnstraße. Aphorismen. 129 Seiten. Bibliothek Suhrkamp DM 4.80
Städtebilder. 111 Seiten. edition suhrkamp 3 Mark
Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. edition suhrkamp 3 Mark
Tableaux Parisiens. 99 Seiten. edition suhrkamp 3 Mark
Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze. 110 Seiten. edition suhrkamp 3 Mark

Suhrkamp Verlag

Kursbuch 8
(Ankündigung)

Keine Wissenschaft hat das allgemeine Bewußtsein weiter hinter sich zurückgelassen als die Mathematik. Der »kulturelle Abstand« zwischen ihren Fragestellungen und Ergebnissen und der sogenannten Allgemeinbildung macht hundert, vielleicht zweihundert Jahre aus. Angesichts der zunehmenden Mathematisierung der gesellschaftlichen und ökonomischen Prozesse (die Entfaltung der elektronischen Rechenautomaten ist nur ein Indiz dafür) mutet dieser Zustand sonderbar, ja gefährlich an. Am Abstraktionsgrad und an den Schwierigkeiten der Darstellung allein kann es nicht liegen: auch Disziplinen wie die Astrophysik, die Molekularbiologie und die Genetik sind der Anschauung kaum zugänglich. Dennoch sind sie ins allgemeine Bewußtsein eingegangen. Das *Kursbuch 8* wird versuchen, mit möglichst einfachen Mitteln der Darstellung in das Terrain der modernen Mathematik vorzudringen. Thematische Schwerpunkte: Die Grundlagenkrise der Mathematik, die Theorie der Automaten, das Verhältnis von Mathematik und Gesellschaft. Autoren: Bertrand Russell, John von Neumann, Ludwig Wittgenstein, Raymond Queneau u. a.

Dieter
Wellershoff
Ein schöner Tag

Roman. 233 Seiten
Leinen DM 17.80

Drei Menschen versuchen gegeneinander und jeder für sich ihr Leben zu ändern und geraten dabei in einen sich ständig steigernden Konflikt.
Das Buch fällt auf durch Intensität und Differenziertheit der Menschendarstellung.

Kiepenheuer & Witsch

Erich Arendt

Unter den Hufen des Winds
Ausgewählte Gedichte aus den Jahren 1926–1965 des 1952 mit dem «DDR Nationalpreis» und 1965 mit dem «Johannes R. Becher-Preis» ausgezeichneten Lyrikers.
Mit einem Vorwort von Volker Klotz.
Rowohlt Paperback Band 51. 1.–2. Tsd. 224 Seiten. DM 12,80

Konrad Bayer

Der sechste Sinn
Die gesammelten Texte geben erstmals umfassenden Überblick über das Gesamtwerk dieses Wiener Avantgardisten.
Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Gerhard Rühm.
1.–2. Tausend. 316 Seiten. Mit einem 6farbigen Frontispiz von Friedrich Hundertwasser. Pappband DM 26,00

Friederike Mayröcker

Tod durch Musen
Poetische Texte aus den Jahren 1945–1965 der mit dem «Förderungspreis der Theodor-Körner-Stiftung» ausgezeichneten österreichischen Lyrikerin.
Mit einem Nachwort von Eugen Gomringer.
800 numerierte und von der Autorin signierte Exemplare.
200 Seiten. Pappband DM 20,00

Dietrich Werner

Bemühungen in der Luft
und andere Ungelegenheiten
Bizarre Erzählungen: das Debüt des 1965 mit dem «Förderungspreis der Stadt Karlsruhe» ausgezeichneten Autors.
1.–3. Tausend. 136 Seiten. Pappband DM 12,80

Der Rowohlt Verlag verlegt u. a. auch die folgenden Autoren: Peter O. Chotjewitz, Gisela Elsner, Hubert Fichte, Rolf Hochhuth, Hermann Peter Piwitt, Peter Rühmkorf, Rino Sanders, Eckard Sinzig.

Rowohlt Verlag